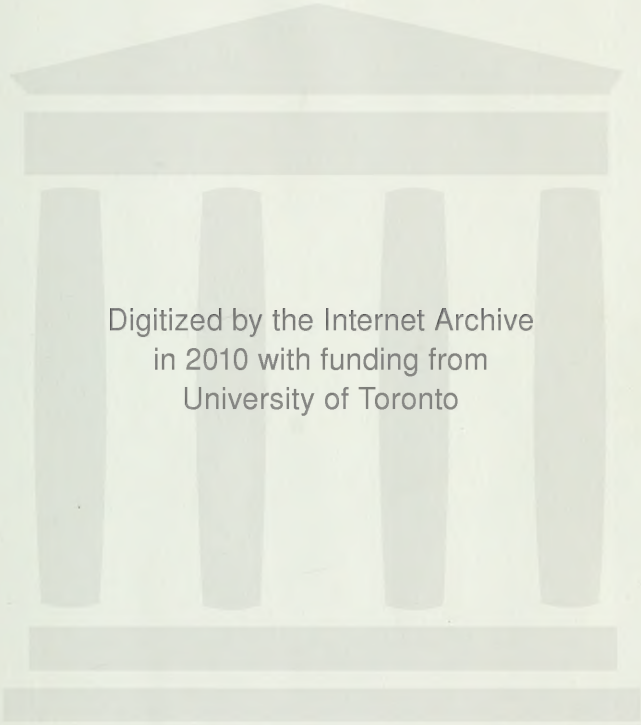
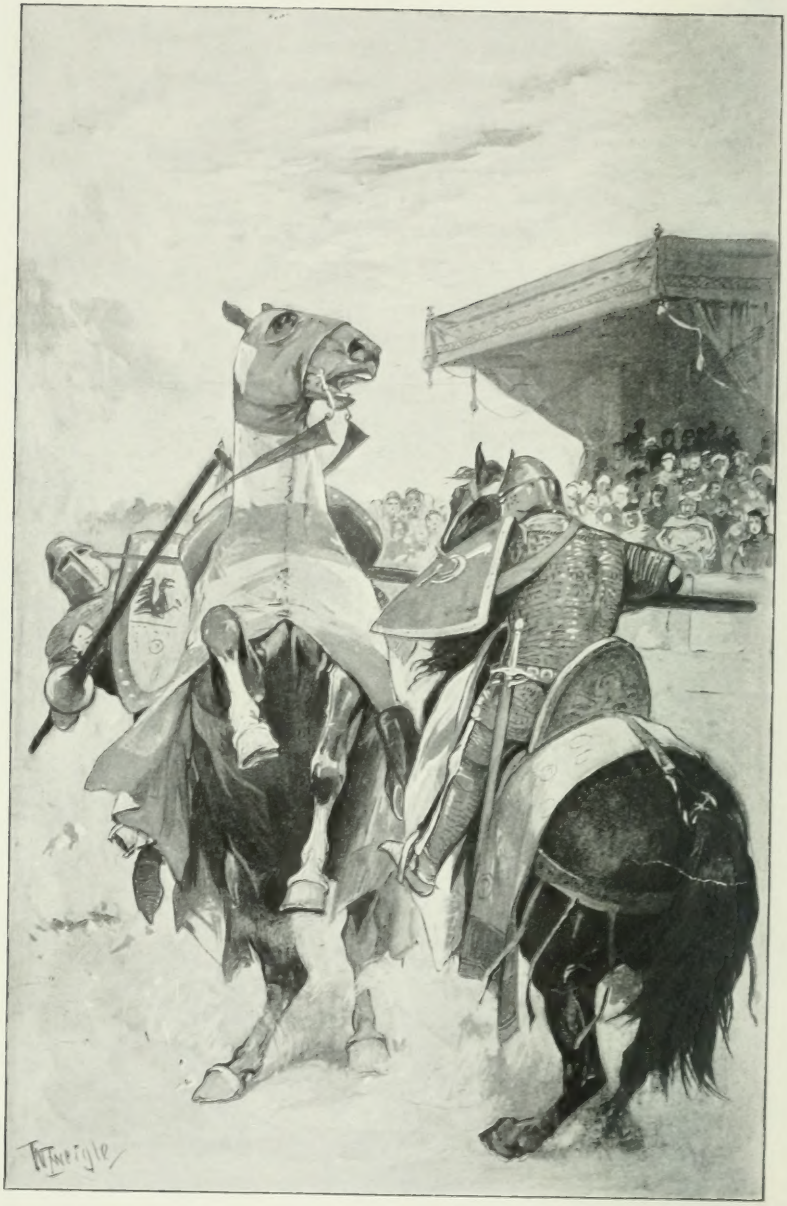
Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Dr. H.O.L. Fischer


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/ivanhoeeinhistor00scot



Zu Seite 63.

LE
S431i
.Gg

Ivanhoe.

Ein historischer Roman von Walter Scott.

Für die reifere Jugend frei bearbeitet

von

Albert Geyer.

Illustriert von W. Zweigle.

478531
3.9.48

Leipzig,
Verlag von Abel & Müller.
1903.

PR
5318
A53
1903

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel: Historisches. — Zwei sonderbare Gestalten. — Auf dem Wege nach Rotherwood 5

Zweites Kapitel: Ein Sachsentypus. — Hohe Gäste 21

Drittes Kapitel: Isaak von York. — Auf der Flucht 32

Viertes Kapitel: Vorbereitungen zum Turnier. — Große Triumphe eines unbekannten Ritters. — Lady Rowena wird Turnierkönigin 48

Fünftes Kapitel: Der schlaue und beglückte Kurt. — Unter den Gesellen des heiligen Nikolaus 70

Sechstes Kapitel: Ivanhoes Sieg. — Ein guter Schütze. — Waldemar Fitzurse, der ränkevolle Staatsmann 85

Siebentes Kapitel: Zwei fröhliche Zecher. — Banditenspiel 112

Achtes Kapitel: Hinter Schloß und Riegel. — Treue Vaterliebe. — Standhaftigkeit. — Eine Heldin 141

Neuntes Kapitel: Gegenseitig herausgefordert. — Wambas Opfermut. — Entwischt 166

Zehntes Kapitel: Das Dunkel lichtet sich. — Wie ein Ritter gern möchte, aber nicht kann. — In Todesqualen. — Gerechte Vergeltung 192

Elftes Kapitel: Unter der Eiche auf Harthill-Walk. — Hohes Lösegeld 227

Zwölftes Kapitel: Ein ehrloser Charakter 248

Dreizehntes Kapitel: Ein fanatischer Greis. — Als Hexe verurteilt . 255

Vierzehntes Kapitel: Listige Versucher. — Der schwarze Ritter gibt sich zu erkennen. — Vom Tode erstanden 281

Fünfzehntes Kapitel: Ein Gottesgericht. — Schluß 305

Erstes Kapitel.

Historisches. — Zwei sonderbare Gestalten. — Auf dem Wege nach Rotherwood.

In der vom Don bewässerten Gegend Englands breitete sich in alter Zeit zwischen Sheffield und Doncaster eine große, an sanften Hügeln und lieblichen Tälern reiche Waldung aus. Überreste dieses herrlichen Waldes treffen wir noch in den Herrensitzen zu Wentworth, Wharncliffe Park und bei Rotherham an. Hier, wo einst der fabelhafte Drache von Wantley gehaust haben soll, wo die blutigsten Schlachten zwischen der weißen und roten Rose geschlagen worden sind, ist der Hauptschauplatz unserer Geschichte.

Es war um das Ende des zwölften Jahrhunderts, als Richard I., der tapfere Sohn Heinrichs II., nachdem er über ein Jahr auf der Felsenburg Dürrenstein und dem Schloß Trifels in Gefangenschaft gesessen hatte, die er sich durch gröbliche Verletzung des Herzogs Leopold von Österreich zugezogen hatte, nach England zurückkehrte. Seine trostlosen Untertanen mußten während der Zeit, da ihr Herrscher in strengem Gewahrsam gehalten wurde, eine Menge drückender Plackereien leiden. Die durch Richards Vater zur Unterwerfung unter die Krone gebrachten Großen des Landes nahmen jetzt allen Unfug ihrer alten, unter König Stephan (1105—1154) erlangten Freiheiten wieder auf, kümmerten sich äußerst wenig um die schwache Einsprache des englischen Staatsrates, vermehrten die Zahl ihrer Hörigen und befestigten ihre Schlösser, um sich im Falle der bevorstehenden nationalen Wirren machtvoll erweisen zu können.

Die Lage des kleinen Adels, der gesetzlich berechtigt war, sich von dieser Lehnstyrannei für unabhängig zu halten, gestaltete sich besonders mißlich. Stellte er sich unter den Schutz eines der kleinen

Könige und verpflichtete er sich in einem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündnis, ihm in seinen Unternehmungen beizustehen, dann hatte er sich wohl eine Zeitlang Ruhe erkauft, aber nur mit Aufopferung der so teuren Unabhängigkeit, und auf die Gefahr hin, früher oder später doch einmal in irgend einen tollkühnen Handstreich seines Schutzherrn verwickelt zu werden. Außerdem besaßen diese großen Barone genügend Mittel, ihre weniger machtvollen Nachbarn, die es gelüstete, sich von ihrer Autorität zu befreien, zu verfolgen, zu quälen, ja oft bis an den Rand der Vernichtung zu treiben.

Zu diesen unerquicklichen Zuständen trugen die aus der Eroberung des Herzogs Wilhelm von der Normandie hervorgehenden Verhältnisse ebenfalls nicht wenig bei, die Tyrannei der Adligen und die Leiden der Niedrigeren auf die Spitze zu treiben. Vier Geschlechter hatten nicht genügt, das feindliche Blut der Normannen und Angelsachsen zu befreunden, und zwei feindliche Generationen, von denen sich eins im Vollgefühl des Sieges blähte, während das andere unter den Folgen der Niederlage seufzte, durch eine gemeinschaftliche Sprache und gemeinsame Interessen zu vereinigen. Seit der Schlacht bei Hastings lag alle Macht in den Händen des normannischen Adels. Diese Macht war aber, statt sie weise anzuwenden, mißbraucht worden. Das ganze Geschlecht der sächsischen Edlen war — bis auf wenige Ausnahmen — vernichtet oder ihres Besitztums entledigt worden. Sämtliche Herrscher des normannischen Geschlechts hatten eine ungeschminkte Vorliebe für ihre normannischen Untertanen an den Tag gelegt; die übrigen unterworfenen Einwohner angelsächsischer Abstammung aber wurden unter das Joch des Jagdgesetzes und mehrerer anderer Bestimmungen gebeugt, was den Druck der lehnsherrschaftlichen Ketten, mit welchen sie gefesselt waren, noch fühlbarer machte. Überall, am Hof, in den Schlössern der Reichen und Edlen und vor Gericht bediente man sich der normannisch-französischen Sprache. Sie war die Sprache der Ehre, der Ritterlichkeit, während das kraftvollere Angelsächsisch den Geringen des Landes, den Bauern und Knechten, die keine andere Sprache kannten, überlassen blieb.

Diese kurze Schilderung der Dinge, wie sie damals lagen, glaubte ich geben zu müssen, damit der Leser nicht vergessen möge, daß, obgleich der Bestand der Angelsachsen als eines getrennten

Volkes sich nach der Regierung Wilhelms II. weder durch Kriege, noch durch Aufstand und Empörung kundgab, doch die großen nationalen Verschiedenheiten zwischen ihnen und ihren Besiegern noch bis zur Zeit Eduards III. fortlebten. Auf diese Weise blieb die Erinnerung an die durch die Eroberung geschlagenen Wunden in den Herzen der besiegten Sachsen immer lebendig, und die tiefe Kluft zwischen ihnen und den siegreichen Normannen wurde nicht überbrückt.

* * *

Das Licht der untergehenden Sonne lag auf einer der üppigen grasigen Lichtungen des Waldes am Don. Ungezählte Eichen, die vielleicht schon den Marsch der römischen Armeen mit angesehen hatten, streckten ihre breithäuptigen Kronen über den bunten Teppich des köstlichen Rasens. Hier und da mengten sich Buchen, Stechpalmen und Sträucher unter sie, und drängten sich so dicht an- und gegeneinander, daß die schrägen Strahlen der sinkenden Sonne kaum durch das dichte Blätterdach hindurchfallen konnten. An einigen anderen Stellen wich der Baumwuchs zurück und bildete herrliche Aussichtspunkte, die wieder zu lauschigen Plätzen süßer Waldeinsamkeit führten, wo das rote Sonnenlicht in breiten Streifen und Flecken sich auf moosbewachsene Baumstümpfe, abgefallene Zweige und saftiges Gras legte.

In der Mitte einer Lichtung erhob sich eine altehrwürdige Eiche. Sie schien dem Ritus des Druidenaberglaubens geweiht gewesen zu sein; denn auf der Höhe eines Hügels, der eine seltene Regelmäßigkeit zeigte, waren noch deutlich die Überreste eines aus großen unbehauenen Steinen ausgeführten Kreises zu erkennen. Sieben derselben standen aufrecht, die übrigen lagen, da sie wahrscheinlich von dem Eifer eines zum Christentum Bekehrten von ihrer ursprünglichen Stelle gewaltsam entfernt worden waren, auf dem Hügel chaotisch verstreut. Ein besonders großer Stein hatte seine Lage an dem Fuß des Hügels gefunden, wo er den Lauf eines Bächleins hemmte, das in lautem Unwillen über die Störung murmelnd weiter floß.

Dies reizvolle Landschaftsbild wurde durch zwei menschliche Figuren vollendet, deren Äußeres ganz den ländlichen Charakter

verriet, der zu jener Zeit den Waldgegenden des westlichen Teils von Yorkshire eigentümlich war. Der Ältere zeigte ein rohes, wildes Aussehen. Sein Anzug ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Er bestand aus einer, aus gegerbten Tierfellen verfertigten, eng anliegenden Ärmeljacke, deren Haar bereits so stark abgescheuert war, daß man kaum erkennen konnte, welches Tier das Pelzwerk geliefert hatte. Das häßliche Gewand reichte vom Hals bis zu den Knieen, und an seinem oberen Teile zeigte es einen Ausschnitt, der eben groß genug war, um den Kopf durchstecken zu können. Während man an den Füßen Sandalen bemerkte, die mit Bärenhautriemen befestigt waren, schlang sich um die Waden ein Stück dünnes Leder, das aber die Kniee frei ließ, wie bei den schottischen Hochländern. Um den Leib schlang sich ein breiter, mit einer Messingschnalle versehener Ledergürtel, an dem auf der einen Seite eine Art Beutel, auf der anderen ein Widderhorn hing, das zum Blasen eingerichtet war. An demselben Gurt steckte ein langes, breites, scharf zugespitztes und zweischneidiges Messer mit Horngriff, das man damals schon „Sheffieldklinge" nannte. Da der Mann keine Kopfbedeckung trug, so konnte man sein Haupthaar deutlich erkennen. Es war ungemein dicht, wirr und von der Sonne zu einem rötlichen Braun versengt, so daß es von der gelben Farbe des langen Barthaares seltsam abstach. Auf einem Messingreif ohne Öffnung, der um seinen Hals festgelötet war, so daß er erst dann abgelegt werden konnte, wenn man ihn durchfeilt hatte, stand in sächsischen Lettern geschrieben: „Kurt, Sohn des Beowulph, geborner Leibeigner des Cedric von Rotherwood."

Neben dieser seltsamen Gestalt, dem Schweinehirten des Herrn von Rotherwood, saß auf einem umgestürzten Druidenstein ein dem Anscheine nach um zehn Jahre jüngerer Mensch, dessen Kleidung zwar denselben Schnitt als die seines Gefährten, aber besseren Stoff in phantastischerer Zusammenstellung zeigte. Außer der purpurroten Jacke, die mit ungeheuerlichen Mustern in den verschiedensten Farben bemalt war, trug er einen kurzen, kaum bis zum halben Oberschenkel reichenden Mantel von schmutzigrotem Tuch und gelbem Futter. Da er sich ganz in denselben einwickeln konnte, so bildete der Mantel durch das Mißverhältnis seiner Kürze zu der enormen Weite eine höchst phantastische Gewandung. Auf den Armen des Mannes

zeigten sich dünne Silberspangen, und um den Hals lag ein Metallreif, der die Inschrift trug: „Wamba, Sohn des Witleß, Leibeigner des Cedric von Rotherwood.“ Die Sandalen Wambas glichen denjenigen Kurts, seine Waden aber steckten nicht in Lederrollen, sondern in Gamaschen, von denen die eine rot, die andere gelb aussah. Von seiner ledernen Mütze, die in einen langen Zipfel endigte, der bis auf die rechte Schulter herabfiel und an dem eine große Anzahl Klingeln befestigt waren, durchdrang unaufhörlich der Ton der Glöckchen die Luft. Betrachtete man endlich den schlauen, höhnischen Gesichtsausdruck dieses sonderbar herausgeputzten Menschen, so erkannte man sofort einen jener Hausnarren in ihm, die die damaligen Edlen sich zum Zeitvertreib für müßige Stunden hielten. Auch er trug wie die adligen Herren einen Beutel am Gurt, statt des Hornes oder Messers aber ein hölzernes Schwert.

Wie diese beiden Menschen in ihrem Äußeren, so waren sie auch in ihrem ganzen Wesen verschieden. Traurig und niedergeschlagen blickte Kurt zur Erde, und man würde ihn für gleichgültig gehalten haben, hätten nicht zuweilen seine Augen jenes aufblitzende Feuer gezeigt, das den Geist des offenbaren Widerstandes bekundet, der jederzeit zur Auflehnung gegen erduldete Unterdrückung bereit ist. Wambas Miene hingegen zeigte, wie dies bei Leuten seines Standes und Berufes stets der Fall 'zu sein pflegt, eine gewisse fieberhafte Neugierde und ein selbstbewußtes Behagen.

Beide Männer unterhielten sich.

„Diese höllischen Schweine!“ rief Kurt, der vergeblich in sein Horn geblasen hatte, um seine Herde zu sammeln.

Die Tiere hatten zwar mit einem melodischen Grunzen Antwort gegeben, sich aber keineswegs beeilt, das üppige Mahl zu verlassen oder sich aus dem Schlamme des sumpfigen Flußufers zu erheben, in dem sie sich behaglich wälzten.

„Fluch über sie und mich!“ stieß Kurt heraus. „Wenn der zweibeinige Wolf nicht vor Anbruch der Nacht ein paar aufschnappt, will ich kein Mann sein. Hier, Fangs!“ rief er einem zottigen Wolfshund zu, der eiligst herbeisprang, als wollte er seinem Herrn beistehen, die widerspenstigen Vielhufer zusammenzutreiben. Statt dessen trieb er sie aber in Wirklichkeit — ob aus Mißver-

stand, Bosheit oder Unkenntnis seiner Pflichten, wissen wir nicht — noch mehr auseinander.

„Möchtest du zu allen Teufeln laufen!“ wetterte Kurt. „Und die Mutter alles Bösen strafe den Förster, der auf höheren Befehl unseren Hunden die Vorderpfoten abschneidet und sie dadurch zu ihrem Geschäft untauglich macht. Doch bitte ich dich, Wamba, hilf mir! Schleiche dich um den Hügel, daß du den Grunzern unter dem Wind nahe kommst. Ist dir das gelungen, dann kannst du sie wie sanfte Lämmer vor dir hertreiben.“

„Du scheinst wenig Ehrerbietung vor meiner hohen Person und königlichen Garderobe an den Tag zu legen,“ entgegnete Wamba, ohne sich vom Fleck zu rühren. „Ich soll meine feine Kleidung durch den Schmutz tragen. Nein, mein Lieber, daraus wird nichts! Aber laß dir raten, Kurt! Rufe Fangs zurück und überlasse das borstige Getier seinem Schicksal. Glaube mir, stoßen die Schweine auf wandernde Pilger und herumreisende Soldaten und Geächtete, so werden sie gewiß vor Tagesanbruch zu deinem nicht geringen Schrecken in Normannen umgewandelt worden sein.“

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete Kurt, „erkläre dich deutlicher; denn mein Hirn ist zu wüst und mein Sinn zu ärgerlich, um Rätsel lösen zu können.“

„So höre!“ begann Wamba. „Wie heißen die auf allen vieren herumlaufenden grunzenden Bestien?“

„Es sind die Schweine, das weiß doch jedes Kind.“

„Recht so! Schwein ist gut Sächsisch. Aber wie heißt das Beest, wenn es geschlachtet und an den vier Beinen aufgehangen wird?“

„Pork —“

„Richtig — und dies Wort ist Normannisch. Also: Steht das lebende Tier unter Obhut eines sächsischen Sklaven, so hat es seinen sächsischen Namen, kommt es aber geschlachtet in das Schloß und auf die Tafel der ‚Edlen‘, so wird es gleich zum Normannen und mit dem normannischen Wort genannt.“

„Du redest die Wahrheit,“ meinte Kurt; „fast nichts weiter hat man uns gelassen als die Luft, die wir einatmen, und auch diese gewährt man uns nur, um unsere Kraft zum Sklavendienst zu erhalten. Sie nehmen das Schönste und Beste für ihre Tafel,

das Lieblichste für ihr Lager und die Tapfersten des Landes für ihre Soldatenrotten, um sie in fernen Welten verbluten zu lassen, und nur wenige bleiben hier, die unglücklichen Sachsen zu beschützen. Gott segne Cedric, unseren Herrn, der die besten Absichten mit uns hat; aber sobald Reginald Front de Boeuf hierher kommt, wird es sich zeigen, wie wenig Cedrics Bemühungen nützen können. — Hier, Fangs," fuhr er mit lauter Stimme fort, „hier! — Schön, daß du sie alle hast. Nun treibe sie vor dir her, Bursche!"

„Kurt," drohte Wamba mit dem Finger, „was hast du getan? Jetzt sehe ich ganz deutlich, daß du mich für einen Narren hältst, sonst würdest du nicht so mutwillig deinen Kopf in meinen Rachen gesteckt haben. Was meinst du, was mit dir geschehen würde, wenn ich von deinen verräterischen Reden nur ein Wort zu Reginald Front de Boeuf oder zu Philipp von Malvoisin sagen würde? Du wärest ein verlorner Schweinehirt und noch an demselben Tage baumeltest du als ein Schreckensbild für alle Lästerungen an einem dieser Bäume."

„Schuft, willst du mich verraten?" schrie Kurt.

„Um keinen Preis; das wäre die Tat eines weisen Mannes — ein Narr tut das nicht. — Doch still, was höre ich?"

Er horchte und vernahm fernes Pferdegetrappel.

„Was kümmert uns das!" meinte Kurt, der seine Herde jetzt über einen rasigen Abhang trieb.

„Ich muß aber die Reiter sehen," versetzte Wamba. „Vielleicht kommen sie aus dem Feenlande als Abgesandte des Königs Oberon."

„Dummkopf," rief der Schweinehirt, „wie magst du nur so töricht reden, wenn in einer Entfernung von kaum einer Viertelstunde ein solch schreckliches Ungewitter haust? Hörst du nicht den Donner rollen? Jetzt sieh, wie die Tropfen fallen! Laß uns trachten, nach Hause zu kommen, bevor das Unwetter losbricht; denn es wird eine fürchterliche Nacht geben!"

Obgleich Wamba kein Wetterprophet war, so schien ihm die Richtigkeit dieser Worte doch einzuleuchten, und eiligst folgte er seinem Gefährten, der hastig der von Fangs in Ordnung gehaltenen Herde nachschritt.

* * *

Die Reiter hatten Kurt und Wamba bald eingeholt. Es waren ihrer zehn, von denen die beiden vordersten ein höheres Ansehen als die übrigen genossen. Der eine war offenbar ein hochgestellter Geistlicher. Sein Kleid glich dem eines Cisterciensermönchs, nur war es von bedeutend feinerem Stoffe, als es die Regeln dieses Ordens gestatteten. Der aus flandrischem Tuch bestehende Mantel fiel in reichen, ziemlich anmutigen Falten an seiner hübschen, etwas korpulenten Gestalt herab. Die Gesichtszüge verrieten ebenso wenig Entsagung, als sein Kleid Verachtung weltlicher Pracht. Man hätte ihren Ausdruck gut nennen können, wenn nicht die Augen jenes epikuräische Zwinkern erkennen ließen, das den vorsichtigen Wollüstling verrät. Obwohl seine Miene den Ausdruck gemütlicher, geselliger Neigungen trug, so wußte er ihr doch, wenn es nötig tat, auch eine feierliche Tünche zu geben. Auf einem wohlgenährten, reichgezäumten Maultier sitzend, dessen Zügel nach der Mode jener Tage Silberschellen zierten, zeigte seine Haltung keineswegs klösterliche Unbeholfenheit, sondern die leichte Anmut eines geübten Reiters; auch erkannte man sofort, daß ein so einfaches Reittier wie ein Maulesel diesem Mönch nur ausnahmsweise diente. Sein eigentliches Tier, das von einem Laienbruder des Gefolges geführt wurde, war eine der schönsten Stuten, die je in Andalusien gezüchtet worden sind. Sattel und Schabracke dieses edlen Rosses waren von einer Decke verhüllt, die eine Menge eingestickter Kreuze und Bischofsmützen erkennen ließ. Ein zweiter Laienbruder führte ein mit Gepäck reich beladenes Lasttier des kirchlichen Würdenträgers. Zwei weitere Mönche desselben Ordens bildeten die Nachhut des Zuges; sie lachten und scherzten miteinander, ohne sich sonderlich um die übrigen Glieder des kleinen Trupps zu kümmern.

Der Gefährte des hohen geistlichen Herrn mochte etwa vierzig Jahre alt sein. Er war groß, kräftig und muskulös und zeigte trotz seiner Magerkeit doch eine Widerstandskraft, die bereit ist, Hunderten von Anstrengungen und Strapazen zu trotzen. Auf seinem Kopfe saß eine pelzverbrämte, scharlachrote Kappe, die das Gesicht völlig frei ließ, so daß man die von Natur mächtigen, imposanten Züge, die jedermann mit Ehrfurcht erfüllen mußten, erkennen konnte. Sie waren durch die tropische Sonne fast negerschwarz gebrannt

und schienen im gewöhnlichen, als schlummerten sie nach vorübergebrauftem Sturm; aber das krampfartige Zucken der Oberlippe, die mit einem dicken Schnurrbart geziert war, sowie die vortretenden Stirnadern zeigten an, daß der Sturm der Leidenschaft jederzeit wieder losbrechen könne. Seine scharfen, durchdringenden Augen erzählten viele Geschichten von überwundenen Schwierigkeiten und übernommenen Gefahren, und über seine Stirn lief eine tiefe Narbe, die seinem Antlitz einen finsteren Ausdruck verlieh, der noch durch ein beschädigtes Auge vergrößert wurde.

Die Kleidung dieses Mannes, die aus einem langen geistlichen Mantel bestand, gehörte keinem der vier regulären Mönchsorden an. Sie zeigte eine scharlachrote Farbe und an der rechten Schulter ein eigentümlich geformtes Kreuz von weißem Tuch. Das Oberkleid verhüllte etwas, das mit dem geistlichen Amt keineswegs im Einklang stand, nämlich ein feingearbeitetes Panzerhemd mit langen Ärmeln und Handschuhen von demselben Material. Der vorn offenstehende Mantel ließ sehen, daß auch die Vorderseite seiner Schenkel mit einem Panzer bedeckt war, während Kniee und Füße durch dünne, kunstvoll zusammengehaltene Stahlplatten geschützt wurden. Eine vom Knie bis zum Fußknöchel reichende Panzerhose vervollständigte die Rüstung des Reiters nach unten, während ein langer zweischneidiger Dolch, die einzige an der Person wahrnehmbare Verteidigungswaffe, noch an seinem Gürtel hing.

Der Mann ritt einen kräftigen Zelter. Er hätte ja auch sein Streitroß, das ihm von einem Knappen nachgeführt wurde, benutzen können, aber er wollte es offenbar schonen. Ein zweiter Knappe trug neben seines Gebieters Lanze, von deren Spitze ein Fähnlein mit weißem Kreuze flatterte, auch noch einen kleinen dreieckigen Schild, der oben breit genug war, die Brust zu schützen, nach unten aber in eine Spitze auslief. Der Wahlspruch war wegen des darübergeworfenen scharlachroten Tuches nicht zu sehen.

Diesen beiden Knappen folgten zwei dunkelfarbige Begleiter mit weißem Turban und in orientalischer Kleidung. Der Gesamteindruck, den die ganze Gesellschaft machte, war ein wilder, ausländischer. Die Dienerschaft trug silberne Ringe am Hals und Reifen von demselben Metall an Armen und Beinen. Ganz im

Gegensatz zu der militärischen Einfachheit ihrer Anzüge stand die daran verschwendete Seide und Stickerei. Von noch kostbarerer Arbeit aber waren die an Griff und Scheide mit Gold eingelegten Säbel und türkischen Dolche. Jeder Knappe hatte vor sich am Sattelknopf ein Bündel meterlanger, mit scharfen Stahlspitzen versehener Pfeile oder Wurfspieße, wie sie von den Sarazenen verwendet wurden. Ein gleich fremdartiges Aussehen wie die Reiter zeigten die Rosse. Sie waren arabischer Herkunft, und ihre schlanken Beine, dünnen Fesseln, weichen Mähnen und ihre leichte elastische Gangart bildeten einen gewaltigen Gegensatz zu den grobknochigen, schweren Pferden, die man in Flandern und in der Normandie züchtete.

Wamba und sein Gefährte wurden in ihrer Aufmerksamkeit durch diesen Reitertrupp gefesselt. Ersterer erkannte den Mönch als den Prior von Jorvaulx-Abtei, der allgemein als Verehrer der Jagd, der Tafel und mancher anderer weltlicher Vergnügung angesehen wurde. Allein in dieser Beziehung waren die Ansichten der Landesbewohner so freisinnig, daß der Prior Aymer sich trotz seines verhältnismäßig lockeren Lebens eines guten Leumunds erfreute. Er war stets freundlich und gefällig, bewilligte gern kleineren Vergehen Absolution, und das machte ihn zum Liebling des hohen und niederen Adels, zu dem er als Abkömmling einer angesehenen normannischen Familie vielfach in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Besonders wußte er sich in die Gunst der Frauen einzuschmeicheln, verstand er es doch, die schreckliche Langeweile zu bannen, die zu jener Zeit in den alten Feudalschlössern herrschte. Der Prior war außerdem ein Liebhaber des Sports; er besaß die besten Falken, die flüchtigsten Windhunde — und das machte ihn bei der Jugend beliebt. Dem Alter gegenüber trat er, wo es galt, mit unglaublicher Würde auf. Seine Belesenheit, die im allgemeinen eine oberflächliche war, genügte, der ihm aufstoßenden Unwissenheit mit geistiger Überlegenheit zu begegnen. Dazu kam ferner die Ernsthaftigkeit seines Benehmens und die Würde, mit welcher er die Autorität der Kirche und Geistlichkeit verkündete, und das alles brachte ihn in den Geruch großer Heiligkeit. Selbst die Proletarier, diese strengsten Kritiker der Höherstehenden, übten Nachsicht mit des Priors Schwächen. Er hatte der Armut gegenüber stets eine offene

Hand, und wir wissen, die Mildtätigkeit verschleiert gar oft Fehler, wo es nicht am Platze ist. Seine Einkünfte, die er aus dem Kloster erhielt, deckten nicht bloß seine eigenen bedeutenden Auslagen, sondern auch jene Gaben, die er in so reichem Maße austeilte. Blieb Prior Aymer allzulange bei der Tafel sitzen, oder jagte er etwas zu toll, so entschuldigte man das mit den Worten, daß dergleichen Unregelmäßigkeiten auch bei solchen Mönchen vorfielen, die doch bei weitem nicht seine besseren Eigenschaften aufzuweisen hätten.

Kurt und Wamba kannten den Prior, den sie demütig grüßten. Nachdem sie einen Dank zurück erhalten hatten, fragte er, ob sie niemanden wüßten, der aus Liebe zu Gott und aus Ergebenheit für die heilige Kirche zweien ihrer demütigsten Diener mit ihrem Gefolge für eine Nacht Gastfreundschaft und Erfrischung gewähren würde.

Da der selbstbewußte Ton seiner Stimme seltsam gegen die frommen Worte abstach, so sagte Wamba: „Zwei der demütigsten Diener der heiligen Kirche! Dann möchte ich einmal die höchsten Diener sehen!“ — war aber schlau genug, es nicht laut auszusprechen. Erst hierauf ließ er seine Stimme hören und antwortete:

„Belieben die Herren einen reichen Tisch und eine gute Wohnung, so führt sie ein Ritt von wenigen Meilen zu der Priorei von Brinxworth. Wenn sie dem aber einen Bußtag vorziehen, so steht hinter jenem wilden Abhang die Einsiedelei von Copmanhurst. Dort hat der fromme Mönch von seinem geringen Obdach und mageren Imbiß gewiß noch etwas übrig.“

Keiner dieser Vorschläge schien dem Prior zuzusagen; er schüttelte den Kopf und sagte:

„Weißt du nicht, guter Freund, daß wir Geistlichen nicht gegenseitig Gastfreundschaft fordern, sondern lieber bei den Laien einkehren, denen wir in diesem Fall Gelegenheit bieten, Gott zu dienen, indem sie seine Diener ehren und unterstützen? Ich glaube, das Geklingel deiner Schellen hat deinen Kopf verwirrt, sonst würdest du mir nicht solche Wege vorgeschlagen haben!“

„Ich bitte um Verzeihung,“ entgegnete Wamba; „ich habe als Esel, der ebenso Schellen zu tragen die Ehre hat als Euer Hochwürden Maultier, geglaubt, die Mildtätigkeit der Kirche fange wie die der Welt bei sich selbst an!“

„Halt's Maul, frecher Bursche!" rief der bewaffnete Reiter streng. „Sage uns lieber den Weg nach der Besitzung des Cedric von Rotherwood!"

„Der Weg ist schwer zu finden," erwiderte Kurt, der zum ersten Male das Wort nahm. „Überdies geht Cedrics Familie früh zur Ruhe."

„Still!" begann der militärische Reitersmann. „Jedenfalls ist das Aufstehen für sie nicht schwer, weiß doch die Familie, daß wir nicht um Gastfreundschaft zu bitten brauchen, wo wir das Recht haben, zu befehlen."

„Ich glaube nicht," entgegnete Kurt, „Leuten den Weg zu meines Herrn Hause zeigen zu müssen, die das Obdach als Recht beanspruchen, für das alle andern verbindlichen Dank sagen."

„Was, du willst mit mir rechten, elender Sklave?" brüllte der Soldat und hob die Reitgerte, als wollte er den Sprechenden züchtigen.

Kurt warf ihm einen racheglühenden Blick zu und griff nach dem Dolch. Prior Aymer verhinderte jedoch einen tätlichen Angriff, indem er zwischen seinen Gefährten und den Schweinehirten trat mit den Worten:

„Halt, Bruder Brian! Ihr dürft nicht glauben, hier in Palästina zu sein und über Heiden und Türken zu herrschen. Wir Inselbewohner lieben die Schläge nicht; es sei denn, sie kämen von der heiligen Kirche — die züchtigt, wen sie liebt." Und zu Wamba gewendet, fuhr er fort, indem er ihm ein Silberstück in die Hand drückte: „Sagt mir jetzt den Weg zu Cedric; er ist Euch gewiß nicht unbekannt."

„Ich versichere, ehrwürdiger Vater," erwiderte der Narr, „der Sarazenenkopf Eures werten Gefährten hat den meinigen so sehr verwirrt, daß ich den Weg nach Hause vergessen habe. Nun weiß ich selbst nicht, wie ich dahin zurückkommen soll."

„Höre, Bursche, du kannst uns Auskunft geben, wenn du willst. Bedenke, daß dieser ehrwürdige Bruder, der zum Orden der Tempelritter gehört, sein ganzes Leben hindurch für die Eroberung des heiligen Grabes gegen die Sarazenen kämpfte!"

„Nun, so will ich Eurem Wunsche nachkommen," antwortete Wamba. „Ihr müßt diesen Pfad verfolgen, bis Ihr an ein ver-

Zu Seite 15.

sunkenes Kreuz gelangt. Hier wendet Euch zur Linken, und Ihr werdet ein Obdach gefunden haben, bevor das Unwetter losbricht."

Nach kurzem Dank sprengten die Reiter davon, als wollten sie dem drohenden Gewitter entfliehen.

„Folgen die hochwürdigen Herren deinem weisen Rate," sagte jetzt Kurt zu seinem Gefährten, „so werden sie Rotherwood diese Nacht schwerlich erreichen."

„Hahaha," lachte der Narr. „Gewiß kommen sie nach Sheffield — und dahin gehören sie. Da müßte ich doch die Dummheit in Person sein, wenn ich dem Hund das Wild zeigte, wenn er es nicht jagen soll."

„Gut gesprochen," entgegnete Kurt. „Jedenfalls wäre es schlimm, wenn Aymer die Lady Rowena zu Gesicht bekäme, auch würde der soldatische Mönch gar bald mit Cedric Streit anfangen. Doch ich denke, Wamba, wir hören und sehen — und halten den Mund, wie es guten Dienern zukommt."

Damit war das Gespräch der beiden Männer beendet, und wir folgen den Reitern, die sich in normannisch-französischer Sprache unterhielten.

„Das waren zwei freche Patrone," sagte der Tempelherr zu dem Benediktiner. „Eine tüchtige Tracht Prügel hätte ihnen vielleicht recht gut getan. Ich bin gewöhnt, mit solchen Tölpeln umzugehen. Obgleich unsere türkischen Gefangenen so wild und ungebärdig sind, wie Odin selbst nur sein könnte, so sind sie doch durch zweimonatliches Verweilen in meinem Hause unter der Zucht meines Sklavenaufsehers demütig, gehorsam und untertänig geworden. Trauen darf man freilich dieser Bande nicht; denn Dolch und Gift spielen bei ihnen eine große Rolle."

„Das ist nicht zu verwundern; jedes Land hat seine eignen Sitten und Gebräuche," erwiderte der Prior. „Bedenkt, daß uns dieser Bursche keine Auskunft über den Weg nach Cedrics Haus verschafft haben würde, hätten wir ihn mißhandelt. — Was nun Cedric selbst anbelangt, so ist er stolz, wild, eifersüchtig und reizbar. Ein Widersacher des Adels und selbst seiner Nachbarn Reginald Front de Boeuf und Philipps Malvoisin, die gerade keine kleinen Kinder sind, verficht er die Vorrechte seiner Rasse so eifrig und ist so stolz auf seine direkte Abstammung von Hereward, einem berühmten

Kämpen der Hierarchie, daß man ihn allgemein den ‚Sachsen' nannte."

„Mein lieber Prior Aymer," begann der Tempelritter, „Ihr preist auch die Schönheit dieser Lady Rowena hoch, und wahrlich, sie müßte außerordentlich groß sein, soll sie mich für die Selbstverleugnung entschädigen, die ich aufbieten muß, wenn ich mich um die Gunst eines so hochfahrenden Menschen bewerben soll, wie Ihr diesen Cedric, ihren Vater, schildert."

„Ihr seid im Irrtum; Cedric ist nicht ihr Vater, sondern nur ein entfernter Verwandter von ihr. Durch ihre Adern kreist edleres Blut, als er sich dessen rühmen kann. Doch ist er ihr Vormund und liebt sie wie sein eigen Kind. Um Euch einen Begriff von ihrer Schönheit zu machen, so denkt Euch einen Lilienteint und ehrfurchtgebietende, sanfte, blaue Augen, und Ihr habt das Bild von Lady Rowena. Sie ist schöner als alle schwarzhaarigen Mädchen Palästinas und alle Huris, die ewig jugendlichen und schönen Dienerinnen der Seligen in Mohammeds Paradiese."

„Sprecht nicht so! Was gibt es, falls diese hochgerühmte Schöne die Probe nicht besteht?".

„Ich wette meine echte Kette gegen zehn Eimer des besten griechischen Weines," erwiderte der Prior.

„Und wer soll Richter sein?" fiel der Templer ein.

„Ihr!"

„Ich fürchte, Eure Kette steht in Gefahr. Gewiß werde ich sie zum ersten Male beim Turnier von Ashby de la Zouche tragen."

„Gewinnt und tragt sie, wenn Ihr wollt; ich baue auf Eure Ehrlichkeit. Aber einen Rat möchte ich Euch geben, Bruder Brian: Feilt Eure Zunge zu etwas größerer Höflichkeit, als Ihr solche Euren heidnischen Gefangenen und morgenländischen Sklaven gegenüber beliebt. Sobald Ihr Cedric durch irgend ein Wort beleidigt — und er ist sehr empfindlich —, so ist er ganz der Mann, uns rücksichtslos an die Luft zu setzen, und wäre es Mitternacht. Außerdem nehmt Euch in acht, wenn Ihr Rowena erblickt, die er mit Argusaugen bewacht! Sollte er hier irgend welchen Verdacht schöpfen, so ist es um uns geschehen, hat er doch einst sogar seinen eigenen Sohn aus seiner Familie verbannt, weil er seine Augen zu dieser seltenen Schönheit emporhob."

„So will ich mir für eine Nacht den nötigen Zwang auferlegen und fein bescheiden bleiben. Gegen die Schmach aber, Cedric könne uns mit Gewalt vertreiben, werde ich Euch zu schützen wissen; meine Knappen sind handfeste Leute."

„Zum Kampf dürfen wir es nicht kommen lassen, mein Lieber," erwiderte der Prior. — „Aber hier ist das versunkene Kreuz. Man sieht es kaum wegen der dichten Finsternis. Sagte nicht jener Narr, wir müßten uns zur Linken halten?"

„Nein, zur Rechten!"

„Ihr irrt, wir müssen links gehen," beharrte der Prior.

Nach einigen Schritten bemerkten sie eine schlafende Gestalt.

„Da liegt jemand tot oder schlafend am Boden," sagte Brian. „Johann, wecke ihn doch mit deiner Lanze!"

Es geschah, und nun erhob sich die Gestalt und rief in gutem Französisch:

„Wer Ihr auch sein möget, es war unhöflich von Euch, mich in meinen Betrachtungen zu stören."

„Wir wollen Euch nur fragen, auf welchem Wege wir am raschesten zu der Wohnung Cedrics des Sachsen kommen."

„Hätte ich ein Pferd, hochwürdiger Herr, ich würde Euch führen." —

„Das sollst du haben, wenn du uns sicher nach Rotherwood bringst," entgegnete der Prior.

Hierauf befahl er einem Diener, sein eigenes Handpferd zu besteigen und das, welches er geritten hatte, dem Fremden zu überlassen.

Der Unbekannte schlug jetzt einen Weg ein, der sie vorerst irre führen mußte. Nach mehreren Kreuzwegen, die über einen Bach führten, befanden sie sich zuletzt auf einem ganz wilden Pfad mitten im Dickicht des Waldes. Man schritt darauf weiter und sah endlich in der Ferne ein großes, niedriges, unregelmäßiges Gebäude.

„Dort liegt die Wohnung Cedrics, des Sachsen," sagte der Führer, indem er mit der Hand darauf deutete.

Das war für den Prior gute Kunde; denn, wenig abgehärtet, hatte er durch die lange Nachtwanderung sehr gelitten. Während er bis vor noch wenigen Minuten schweigsam vorwärts geritten war, erwachte jetzt, wo Obdach und Gastfreundschaft winkten, seine Neugierde, und er fragte den Unbekannten:

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin ein armer Pilger, der eben aus dem heiligen Lande zurückkehrt," entgegnete der Fremde.

„Hättet Ihr dem Herrn des Himmels nicht einen besseren Dienst erwiesen, wenn Ihr dort geblieben wäret? Seht, Ihr konntet doch für die Eroberung des heiligen Grabes kämpfen und, wenn es sein mußte, auch sterben. Etwas Schöneres und Erhabeneres läßt sich doch schwerlich denken," sagte der Tempelritter.

„Da habt Ihr recht, ehrwürdiger Herr," antwortete der Pilger; „aber wenn diejenigen, die einen Eid leisteten, die heilige Stadt wieder zurückzuerobern, so ganz und gar ihrer Pflichten nicht mehr eingedenk sind — kann es da wundernehmen, wenn ein schlichter Landmann, wie ich, die Sache aufgibt, die von ihnen verlassen wurde?"

Schon hatte der Templer eine zornige Äußerung auf den Lippen und wollte sie eben aussprechen, als ihm der Prior zuvorkam und seiner Verwunderung darüber Ausdruck verlieh, daß der Pilger trotz seiner langen Abwesenheit noch so vertraut sei mit den Wegen und Stegen dieses Waldes.

„Ich bin in dieser Gegend geboren," antwortete der Pilger.

Mittlerweile war man vor Cedrics Hause angekommen. Es bedeckte einen ziemlich großen Flächenraum, der mit einem Zaun umgeben war. Obgleich aus der ganzen Anlage eine gewisse Wohlhabenheit sprach, konnte sich doch das Anwesen in Stil und Architektur keineswegs mit den hohen, turmgekrönten, festungsartigen Gebäuden der normannischen Edlen messen. Zwar war Rotherwood nicht unverteidigt; denn in jener unruhigen Zeit hätte das für die Insassen sehr gefährlich werden können. Ein tiefer Graben, der mit dem nahen Fluß in Verbindung stand, lief rund um die Besitzung herum. Die beiden Ufer des Flusses wurden durch eine Doppelreihe von aus spitzen Pfählen errichteten Palisaden beschützt. Im Westen zeigte diese Wehr einen Eingang, zu dem man durch eine Zugbrücke gelangte. Vorspringende Pfeiler deckten sie.

Jetzt stieß der Templer ins Horn. Das Tor öffnete sich, und die Reiter fanden vor Beginn des lange drohenden Regens in der Behausung Cedrics gastliche Aufnahme.

Zweites Kapitel.

Ein Sachsentypus. — Hohe Gäste.

Zu dieser Zeit stand in der Halle des Hauses ein langer, aus rohen behauenen Eichenbrettern gearbeiteter Tisch mit der Abendmahlzeit für Cedric. Statt der jetzt üblichen Ziegel lagen auf den Sparren und Balken des Daches nur Bretter und Rohrmatten, und an jedem Ende der Halle erhob sich ein stattlicher Kamin, dessen Schornsteine den vorhandenen Rauch nicht nach außen, sondern in die Halle leiteten, so daß die niedrige Decke infolgedessen mit einer dicken Kruste von Ruß überzogen war. Die vier Wände, an denen Jagd- und Kriegsgeräte hingen, zeigten große Flügeltüren, die wieder in andere, höchst einfach ausgestattete Gemächer führten, die der Stolz Cedrics waren. Der Fußboden bestand aus einer Mischung von Lehm und Erde; er glich unseren heutigen Scheuertennen. Etwa der vierte Teil des Gemachs war um eine Stufe erhöht; dieser Raum wurde „Hochsitz" genannt und durfte nur von den vornehmsten Familiengliedern und ausgezeichneten Gästen betreten werden. Quer über dieser Plattform stand ein mit Scharlachtuch bedeckter Tisch, an welchen sich in der Mitte die längere und niedrigere Tafel für die Dienerschaft anschloß und in die Halle hineinragte, so daß das Ganze einem großen lateinischen T glich.

Auf dem „Hochsitz" standen alte eichengeschnitzte Stühle und Sessel, und über sie und den erhabenen Tisch breitete sich ein Baldachin aus, der einzig den Zweck hatte, die Hauptpersonen, die diesen ausgezeichneten Platz einnahmen, vor der Unbill der Witterung, besonders vor eindringendem Regen zu schützen. Sämtliche Wände in der Nähe des Hochsitzes waren mit Vorhängen und Decken behangen, die wie der am Boden liegende Teppich mit auffallend buntfarbiger Stickerei geziert waren. In der Mitte des oberen Tisches standen außerdem zwei noch etwas mehr erhöhte Stühle. Diese waren für den Gebieter und die Gebieterin des Hauses, die beide den Vorsitz beim Mahle führten, bestimmt. Vor

jedem dieser Stühle stand ein seltsam geschnitzter, mit Elfenbein ausgelegter Fußschemel.

Einer dieser Plätze wurde von Cedric eingenommen. Des edlen Sachsen Züge verrieten Freimütigkeit, aber auch Heftigkeit und Unbeständigkeit. Er war nur von mittlerer Größe, aber kräftig gebaut, offenbar an die Strapazen des Krieges und der Jagd gewöhnt. Aus dem breiten Gesicht strahlten zwei große blaue Augen, die den Ausdruck jener Gutmütigkeit, die sich so oft mit dem jähzornigen Temperament vereinigt findet, widerspiegelten, aber auch Stolz und Eifersucht erkennen ließen; denn er tat in seinem Leben nichts anderes, als daß er seine Rechte verteidigte, die fortwährend angegriffen wurden. So kam es, daß der feurige, aufbrausende Charakter Cedrics durch die Umstände immerwährend in Aufruhr sich befand.

Das gelbe, in der Mitte gescheitelte Haar fiel in langen Locken zu beiden Seiten seines Kopfes bis auf die Schultern herab und zeigte wenig graue Fäden, obwohl er sich den Sechzigern näherte. Sein Anzug bestand aus einem dunkelgrünen Wams, das an Hals und Händen verbrämt war. Darunter bemerkte man ein enganliegendes Kleid von scharlachrotem Tuch. Die gleichfarbigen Beinkleider reichten nur bis zu den nackten Knieen. Sandalen, die oben mit goldenen Spangen geschlossen wurden, schützten seine Füße. Echt goldene Reifen blinkten an seinen Armen, und ein breites Band von demselben kostbaren Metall zierte seinen Hals. Ein reichgezierter Gürtel, in dem ein scharf zugespitztes Schwert steckte, wand sich um die mannhafte Mitte. Hinter Cedrics Sitz hingen eine reichgestickte Pelzmütze und ein scharlachroter, pelzgefütterter Mantel. Neben des Sachsen Stuhl lehnte ein kurzer Eberspeer mit breiter Stahlspitze, der ihm außer dem Hause je nach den Umständen teils als Stab, teils als Waffe diente.

Eine Anzahl Diener von verschiedenen Abstufungen achteten auf ihres Gebieters Wink und Befehl. Drei „höhere Diener" standen auf dem „Hochsitz" hinter Cedrics Stuhl, die übrigen hatten im unteren Hallenraum Aufstellung genommen. Neben ihnen erblickte man außer verschiedenen großen, langhaarigen Windspielen, die damals mit Vorliebe zum Jagen der Hirsche und Wölfe benutzt wurden, auch eine Anzahl starker, kräftiger Jagdhunde. Sie

alle warteten mit Ungeduld auf das kommende Mahl. Ein alter grauer Wolfshund, der sich zur Rechten seines Herrn gestellt hatte, machte diesen zuweilen dadurch auf sich aufmerksam, daß er seinen langen, behaarten Kopf auf dessen Kniee legte oder seine Nase in dessen Hand stieß. Aber auch er wurde heute, trotzdem er der besondere Liebling Cedrics war, mit den Worten abgewiesen: „Nieder, Balder! Ich bin augenblicklich zu Späßen nicht aufgelegt."

Cedric war wirklich in mürrischer Laune. Lady Rowena, die eben erst von der Messe aus einer entfernten Kirche zurückkehrte, wechselte die arg durchnäßten Kleider. Sehnsüchtig wartete der edle Sachse auf die Heimkehr Kurts und seiner Herde. Da ihm aber das Zögern zu lange dauerte, vermutete er nicht ganz grundlos einen Raub der Geächteten; wimmelten doch zu jener Zeit die Waldungen von räuberischen Edlen, die im Gefühl ihrer Macht nicht selten die Gesetze des Eigentums absichtlich vergaßen. Da ferner Cedrics Reichtum zumeist in zahlreichen Schweineherden bestand, die in den benachbarten Wäldern ihre Nahrung fanden, so war des Besitzers Mißstimmung nicht unberechtigt.

Auch Wambas, seines Narren, Abwesenheit erzürnte Cedric; denn dieser hätte ihm doch vielleicht das Mahl und den Becher, dem er fleißig zuzusprechen pflegte, mit einigen Scherzen würzen können. Überdies hatte er bis Mittag gefastet, und seine gewohnte Speisestunde war vorüber — ein Umstand, der ihn wie alle Hausherren alter und neuer Zeit in üble Laune versetzte.

„Was zum Kuckuck hält den Kurt so lange draußen?" wetterte Cedric. „Er war doch sonst ein treuer, vorsichtiger Bursche, und ich hatte ihn schon zu etwas Besserem bestimmt — vielleicht zu einem meiner Leibwächter. Sollte er vielleicht die Herde verloren haben?"

„Mein Herr," wagte Oswald, der Mundschenk, zu bemerken, „es ist kaum eine Stunde seit dem Läuten der Abendglocke verflossen."

„Der Teufel hole die Abendglocke," donnerte Cedric. „Es wäre besser, wir hätten sie nicht; sie zwingt wackere Männer, die Lichter auszulöschen, damit Diebe und Räuber im Dunkeln ungestört ihr Handwerk treiben können! Ja, ja, die Abendglocke! Reginald Front de Boeuf und Philipp von Malvoisin kennen den Nutzen derselben ebensogut wie Wilhelm der Bastard. Gewiß

wird über kurz oder lang Kurt, mein treuer Diener, hereingestürmt kommen, mir zu melden, daß jene hungrigen Banditen mein Eigentum weggefangen haben, um sich daran satt zu essen. Oder sollte er hingemordet sein? — Und Wamba, dieser Schlingel, wo ist er? Sagte man mir nicht, er sei mit Kurt auf die Weide gegangen?"

„Ja, Herr!" entgegnete Oswald.

„Dann hat man auch ihn, den sächsischen Narren, gefangen, um den normannischen Edlen zu dienen. Ich behaupte: Wir sind alle Schafsköpfe, daß wir uns dazu hergeben, ihre Lachmuskeln zu unserem Schaden in Bewegung zu setzen. Aber ich schwöre Rache; ich gehe mit meiner Klage vor den großen Rat. Dort habe ich Freunde — Anhänger! Sie sollen mir im Kampf gegen die Normannen beistehen. Laßt sie nur kommen, und wenn sie in Stahl und Panzer gekleidet sind, so habe ich doch einen Wurfspieß, der mich mehr als drei Schilde schützt! Vielleicht halten sie mich für alt; aber ich will ihnen zeigen, daß Herewardsblut in meinen Adern fließt! O Wilfred!" setzte er mit leiser Stimme hinzu, „wie gut wäre es gewesen, wenn du deine unpassende Leidenschaft hättest bezwingen können; gewiß stünde dein alternder Vater heute nicht wie eine einsame Eiche da, in deren kahlen Ästen sich der Sturmwind fängt!"

Diese Gedanken wandelten Cedrics Zorn in stille Trauer um. Er ließ den Wurfspieß, den er gefaßt hatte, fahren und versank in düsteres Nachdenken. Plötzlich weckte ihn der Ton eines Horns, dem das Geheul vieler Hunde folgte.

„Ans Tor!" rief der Alte dem ersten besten Diener zu. „Sieh, welche Botschaft man uns bringt! Gewiß Raub und Plünderung meines Eigentums!"

Nach wenigen Augenblicken kehrte der Diener zurück und meldete, der Prior Aymer von Jorvaulx und der edle Ritter Brian von Bois-Guilbert, Befehlshaber des Ordens der Tempelritter, bäten mit ihrem kleinen Gefolge für diese Nacht um Gastfreundschaft und Obdach; sie seien auf dem Wege zum Turnier, das in zwei Tagen in der Nähe von Ashby de la Zouche abgehalten werden solle.

„Prior Aymer? — Bois-Guilbert?" murmelte Cedric. „Was treibt diese Normannen zu meiner Behausung? — Na, einerlei, ob Normann oder Sachse — die Gastfreundschaft von Rotherwood

muß gewahrt werden! Da sie nun einmal hier Halt machen, sind sie mir willkommen — lieber würde es mir allerdings gewesen sein, wenn sie weiter geritten wären. Doch schade um eine Nacht! Hoffentlich wissen die Normannen als Gäste ihrer Niedertracht Zügel anzulegen! — Geh, Hundibert," befahl er darauf einer Art Haushofmeister, der mit weißem Stab hinter ihm stand, „geleite die Gäste in die Fremdenzimmer, versorge ihre Pferde und Maultiere, und laß es der Dienerschaft an nichts fehlen. Die Köche sollen schnell einige Gerichte besorgen, — und diese setzest du auf den Tisch, sobald sich die Herrschaften neben mir niederlassen. Sage den Fremden, Cedric würde ihnen selbst entgegen kommen, wäre er nicht durch einen Eid gebunden, niemals mehr als drei Schritte vom ‚Hochsitz' jemand entgegen zu gehen, der nicht aus dem Geschlecht der sächsischen Könige stamme. Trotzdem sollen sie nicht sagen, der sächsische Bauer sei geizig und arm. Besorge also alles gut! Hörst du?"

„Jawohl, Herr!"

Der Hofmeister eilte hinaus, den Befehlen nachzukommen.

„Prior Aymer!" wiederholte Cedric und schaute dabei seinen Mundschenk fragend an. „Ist das nicht der Bruder von Giles von Mauleverer, jetzt Lord von Middleham?"

„Ganz recht," erwiderte Oswald.

„Man sagt," fuhr Cedric fort, „der Prior sei ein jovialer Herr, ein Freidenker, der das Jagdhorn und den Weinhumpen mehr liebt als Gebetbuch und Bibel. — Gut, führt ihn ein! Er soll mir willkommen sein. — Wie nanntet Ihr den Templer?"

„Brian von Bois-Guilbert."

„Hm," entgegnete Cedric. „Von ihm erzählt man sich Gutes und Böses in buntem Wechsel. Er ist der Tapferste seines Ordens, aber voller Laster und Schandtaten — ein hartherziger Gesell, der weder irdische Furcht noch Ehrfurcht vor dem Himmel kennt. Na, mag denn sein, wie ihm wolle — für eine Nacht sei auch er willkommen. — Oswald, zapfe das älteste Weinfaß an und bringe den besten Met auf die Tafel — fülle die größten Gefäße; denn Templer und Äbte lieben guten Wein und gutes Maß. — Elgitha, melde deiner Gebieterin, wir erwarteten sie diesen Abend nicht in der Halle, es sei denn ihr besonderer Wunsch."

„Jedenfalls wird das letztere der Fall sein," antwortete Elgitha schnell, „denn über die neuesten Nachrichten aus Palästina kann sie nicht genug hören."

Schon wollte Cedric dem vorlauten Mädchen einen grollenden Blick zuwerfen, als er sich eines Besseren besann und nur sagte: „Still, Mädchen; das verstehst du nicht! Deine Zunge reicht weiter, als dein Verstand. Doch nun eile und bringe deiner Herrin die Botschaft! Warte aber auch ihren Entschluß ab!"

Elgitha hüpfte hinaus.

„Palästina!" wiederholte der Sachse. „Wer horchte nicht gern den Erzählungen, welche uns leichtfertige Kreuzfahrer und heuchlerische Pilger aus diesem Lande bringen! Auch ich möchte auf die Märchen lauschen, mit welchen die schlauen Wanderer unsere Gastfreundschaft zu erschleichen wünschen — aber nein! Der Sohn, der mir den Gehorsam verweigert, ist nicht mehr mein Sohn, und sein Schicksal soll mich ebenso kühl lassen, als das des Geringsten unter den Millionen, die je das Kreuz auf ihre Schulter hefteten, sich in Blutschuld und Ausschweifung stürzten und sagten, es geschähe zur Ehre Gottes."

Als er noch so in Gedanken versunken dasaß, öffneten sich die Flügeltüren, und der Hofmeister führte in Begleitung von vier Fackelträgern die Gäste ein.

* * *

Prior Aymer sah jetzt ganz anders aus als vor wenig Stunden. Er hatte die ihm dargebotene Gelegenheit benutzt, sein Reitkleid gegen eins von noch besserem Stoff zu tauschen. Über demselben trug er einen seltsam gestickten Chorrock. Seine Finger waren außer mit einem massiven Siegelring, der die hohe geistliche Würde andeutete, mit vielen blitzenden Juwelen bedeckt. Sandalen aus dem weichsten spanischen Leder umschlossen seine Füße, und eine reichgestickte Scharlachkappe bedeckte seine Tonsur; außerdem war sein Bart so sehr zugestutzt, als es die Ordensregeln nur erlaubten.

Auch die Erscheinung des Tempelritters war eine andere. Wenngleich sein Anzug weniger Schmuck zeigte, so war doch sein

Äußeres imponierender als das seines Gefährten. Er trug gegenwärtig statt des Panzerhemdes ein Unterkleid von dunkler purpurfarbener, mit Pelz besetzter Seide, über das ein weißer Talar in weiten Falten herabfloß. Auf der Schulter prangte das aus schwarzem Sammet bestehende Kreuz seines Ordens. Die hohe Mütze fehlte, und nur die tiefschwarzen krausen Locken, die zu seiner dunklen Hautfarbe paßten, umrahmten Stirn und Wangen. In seinem Wesen und Gang kam ihm keiner gleich — alles an ihm war anmutsvoll, majestätisch; nur eines konnte nicht gefallen, und das war jene hochmütige Miene, welche die Ausübung unbeschränkter Autorität so oft verleiht.

Hinter diesen beiden angesehenen Persönlichkeiten schritten in respektvoller Entfernung ihre Begleiter, und den Schluß bildete der uns bekannte Führer im Pilgergewand. Seine ganze Gestalt hüllte ein Mantel von grobem schwarzen Zeug ein. Die Füße steckten in rohen Sandalen, die mit Schnüren festgebunden waren, und ein breitrandiger, mit Muscheln gezierter Hut, sowie ein eisenbeschlagener Stab, an dessen oberem Ende ein Palmenzweig befestigt war, vollendeten das Kostüm des Pilgers. Er setzte sich bescheiden auf einen am Kamine stehenden Schemel und trocknete sich die Kleider.

Als Cedric seine Gäste erblickte, erhob er sich, um sie mit würdevoller Gastfreundschaft zu empfangen, stieg von dem „Hochsitz" herab und machte genau drei Schritte, um darauf ihr Herankommen abzuwarten.

„Bedaure sehr, ehrwürdiger Prior," begann er, „daß ich durch einen Eid gebunden bin, an dieser Stätte nicht mehr als drei Schritte zu tun, um werte Gäste wie Euch und den tapferen Ritter des heiligen Tempelordens zu empfangen. Auch bitte ich um Entschuldigung, daß ich Euch in meiner Muttersprache anrede, obwohl ich andernfalls so viel Normannisch verstehe, um dem Sinne Eurer Rede folgen zu können."

„Ich ehre Eure pietätvolle Gesinnung, würdiger Franklin, oder besser: würdiger Than, obwohl dieser Titel veraltet ist," sagte der Abt. „Eide sind Bande, die uns mit dem Himmel verbinden; sie müssen gehalten werden. Was aber die Sprache betrifft, so wende ich gern diejenige an, welche meine verehrte Großmutter Hilda von Middleham sprach."

„Und ich," begann der Templer nach des Priors vermeintlich versöhnlicher Rede, — „ich spreche immer Französisch, die Sprache König Richards und seiner Edlen, obwohl ich damit keineswegs gesagt haben will, daß ich diese Sprache nur allein verstände; ich verstehe auch genug Englisch, um mit den Bewohnern des Landes verkehren zu können."

Cedric warf dem Sprechenden einen jener zürnenden Blicke zu, die jeder Vergleich zwischen den zwei rivalisierenden Nationen hervorrief, kämpfte jedoch einen weiteren Ausdruck seines Grolls aus Rücksicht auf die Pflichten der Gastfreundschaft nieder und wies den beiden Gästen zwei etwas niedrigere, aber dicht an seiner Seite befindliche Plätze an. Dann gab er das Zeichen, das Mahl zu bringen.

In diesem Augenblicke traten Kurt und Wamba in die Halle.

„Hierher, ihr saumseligen Burschen!" winkte ihnen Cedric ärgerlich.

Sie schritten bis zum „Hochsitz".

„Warum bliebt ihr so lange vom Hause weg, ihr Taugenichtse?" fragte der Sachse weiter „hast du deine Herde mitgebracht, Kurt, oder befindet sie sich in den Händen der Strauchdiebe?"

„Gefällt es Euch, Herr, wenn ich sage: die Herde ist in Sicherheit?" antwortete Kurt lächelnd.

„Das gefällt mir schon; aber daß ich zwei Stunden lang das Gegenteil denken mußte, voll von Rachegedanken gegen meine Nachbarn, die mir nun gar kein Unrecht angetan haben, das betrübt mich," grollte Cedric. „Das nächste Vergehen wirst du mit Ketten und Kerker büßen. Verstanden?"

Kurt, der seines Herrn reizbares Gemüt kannte, schwieg, der Narr aber, der sich Cedric gegenüber schon etwas erlauben durfte, sagte:

„Onkel, Ihr seid heute Abend weder weise noch verständig."

„Schweig, Bursche! Wenn du deiner Narrheit noch einmal solche Freiheiten erlaubst, so wirst du bestimmt die Disziplin meines Hauses etwas genauer kennen lernen."

„Erst beantwortet mir die Frage, ob es gerecht ist, jemand für die Fehler eines anderen büßen zu lassen?"

„Natürlich nicht."

„Warum also solltet Ihr Kurt bestrafen wollen für eine Schuld, die sein Hund auf dem Gewissen hat? Wir haben keine Minute verloren; Fangs brachte erst die Herde zusammen, als die Vesperglocke bereits ertönte."

„Trägt Fangs die Schuld," sagte Cedric, indem er sich zu Kurt wandte, „so erstich ihn und besorge dir einen besseren Hund."

„Ihr hättet nicht so unrecht, wenn Fangs nicht lahm wäre. Der alte Hubert, Sir Philipp von Malvoisins Förster, fand den Hund eines Tages im Walde umherstreifen, und da er glaubte, er jage nach Wild, so fing er ihn und hackte ihm auf Grund unserer drückenden Jagdgesetze die beiden Vorderpfoten ab," bemerkte Wamba.

„Zum Teufel mit Malvoisin und seinem Förster!" rief Cedric ärgerlich. „Ich will diesen Burschen zeigen, daß unser Wald durch die neuen Forstgesetze seiner alten Gerechtsame keineswegs beraubt ist. Doch genug davon. — Wamba geh an deinen Platz, du aber, Kurt, sorge für einen anderen Hund! Sollte der alte Hubert auch an diesen seine rohe Hand legen, so will ich seiner Jagdlust ganz gewiß ein Ende machen — sein rechter Zeigefinger soll unter dem Beile fallen. — Aber vergebt, edle Gäste, daß ich Euch so lange außer acht ließ! Das einfache Mahl wartet Eurer — greift zu und nehmt mit dem guten Willen vorlieb!"

Die Tafel bedurfte keiner Entschuldigung; sie bot alles in reichem Maße. Da gab es auf verschiedene Weise zubereitetes Schweinefleisch; auch Hühner-, Hirsch-, Ziegen- und Hasenbraten fehlte nicht. Dann standen mehrere Arten Fische neben großen Broten und Kuchen von Honig und Früchten, und jeder Gast konnte sich nach Belieben davon nehmen. Das kleinere Geflügel wurde nicht auf Schüsseln dargereicht, sondern an kleinen hölzernen Spießen von den Dienern hereingebracht und den Gästen der Reihe nach angeboten. Vor jedem Gast höheren Ranges stand ein silberner Becher; auf dem unteren Tische gab es nur Trinkgefäße aus Horn.

Als man eben zu tafeln beginnen wollte, erhob der Haushofmeister den weißen Stab und sagte mit erhobener Stimme:

„Noch einen Augenblick! — Lady Rowena möchte die Freuden der Tafel erhöhen."

Kaum hatte er das gesagt, so öffnete sich in der Nähe der höheren Tafel eine Seitentür, und Rowena, gefolgt von einer

Dienerin, trat in den Saal. Cedric, der davon nicht aufs angenehmste überrascht war, ging seiner Mündel entgegen und führte sie feierlich zu dem erhöhten Sitz an seiner Rechten. Sämtliche Anwesenden erhoben sich. Sie dankte durch ein Neigen des Kopfes für diese Begrüßung und schritt ihrem Platze zu. Noch hatte sie denselben nicht erreicht, als der Templer dem Prior schon zuflüsterte:

„Ich werde bei jenem Turnier Eure goldne Kette nicht gewinnen — der griechische Wein aber gehört Euch."

„Haha," lachte der Prior. „Doch still! Seid nicht so begeistert; Cedric beobachtet Euch!"

Brian schenkte dieser freundlichen Warnung kein Gehör, sondern ließ seine Augen fortgesetzt auf der sächsischen Schönheit haften.

Rowena war von lieblicher Gestalt, und ihr Antlitz zeigte neben edlen Zügen einen ungemein zarten Teint. Das glänzend blaue Auge mit den dunklen Augenbrauen schien sowohl feurig als sanft strahlen zu können — sowohl zu gebieten als zu bitten. Las man auch aus diesen Zügen eine natürliche Milde, so war doch anderseits der Dame durch Geburt und Erziehung ein gewisser Stolz eigen. Ihr reiches blondgelocktes Haar war mit Edelsteinen geschmückt und zeigte den hohen und freien Stand des Mädchens an. An ihrem Halse hing an einer goldenen Kette eine heilige Reliquie, und die bloßen Arme waren von Armbändern geziert. Das wallende Gewand bestand aus feinstem Wollenzeug und zeigte eine dunkelrote Farbe. Ein golddurchwirkter Seidenschleier, der nach Belieben entweder nach spanischer Sitte um Gesicht und Brust gezogen, oder um die Schultern gelegt werden konnte, war an dem Oberteil des Kleides befestigt.

Als Rowena dem glühenden Blick des Templers begegnete, zog sie den Schleier vor das Gesicht, um damit anzudeuten, daß sich Brian eine zu große Freiheit gestattet hatte.

Cedric war der Vorfall nicht entgangen.

„Herr Ritter," begann er, „unsere sächsischen Jungfrauen sind an die starren Blicke eines liebenden Kreuzfahrers nicht gewöhnt."

„Verzeihung, falls ich Anstoß erregt haben sollte," entgegnete Sir Brian. „Ganz besonders bitte ich Lady Rowena um Gnade."

„Strafe muß sein," fiel Prior Aymer ein; „aber die Strafe, die mein Freund für seine Kühnheit von Lady Rowena erhalten

würde, wäre auch eine Züchtigung für uns alle. Nun, ich hoffe, daß die Dame dieses Hauses sich weniger streng gegen die glänzende Versammlung beim Turnier verhält."

„Wir können unser Erscheinen leider noch nicht in sichere Aussicht stellen," bemerkte Cedric.

„Was hält Euch davon ab?"

„Offen gesagt: Ich liebe diese Eitelkeiten nicht. Als England noch frei war, wußte man davon nichts."

„Aber unsere Gesellschaft würde sich glücklich schätzen, Euch begleiten zu dürfen," erwiderte der Prior. „Ganz besonders ist Sir Brians Eskorte auf so unsicheren Wegen nicht zu verachten."

„Ehrwürdiger Herr," entgegnete der Sachse, „ich bin schon oft und viel gereist, auch ohne Begleitung; stets aber bot mein gutes Schwert mir Schutz genug. Sollten wir wirklich zum Turnier gehen, so reisen wir in Gemeinschaft mit unserem edlen Nachbar und Landsmann Athelstane von Coningsburgh und mit einem Gefolge, das den Geächteten und Feudalfeinden Respekt einflößen soll. — Ich danke Euch also für Eure gute Absicht und trinke auf Euer Wohl. Prosit! Doch halt! Solltet Ihr etwa die Ordensregeln so streng halten, um Milch vorzuziehen, edler Prior, so sagt es frei heraus!"

„Danke," erwiderte der Prior lachend. „Wir trinken im Kloster nur Wasser mit Zucker oder Essig, im Getriebe der Welt aber nehmen wir gern die Bräuche der Welt an, und so trinke ich denn auf Euer Wohl."

„Ich trinke indes der Lady Rowena zu Ehren, der ich mich als Sklave hingebe," setzte der Templer hinzu.

„Redet nicht so töricht, Herr Brian," entgegnete Rowena, ohne sich zu entschleiern. „Eine Erzählung von den Vorgängen in Palästina wäre mir lieber als diese französischen Süßigkeiten."

„Die Neuigkeiten aus dem heiligen Land sind nicht von Belang, meine Dame," sagte der Ritter; „nur redet man von einem baldigen Waffenstillstand mit Saladin."

Jetzt erhob sich Wamba, der seinen Platz auf einem Stuhl eingenommen hatte, dessen Lehne in zwei Eselsohren auslief, trat auf seinen Gebieter zu und sprach: „Diese Waffenstillstände machen mich alt."

„Wieso, Bursche?" fragte Cedric in der Erwartung, einen Witz zu hören.

„Weil ich mich im Laufe meines Lebens an drei solcher erinnere und deshalb schon mindestens einhundertfünfzig Jahre alt sein muß," antwortete Wamba.

„Und doch glaube ich," fiel der Templer ein, „daß Ihr auf keinen Fall schon an Altersschwäche sterbt, wenn Ihr Verirrten solche Anleitung gebt, wie heute Nacht mir und dem Prior."

„Was?" rief Cedric ganz erstaunt. „Du führst Reisende auf Irrwege? Noch heute sollst du die Peitsche kosten, denn du bist als Spitzbube und Narr gleich groß."

„Ach Onkel, ich irrte nur zwischen rechts und links, und ich glaube, ein Mensch, der sich einem Narren anvertraute, müßte Schlimmeres entschuldigen. So bitte ich denn, laß meine Narrheit dies eine Mal meine Spitzbüberei decken!"

Jetzt meldete ein Diener, ein Fremder stehe am Tor und begehre Einlaß und Gastfreundschaft.

„Laßt den Armen ein," befahl Cedric; „es wäre grausam, ein menschliches Wesen in dieser stürmischen Nacht dem Toben der Elemente preis zu geben. Oswald, sorge dafür, daß die Bedürfnisse dieses unglücklichen Menschen vollauf befriedigt werden!"

„Jawohl, Herr," erwiderte der Mundschenk und begab sich hinaus, den Fremden zu empfangen.

Drittes Kapitel.

Isaak von York. — Auf der Flucht.

Nach einiger Zeit trat Oswald mit den Worten in den Saal: „Der Fremde ist ein Jude, der sich Isaak von York nennt. Soll ich ihn in diese Halle bringen?"

„Das lasse Kurt besorgen," fiel rasch der Narr ein; „jedenfalls ist der Schweinehirt der passendste Herold für einen Juden."

Alle lachten.

„Nicht doch, werte Gäste!“ sagte Cedric. „Eure Abneigung gegen einen Andersgläubigen teile ich nicht; auch kann und wird sie mich nicht bewegen, meine Gastfreundschaft zu beschränken. Hatte der Herr des Himmels so viele, viele Jahre mit jener starrköpfigen Nation Geduld, so können wir die Anwesenheit eines Juden gewiß auch einige Stunden ertragen. Freilich soll es euch überlassen bleiben, ob ihr mit ihm sprechen wollt oder nicht. Oswald, gib ihm sein Mahl allein; wenn aber diese beturbanten Fremden mit ihm zusammen sitzen wollen, so soll es mir recht sein.“

„Edler Herr,“ entgegnete der Templer, „meine sarazenischen Sklaven sind echte Anhänger Mohammeds und verschmähen ebenso wie jeder Christ den Verkehr mit einem Juden.“

„Ich wüßte nicht,“ begann Wamba, „worin die Anbeter Mohammeds dem auserwählten Gottesvolk überlegen sein sollten.“

„Ich weiß Rat, Wamba: er soll bei dir sitzen,“ sagte Cedric; „Narren und Schelme passen bekanntlich gut zusammen.“

Isaak trat ein und stellte sich zögernd an das Ende der Tafel. In seinem Äußeren lag viel Unliebenswürdiges und Unedles. Das Antlitz war hager und von vielen Furchen durchzogen; außerdem zeigte es scharfe Züge und schwarze durchdringende Augen. Sein Anzug, der durch das Wetter arg mitgenommen zu sein schien, bestand aus einem einfachen rotbraunen Mantel, der über eine dunkelrote Tunika fiel. In den mit Pelz gefütterten Stiefeln befanden sich verschiedene Risse und Löcher, und in dem Gürtel steckte neben einer Büchse mit Schreibmaterial ein kleines Messer. Auf dem Kopf saß eine eigentümlich geformte Mütze, die jeder Israelit jener Zeit tragen mußte, um ihn von den Christen zu unterscheiden.

Der Empfang Isaaks in der Halle war äußerst kühl; Prior Aymer sprach eben über Zucht und Charakter seiner Lieblingshunde, und da dies Thema für die meisten Gäste weit fesselnder war, als die Kleidung eines Juden, so stand Isaak wie ein Geächteter in dieser Gesellschaft da und schaute sich vergebens nach einem Ruheplätzchen um. Cedric beantwortete die wiederholten demütigen Verbeugungen des Juden mit einem leichten Kopfnicken und winkte ihm, sich an das unterste Ende der Tafel zu setzen, wo ihm aber niemand

Platz machte. Im Gegenteil machten sich die sächsischen Knechte absichtlich recht breit, indem sie ihr Essen verzehrten, ohne sich weiter um den Fremden zu kümmern. Selbst die heidnischen Sarazenen drehten entrüstet ihren Schnurrbart und griffen wutentbrannt zum Dolch, als wollten sie sich des gefürchteten Menschen entledigen. Nur der Pilger am Kamin erbarmte sich seiner. Er trat ihm seinen Sitz ab mit den Worten:

„Meine Kleider sind getrocknet, Alter, mein Hunger ist gestillt, du aber bist sowohl hungrig als durchnäßt." Dann schürte er das absterbende Feuer auf, brachte ein Gericht Suppe und Ziegenfleisch herbei und stellte es vor den Juden auf den kleinen Tisch, an dem er selbst vorhin das Abendessen eingenommen hatte. Ohne den Dank des Israeliten abzuwarten, begab er sich auf die andere Seite der Halle, als wollte er nicht in nähere Berührung mit dem Sohne Abrahams kommen.

Isaak eilte jetzt auf das Feuer zu, und nachdem er sich gehörig durchwärmt hatte, wandte er sich gierig nach der dampfenden Schüssel, die er mit Eifer und Behagen vollständig leerte.

Währenddessen plauderten Cedric und der Prior über die verschiedensten Dinge, Lady Rowena unterhielt sich mit einer Dame ihres Gefolges, und der stolze Templer schaute bald auf den häßlichen Juden, bald auf die sächsische Schöne.

„Ich wundere mich sehr, würdiger Franklin," sagte der Abt im Verlauf des Gesprächs, „daß Ihr nicht Eure sächsische Sprache verlaßt und das Normannisch-Französische annehmt, wenigstens in Rücksicht auf die Geheimnisse der Weidmannskunst. Keine andere Sprache gibt dem Jäger so reiche Mittel an die Hand, sich der verschiedensten Ausdrücke dieses Sports zu bedienen, als gerade sie."

„Hört, wie ich darüber denke, edler Prior!" antwortete der Sachse. „Ich sehe in dieser Sprache im Grunde genommen weiter nichts, als eine überseeische Verfeinerung, ohne die ich sehr gut leben kann."

„Aber wissen Sie nicht," sagte der Templer in jenem anmaßenden Ton, den er so gern annahm, „daß das Französische nicht nur die natürliche Sprache der Jagd, sondern auch die des Krieges und der Liebe ist, diejenige, in welcher die Damen gewonnen und die Feinde abgewiesen werden sollten?"

„Mag sein," entgegnete Cedric gleichgültig; „doch trinkt mir zu, Herr Ritter, und füllt den Becher des Priors, während ich Euch eine Geschichte erzähle: Es war vor etwa dreißig Jahren. So wie ich damals war, bedurfte mein einfaches Englisch keiner französischen Floskeln, um bei den Schönen Gehör zu finden, und das Schlachtfeld von Northallerton kann uns sagen, ob das sächsische Kriegsgeschrei nicht ebenso weit in die Reihen des schottischen Heeres drang, wie das des tapfersten normannischen Barons! Ehre den heldenhaften Recken, die dort kämpften!"

Cedric tat einen tiefen Zug und fuhr dann mit steigender Wärme fort:

„Hei, war das ein schöner Tag! Die Schilder klirrten, die Banner wehten, und das Blut floß in Strömen! Ein sächsischer Barde nannte den Tag ein Schwertfest, eine Versammlung der Adler über der Beute. Er behauptete mit Recht, das Kriegsgeschrei sei freudenvoller als Hochzeitsgesänge. Aber," setzte er hinzu, „unsere Barden haben ausgelebt, unsere Taten, unsere Sprache, sogar unser Name — sie gehen dem Untergange entgegen, und niemand trauert um sie, als ein einziger, einzelner Mann. — Hier, Mundschenk, fülle den Becher! Hoch die Tapfern, Herr Ritter, die sich in Palästina unter den Streitern des heiligen Kreuzes am meisten hervortun!"

„Da ich selbst dieses Zeichen an mir trage," entgegnete Brian, „so kann ich füglich nicht Bescheid geben. Wem aber kann außer den Rittern des heiligen Grabes noch die Palme zuerteilt werden?"

„Sicherlich den Rittern des Hospitals. Ich habe einen Bruder darunter," sagte der Abt.

„Ich will mir darüber kein Urteil erlauben, wie weit der Ruhm dieser Vereinigung reicht," erwiderte der Templer, „aber — "

„Nun, aber —?" fiel der Pilger ein, der nahe genug gestanden hatte, um die verächtliche Miene Brians erkennen zu können. „Die englische Ritterschaft stand keinem nach, der je sein Schwert zur Verteidigung des heiligen Landes zog. Ich sah es selbst, daß König Richard Löwenherz und fünf seiner Ritter nach der Einnahme von St. Jean d'Acre ein Turnier hielten, an welchem jeder Ritter drei Gänge machte und drei Gegner in den Staub warf. Ganz besonders möchte ich hier erwähnen, daß sieben von den Angreifen-

den Tempelritter waren. Ihr, Sir Brian, wißt wohl, daß ich die Wahrheit sage!"

Der stolze Herr fühlte sich arg verletzt, und im Übermaß seiner Verwirrung und seines Zornes griffen die bebenden Finger nach dem Schwert und zogen sich nur deshalb wieder zurück, weil er einsah, daß dies kein Platz zu einer Gewalttat sei. Cedric beachtete in der Freude über den Ruhm seiner Landesleute die heftige Aufregung seines Gastes nicht, sondern wandte sich vielmehr an den Pilger mit den Worten:

„Ich würde dir diese goldene Armspange geben, wenn du mir die Namen derjenigen Ritter nennen wolltest, die Englands Ruhm so tapfer aufrecht hielten."

„Von Herzen gern," erwiderte der Pilger — „aber ohne Lohn; denn mein Eid verbietet mir, für eine gewisse Frist Gold anzurühren."

„So will ich die Spange für Euch tragen," fiel Wamba dazwischen.

„Der Erste," begann der Pilger mit Ruhe, „war der tapfere Richard, König von England."

„So will ich seine Abstammung von dem tyrannischen Herzog Wilhelm zu vergessen suchen," sagte Cedric.

„Earl von Leicester war der Zweite," fuhr der Pilger fort, „Sir Thomas Multon von Gilshand der Dritte."

„Beide von sächsischer Abkunft!" rief Cedric freudig aus.

„Sir Foulk Drilly der Vierte — "

„Auch in seinen Adern rollt sächsisches Blut, wenigstens von mütterlicher Seite."

„Der Fünfte war Sir Edwin Turneham."

„Ein Sachse ohne Falsch," jubelte Cedric. „Und der Sechste?" forschte er weiter, „der Sechste —?"

„Der Sechste war ein junger Ritter von geringem Ruf und Rang — sein Name aber ist mir ganz entfallen," antwortete der Pilger nach einer kleinen Pause des Überlegens.

„Diese vorgebliche Vergeßlichkeit, Herr Pilger, kommt nach Probe eines so vortrefflichen Gedächtnisses zu spät, um Euren Zweck zu erreichen," sagte Brian in verächtlichem Tone. „Ich will selbst den Namen des Ritters nennen, der mich infolge seines guten Glückes und der Unpäßlichkeit meines Pferdes zu Fall brachte —

es war der Ritter von Ivanhoe. Obgleich er unter allen Sachsen den höchsten Waffenruhm erntete, so muß ich doch laut und offen bekennen: wäre er augenblicklich hier und kühn genug, in dem Turnier, welches diese Woche stattfindet, die Herausforderung von St. Jean d'Acre zu wiederholen, so würde ich ihm kampfgerüstet den Sieg auf jeden Fall streitig machen."

„Wäre Euer Gegner nahe," entgegnete der Pilger, „so würdet Ihr auf Eure Aufforderung hin bald die rechte Antwort haben. So aber wie die Dinge liegen, ist das nicht möglich, darum bitte ich Euch, den Frieden dieses Hauses nicht länger mit leeren Prahlereien zu stören. Indes für eins bürge ich Euch: Kehrt Ivanhoe über kurz oder lang von Palästina zurück, so wird er Euch zu ehrlichem Wettkampf gegenüber treten."

„Kann man sich auf Eure Bürgschaft verlassen?" fragte hohnlächelnd der Templer. „Was setzt Ihr zum Pfand?"

„Diese Reliquie — ein Stückchen vom heiligen Kreuz," entgegnete der Pilger und zog, sich bekreuzend, eine kleine Elfenbeinbüchse aus dem Busen.

Aymer bekreuzte sich gleichfalls und sprach ein Paternoster, das alle mit Ausnahme des Juden, der Mohammedaner und des Tempelherrn mitbeteten. Letzterer nahm die goldene Kette von seinem Hals und warf sie auf den Tisch mit den Worten:

„Ich bitte Euch, Prior, mein Pfand und das dieses namenlosen Wanderers als Zeichen dafür bewahren zu wollen, daß Ritter Ivanhoe, falls er in den Bereich der vier britischen Seen kommt, meiner Forderung sich zu stellen hat, widrigenfalls ich ihn öffentlich für einen Feigling erklären werde."

„Letzteres wird nie geschehen," bemerkte Lady Rowena, für den abwesenden Ritter eintretend; „aber dafür bürge auch ich, daß Ivanhoe jeder ehrenhaften Herausforderung Folge leisten und diesem stolzen Herrn das gewünschte Stelldichein geben wird."

In Cedrics Mienen wechselten befriedigter Stolz, Groll und Verlegenheit; das Hausgesinde, auf das der Name des sechsten Ritters einen fast elektrischen Eindruck hervorgebracht hatte, beobachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit. Als Rowena sprach, schien er aus dem starren Schweigen aufgeweckt zu werden.

„Lady," sagte Cedric, „die weitere Bürgschaft war nicht nötig;

andernfalls aber würde ich meine Ehre für Ivanhoes Ehre getrost eingesetzt haben. Nicht wahr, Vater Aymer?"

„Natürlich doch," erwiderte der Prior. „Was die Reliquie und die kostbare Kette anbelangt, so werde ich sie bei den Klosterschätzen solange aufbewahren, bis die Sache entschieden ist."

Mit diesen Worten überreichte er unter wiederholten Kniebeugungen und Gebeten das Kästchen dem Bruder Ambrose, einem Mönch, der ihn begleitete; die goldene Kette aber schob er mit weniger Umständen, aber desto größerer Befriedigung in seine mit wohlriechendem Leder gefütterte Tasche.

„Nun, Sir Cedric," wandte er sich an den Hausherrn, „Ihr gestattet wohl noch einen Trunk zu Ehren der Lady Rowena, dann aber erlaubt uns, zur Ruhe zu gehen,"

„Haha", lachte der Sachse. „Ihr kommt Eurem Rufe aber nicht nach. Allgemein sagt man von Euch, Ihr gehörtet zu den tapferen Mönchen, die die Morgenglocke beim Becherklang abwarten. Da ich schon alt bin, wagte ich nicht, diesen Kampf mit Euch zu unternehmen. Nun Ihr schon den Becher verlassen wollt, muß ich mich sehr wundern über Euch."

Der Prior blieb nicht ohne Grund mäßig. Von Natur ein Feind aller Fehden und Streitigkeiten, hatte er in gegenwärtigem Falle eine unwillkürliche Furcht vor dem aufbrausenden Temperament des Sachsen; auch sah er, daß der stolze Sinn seines Gefährten Brian leicht zu unangenehmen Verwicklungen führen konnte.

Man brachte den Gutenachttrunk, und die Gäste zogen sich unter tiefen Verbeugungen gegen Cedric und Lady Rowena in ihre Gemächer zurück.

„Verfluchter Bursche!" redete der Templer den alten Isaak an, als er im Gedränge an ihm vorüber kam. „Kommst du auch zum Turnier?"

„Höchstwahrscheinlich," antwortete der Jude in demütiger Verbeugung.

„Hüte dich, unseren Edlen durch Wucher zu schaden und das geringe Volk mit Spielzeug und Tand zu verlocken!"

„Nun, das werde ich schon nicht tun, bin ich doch ein armer Mann, der nur bei seinen Stammesgenossen Unterstützung sucht."

„Heuchler," rief ihm der Templer zu. „Wäre es nicht besser, du sagtest die Wahrheit? Hüte dich!"

Brian schritt weiter. Seine Worte schienen aber den Juden so sehr erschüttert zu haben, daß dieser seinen Kopf erst wieder erhob, als der Templer die Halle schon lange verlassen hatte.

* *
*

Als man sich auf dem Wege zu den Schlafgemächern befand, flüsterte der Mundschenk dem Pilger zu, falls er nichts gegen einen guten Becher Mets einzuwenden habe, so würde mancher unter dem Hausgesinde sich gern etwas Neues aus dem heiligen Lande, besonders aber über den Ritter Ivanhoe erzählen lassen. Wamba machte denselben Vorschlag und bemerkte dabei, ein Becher nach Mitternacht wiege drei nach der Vesperglocke geleerte auf. Freundlichst dankend sagte er, ein Eid halte ihn davon ab, in der Küche über Dinge zu sprechen, die in der Halle verboten seien.

Der Mundschenk hatte eine ablehnende Antwort nicht erwartet. Er zuckte daher unwillig die Achseln und sagte:

„Ich hätte ihm gern die Bodenkammer angewiesen, da er sich aber so ungebärdig benimmt, so kann er den kleinen Verschlag neben Isaak beziehen. Arnold," redete er einen Führer an, „bringe diesen Pilger in die südliche Zelle. — Übrigens wünsche ich Euch gute Ruhe, Herr Pilger; des Dankes aber für Eure karge Höflichkeit seid Ihr nicht wert."

„Gute Nacht," erwiderte ruhig der Pilger. „Der Herr segne Euch!"

Auf einem der Gänge, die zu der südlichen Zelle führten, wurde er ein zweites Mal aufgehalten; eine Dienerin der Lady Rowena trat an ihn mit der Bitte heran, ihr zu ihrer Gebieterin zu folgen.

Es würde taktlos gewesen sein, diese Aufforderung ebenso zurückzuweisen wie die frühere. Er gehorchte also, obwohl mit einiger Verwunderung in der Miene, und bald stand er in Lady Rowenas Gemach. Die Wände waren von gestickten Tapeten bedeckt, welche in bunter Seide ausgeführte Jagdszenen darstellten. Gleiche Behänge zierten das hohe, stattliche Bett. Sämtliche Stühle waren farbig bezogen. Einer erhob sich über die anderen. Vor ihm stand ein Fußschemel aus Eichenschnitzwerk mit Elfenbein versehen. Vier große, mit Wachsfackeln besteckte Wandleuchter erhellten das Zimmer, dessen

Wände viele Ritzen und Spalten zeigten, so daß die reichen Behänge oft vom Nachtwind gerüttelt und geschüttelt wurden und die Lichter trotz der schützenden Schirme seitwärts flackerten.

Lady Rowena, die eben bereit war, sich von drei Frauen ihr Haar für die Nacht ordnen zu lassen, saß auf einem thronartig erhöhten Stuhl.

Der Pilger wollte seine Huldigung durch eine Kniebeugung andeuten. Die Dame des Hauses aber sagte mit viel Anmut:

„Nicht doch, Pilger; der Verteidiger eines Abwesenden ist zu einem ehrenvollen Empfang aller berechtigt. Ihr ehrt die Wahrheit und schätzt den Mut, und das freut mich."

Zu ihrem Gefolge gewendet, fügte sie dann hinzu:

„Ich habe mit diesem frommen Pilger etwas zu sprechen; zieht Euch also zurück — nur Elgitha bleibe!"

Die Frauen begaben sich an das äußerste Ende des Gemachs und setzten sich auf eine der dort stehenden Bänke.

Nach einem kurzen Zögern begann die Lady.

„Pilger," sagte sie, „Ihr erwähntet vorhin einen Namen — den Namen Ivanhoe. Ich wage es, zu dieser Stunde Euch zu fragen, wo und wie Ihr den Ritter verließet. Wir mußten hören, er habe, nachdem er seiner erschütterten Gesundheit wegen bei Abgang der englischen Armee in Palästina zurückgeblieben war, von den Verfolgungen der französischen Partei, der die Tempelherren sich zuneigen, zu leiden gehabt."

„Ich kann nur wenig über den Ritter berichten," entgegnete der Pilger verlegen. „Soviel ich weiß, ist er den Verfolgungen seiner Feinde entgangen und steht im Begriff, nach England zurückzukehren, wo Ihr, Lady, wissen müßt, was für Aussichten ihm blühen."

„Wann dürfen wir Ivanhoe in seinem Vaterland etwa erwarten? Werden ihm auf dem Wege auch viele Gefahren drohen?" fragte Lady Rowena hastig und seufzte dabei schwer auf.

„Über den ersten Punkt bin ich leider in völliger Unwissenheit; was aber die zweite Frage anbelangt, so kann ich Ihnen sagen, daß die Reise auf sichere Art über Venedig und Genua und von dort durch Frankreich nach England bewerkstelligt wird. Überdies ist Ivanhoe ein feiner Kenner französischer Sitten und Gebräuche,

versteht auch die französische Sprache, so daß er nach dieser Seite hin vor jedem unangenehmen Zwischenfall geschützt sein dürfte."

„Wollte Gott," rief Lady Rowena aus, „er könnte bei dem kommenden Turnier, wo die Ritterschaft seines Landes ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit zeigen will, mitkämpfen! — Wie sah Ivanhoe aus, als Ihr ihn zum letzten Mal erblicktet?"

„Magerer und sonnenverbrannter, als zur Zeit, da er im Gefolge von Richard Löwenherz aus Cypern kam," antwortete der Pilger. „Auch schien seine Miene sorgenvoll; doch nahte ich ihm nicht, da ich ihm unbekannt war."

„Ich fürchte, er wird in seiner Heimat wenig finden, was ihn zu erfreuen vermöchte. — Meinen verbindlichsten Dank, Pilger, für die Nachrichten über den Gefährten meiner Jugend."

Elgitha brachte darauf dem Mann auf Befehl der Herrin noch einen Gutenachttrunk. Rowena setzte zuerst den silbernen Becher an die Lippen und trank, dann genoß der Pilgrim einige Tropfen. Dem Alten ein Goldstück reichend, sagte die Lady: „Nehmt diese kleine Gabe an, mein Freund!"

Der Pilger kam dem Wunsche nach und eilte mit einer tiefen Verbeugung zur Tür hinaus. Voran schritt Elgitha, die ihm leuchtete. Draußen traf er Arnold, der dem Mädchen die Fackel aus der Hand nahm und ihn in ein zellenartiges Schlafkämmerchen brachte.

„Wo schläft Isaak?" fragte der Pilger.

„Dieser Ungläubige schläft neben der Zelle Eurer Heiligkeit," lachte Arnold. „Gewiß wird ein Dutzend Scheuerbürsten nicht ausreichen, das Stübchen für den Gebrauch eines Christen wieder herzustellen!"

„Und wo schläft Kurt, der Schweinehirt?"

„Zu Eurer Rechten, Pilger. Ihr würdet gewiß eine ehrenvollere Schlafstätte erhalten haben, wenn Ihr Oswalds Einladung angenommen hättet."

„Mag dem sein, wie ihm wolle," erwiderte der Pilger, „aber des bin ich sicher: die eichene Zwischenwand schützt mich auf jeden Fall vor der verderblichen Ansteckung durch den Juden."

Mit diesen Worten betrat er die für ihn bestimmte Kammer, griff nach der Fackel und entließ den Diener, der sich sofort zurückzog.

Die Ausstattung der Zelle war, wie sich leicht denken läßt, höchst einfach; sie bestand aus einem klobigen Schemel und einer noch roher gearbeiteten Bettstelle, die mit frischem Stroh und einigen Schaffellen zum Bedecken versehen war.

Auf dieses Lager warf sich der Pilger ganz angekleidet nieder und schlief, bis ihn am anderen Morgen die ersten Sonnenstrahlen, die durch das vergitterte kleine Fenster in die unwohnliche Zelle fielen, weckten. Rasch sprang er auf, verrichtete sein Morgengebet und trat dann leise in die Kammer Isaaks.

Der Jude lag noch in tiefem Schlummer, und auf seinem Gesicht konnte man Bekümmernis und den Ausdruck qualvoller Sorge lesen; er bewegte krampfhaft Arme und Hände und stöhnte laut auf, als kämpfe er mit einem drückenden Alp.

Durch eine sanfte Berührung weckte der Pilger den Schläfer auf. Trotzdem fuhr der Greis entsetzt in die Höhe, strich mit den Fingern durch das gesträubte Haar, riß das abgelegte Oberhemd an sich und stierte angsterfüllt den Pilger an.

„Fürchtet nichts; ich komme als Euer Freund!“ tröstete der heilige Mann. „Wenn Ihr nicht sofort das Haus verlaßt, so ist es um Euch geschehen.“

„Heiliger Vater,“ sagte Isaak, „wer könnte Interesse daran haben, mich, den Ärmsten unter den Armen, zu bedrohen?“

„Ich kann Euch nur sagen, daß Ihr in großer Gefahr schwebt,“ erwiderte der Pilger; „denn wisset: Als wir gestern abend die Halle verließen, gab der Tempelritter seinen muselmännischen Sklaven in einer Sprache, die ich wohl verstehe, den Befehl, heute morgen auf Eure Abreise zu lauern, Euch in gehöriger Entfernung von diesem Hause festzunehmen und auf das Schloß Philipp von Malvoisins oder Reginald Front de Boeufs in Gewahrsam zu bringen.“

Isaak war bei dieser Mitteilung zu Tode erschrocken. Seine Arme hingen schlaff herunter, der Kopf sank auf die Brust, die Kniee zitterten, und er fiel zu den Füßen des Pilgers der Länge nach auf den Boden.

„O heiliger Gott,“ rief er dann aus, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte, „ein Traum ist nicht umsonst gewesen. Schon fühle ich das kalte Eisen, die grausame Folter an meinen Gliedern nagen.“

„Ihr habt Ursache zur Angst," sagte der Pilger; „aber seid getrost, ich gebe Euch Mittel zur Flucht an. Verlaßt dies Haus sofort, bevor der volle Tag anbricht; ich will Euch auf geheimen Waldwegen führen und nicht von Eurer Seite weichen, bis ich Euch im sicheren Geleit eines der Ritter weiß, die zum Turnier ziehen."

Diese tröstlichen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Der Jude erhob sich.

„Ich will mit Euch gehen, Pilger," begann er dann; „aber laßt uns eilen, laßt uns sofort fliehen. — Hier ist Euer Stab! Doch warum zögert Ihr?"

„Wir müssen dafür sorgen, daß wir den Ort mit Sicherheit verlassen können."

Der Pilger begab sich zu der Zelle, die der Schweinehirte bewohnte.

„Kurt," rief er, „steht schnell auf und öffnet die Hinterpforte; der Jude möchte eiligst hinaus."

„Was?" entgegnete der Hirt, durch die gebieterische Weise des Pilgers beleidigt, „Isaak will Rotherwood verlassen, dazu in Gesellschaft eines frommen Mannes — und ich soll ihm dabei behilflich sein? Nein, zu solcher Stunde lassen wir keinen Gast heimlich davonlaufen!"

„Ich hoffe zuversichtlich, daß Ihr mir diese Gunst nicht verweigern werdet," sagte der Pilger in entschlossenem Tone. Dabei neigte er sich über den ruhenden Schweinehirten und flüsterte ihm einige sächsische Worte in das Ohr. Kurt sprang rasch auf, wurde aber vom Pilger zur Vorsicht ermahnt.

„Jedenfalls darf ich auf deine Klugheit bauen," sagte der Fromme. „Mach vorerst die Hinterpforte auf, und bald wirst du mehr erfahren."

Dienstfertig eilte Kurt hinaus, während der mittlerweile eingetretene Wamba nebst Isaak ihm folgten. Beide waren voll Staunens über des Schweinehirten verändertes Benehmen.

„Hole dem Juden sein Maultier!" befahl der Pilger. „Bringe auch mir eins, damit ich ihm Gesellschaft leisten kann; ich werde es in Ashby irgend jemand von Cedrics Troß übergeben. Und du, Kurt, vergiß nicht —" das übrige flüsterte er ihm ins Ohr.

„Seid ohne Sorge, es wird besorgt," entgegnete der Hirt und entfernte sich, den erhaltenen Auftrag zu vollziehen.

Nach wenigen Minuten erschien er jenseit des Grabens mit zwei Maultieren. Die Reisenden begaben sich über eine schmale Zugbrücke durch eine noch schmalere Tür, die nach dem Walde führte. Kaum bei den Tieren angelangt, beeilte sich Isaak, einen kleinen Lederbeutel, den er mit zitternden Händen unter seinem Kaftan hervorzog, hinten am Sattel zu befestigen. Darauf schwang er sich mit größerer Behendigkeit, als man seinem Alter hätte zutrauen sollen, auf sein Maultier und schaute unruhig auf den Pilger, der sich mit dem Besteigen seines Tieres mehr Zeit gönnte.

Endlich konnte die Flucht beginnen. Als die beiden Reiter nach herzlichem Abschied hinter den Bäumen des Waldes verschwanden, stand Kurt noch eine Zeitlang in tiefen Gedanken versunken, bis ihn Wambas Stimme aus seinem Nachsinnen weckte.

„Weißt du, Freund," begann der Spaßmacher, „du bist heute morgen merkwürdig höflich und ganz ungewohnt fromm. Ich wünschte, ich wäre ein schwarzer Prior oder barfüßiger Pilgrim, um von deinem außerordentlichen Eifer Nutzen ziehen zu können. Natürlich würde ich hohe Anforderungen stellen — darauf könntest du dich verlassen."

„In dieser Beziehung, wenn es gilt, deinen Vorteil zu machen, bist du kein Narr, Wamba," erwiderte Kurt. — „Doch ist es Zeit, daß ich meiner Pflicht nachkomme."

Mit diesen Worten kehrte er, gefolgt von Wamba, nach dem Hause zurück.

Die Flüchtlinge setzten inzwischen ihren Weg mit einer solchen Eile fort, die den Juden wohl hätten befriedigen können. Trotzdem steigerte sich dessen Furcht, ja er glaubte zuletzt gar, als es immer nur auf den versteckteften Pfaden weiterging und durchaus kein Ziel zu sehen war, der Pilger wolle ihn in einen Hinterhalt der Feinde locken.

Dieser Gedanke, der in Isaaks Innerem ganz plötzlich aufgetaucht war, verdient entschuldigt zu werden; denn gewiß gab es auf dem weiten Erdenrund kein lebendes Wesen, das allgemeiner,

unaufhörlicher und erbarmungsloser verfolgt wurde, als zu jener Zeit die Juden. Ihr Leben, ihr Hab und Gut — alles war unter den geringfügigsten und unhaltbarsten Vorwänden, sowie auf die grundlosesten Beschuldigungen hin der Volkswut preisgegeben; denn so feindselig auch sonst der Normanne wie der Sachse, der Brite wie der Däne sich gegenüberstanden, so einig waren sie, wenn es galt, die verachteten, verhaßten Juden zu unterdrücken. Selbst die Könige und Edlen des normannischen Geschlechts unterhielten gegen dies Volk eine regelmäßig berechnete und habsüchtige Verfolgung. Von König Johann erzählt man sich, er habe einen reichen Juden in einem seiner königlichen Schlösser gefangen gehalten und ihm täglich einen Zahn ausbrechen lassen, bis der unselige Israelit, fast aller Zähne beraubt, sich dazu verstand, die bedeutende Summe zu erlegen, die ihm abzupressen der Zweck des Fürsten gewesen war. Da es zu jener Zeit wenig Bargeld gab, dieses sich aber hauptsächlich im Besitz dieses verfolgten Volkes befand, so zauderten weder die Monarchen noch die Vertreter des Adels, den reichen Israeliten bis zur Herausgabe ihrer Schätze die scheußlichsten Folterqualen aufzulegen. Trotzdem vermehrte sich das Volk doch und häufte unendliche Kapitalien an, die sie durch Wechsel von einer Hand in die andere gehen ließen.

Nach einer Weile brach der Pilger zuerst das Schweigen.

„Diese große Eiche," sprach er, „soll uns trennen; denn es ziemt Männern meines Standes und des Euren nicht, länger miteinander zu reisen, als es die Notwendigkeit fordert. Wir haben die Grenze des Gebietes, über das Front de Boeuf herrscht, schon lange überschritten, und jede Furcht Euerseits vor Verfolgung ist unbegründet."

„Ich weiß, frommer Pilger," erwiderte Isaak, „Ihr würdet, wenn es sein müßte, mich auf alle Fälle verteidigen. Wenngleich ich auch arm bin, so will ich's Euch doch lohnen; nicht mit Gold —"

„Schweigt!" unterbrach ihn der Pilger. „Ihr wißt, daß ich weder Lohn beanspruchen werde, noch kann. Ich kann Euch führen und gegen einen Sarazenen ohne von meinen Glaubensbrüdern getadelt zu werden, verteidigen. So will ich denn bei Euch verweilen, bis Ihr in ganz sicherem Geleit seid. Seht, dort liegt die Stadt Sheffield, nur noch wenige hundert Schritte von uns entfernt.

Bis dahin will ich dich führen, dann kannst du dich deinen Namensgenossen daselbst anschließen."

„Der Segen Jakobs komme auf Euer Haupt, werter Pilger," rief der Jude aus. „In Sheffield kann ich bei meinem Verwandten Zaret wohnen und Schutz nehmen."

„Das soll mir recht sein."

Die kurze Strecke bis zur Stadt wurde beiderseits in tiefem Schweigen zurückgelegt; offenbar verschmähte es der Pilger, einen Juden anders als im dringendsten Notfall anzusprechen, der Jude aber erkühnte sich nicht, eine Person zu einem Gespräch mit ihm zu nötigen, die mit einem gewissen Heiligenschein umgeben war.

Als die ersten Häuser erreicht waren, sagte der Pilger:

„Hier trennen wir uns!"

„Aber nicht bevor Ihr meinen Dank empfangen habt."

„Wie oft soll ich es noch wiederholen, daß ich keine Belohnung annehme. Willst du mir zu Liebe aber einem deiner christlichen Schuldner Fesseln und Gefängnis erlassen, so will ich meinen kleinen Dienst für reich vergolten halten."

„Einverstanden!" rief Isaak. „Ich möchte aber auch etwas für Euch selbst tun und ich glaube erraten zu können, was Euch im Augenblick am meisten fehlt."

„Das dürftet Ihr schwerlich erraten," sagte der Pilger; „gesetzt aber auch den Fall, Ihr träfet das Richtige, so wäret Ihr jedenfalls nicht reich genug, mir den Wunsch zu erfüllen."

„Reich bin ich nicht," entgegnete der Jude, „denn man hat mir alles entrissen: Geld, Besitztum — meine Schiffe, alles, alles! Aber ich kann Euch sagen, was Ihr braucht, das kann ich Euch vielleicht verschaffen. Wie wäre es mit einem Pferd und einer Rüstung?"

Der Pilger erschrak und sagte heftig:

„Dagegen spricht mein Gelübde, mein Kleid."

„Ich kenne euch Christen," erwiderte Isaak, „auch ist mir nicht unbekannt, daß der Edelste von euch aus abergläubischer Buße zum Pilgerstab faßt und die Welt durchzieht, um der Heiligen Gräber zu besuchen."

„Spotte nicht, Jude!"

„Verzeihung, frommer Mann, ich sprach unbedacht; aber etwas

in Euch hat mir verraten, was für Metall in Euch steckt: ich sah unter Eurer Pilgerkutte ein Paar goldene Sporen und eine Ritterkette glitzern, als Ihr Euch über mein Lager beugtet."

Ein Lächeln spielte um des Pilgers schönen Mund.

„Und was würde ein neugieriges Auge unter Eurer Kleidung entdecken, falls es dieselbe ausforschte?" sagte der jugendliche Pilger.

„Schweigen wir davon," entgegnete Isaak, die Farbe wechselnd. Dann zog er eilig Schreibmaterial aus seiner Tasche und beschrieb ein Blatt, das er dem Pilger mit folgenden Worten überreichte:

„Jedes Kind kennt in Leicester den reichen Juden Kirjath Jairam aus der Lombardei. Ihm gebt diese hebräisch geschriebenen Zeilen. Er ist im Besitze von sechs Mailänder Harnischen, deren schlechtester für einen Fürsten gut genug wäre; außerdem hat er zehn stattliche Rosse zum Verkauf stehen, die alle einen König tragen dürften. Unter diesen Dingen wird er Euch die Wahl anheimstellen nebst allem übrigen, dessen Ihr zur Ausrüstung bedürft. Ist das Turnier vorüber, so werdet Ihr alles zurückgeben — es sei denn, daß Ihr Euch dasselbe käuflich aneignen könntet."

„Wie es scheint, weißt du nicht, daß der besiegte Ritter Roß und Waffen an seinen Besieger verliert, Isaak," wandte lächelnd der Pilger ein. „Ich könnte doch Unglück haben, wer sollte dann Kirjath Jairam den Schaden ersetzen?"

Diese Worte ließen den Juden eine etwas bestürzte Miene annehmen, aber er faßte sich schnell wieder und sagte:

„Das ist unmöglich; Eure Lanze wird so mächtig sein wie der Stab Moses. Ich werde den Segen unserer Väter herabflehen."

„Gewiß ehrlich gemeint, Isaak, aber Ihr kennt noch nicht die ganze Gefahr. Leicht kann das Roß getötet und die Rüstung beschädigt werden; denn im Kampf schone ich weder Pferd noch Menschen. Überdies gibt der Jude nichts umsonst — jedenfalls werde ich eine Leihgebühr bezahlen müssen."

„Seid ohne Sorge, junger Pilger," sagte Isaak. „Tritt eine Beschädigung ein — Ihr sollt nichts dafür zu bezahlen haben; gibt es aber eine Leihgebühr, so wird Kirjath Jairam aus Rücksicht auf mich, seinen Verwandten, Verzicht leisten. — Und nun noch

eins! Wagt Euch nicht zu tief in das Getümmel — ich spreche nicht aus Angst um die Rüstung oder das Pferd, sondern aus wahrer Besorgnis um Euer Leben und Eure gesunden Glieder."

„Dank — Dank für alles!" rief der Pilger. „Ich werde von Eurem Anerbieten guten Gebrauch machen, und ich müßte mit Tode abgehen, sollte ich Euch nicht vergelten."

Nun trennte man sich und ritt auf verschiedenen Wegen in die Stadt.

Viertes Kapitel.

Vorbereitungen zum Turnier. — Große Triumphe eines unbekannten Ritters. — Lady Rowena wird Turnierkönigin.

In dieser Zeit war es um die englische Nation schlecht bestellt. König Richard befand sich in den Händen des grausamen Herzogs von Österreich, der ihn gefangen hielt; den Ort seines Gefängnisses aber kannte niemand mit vollkommener Sicherheit, ja die Mehrzahl seiner Untertanen, die inzwischen hart gedrückt wurden, waren kaum über sein eigentliches Schicksal unterrichtet. Prinz Johann, der mit Philipp von Frankreich gegen Löwenherz verbündet war, wendete all seinen Einfluß bei dem Herzog von Österreich an, um die Gefangenschaft seines Bruders Richard, dem er doch so vieles zu danken hatte, zu verlängern. Und das tat er aus gutem Grunde: er wollte seine eigene Partei im Lande stärken, da er — falls der König sterben sollte — einen Erbfolgestreit mit dem legitimen Erben, Artur, Herzog von Britannien, dem Sohne von Richards älterem Bruder, Geoffrey Plantagenet, hervorzurufen gedachte. Es gelang auch dem leichtfertigen, ausschweifenden und treulosen Johann ohne große Schwierigkeiten, nicht nur alle diejenigen zu seiner Partei und Person zu ziehen, die bei Richards Heimkehr wegen ihres unpatriotischen Benehmens eine Strafe zu gewärtigen hatten, sondern auch eine große Menge derjenigen Kreuzzugsritter, die im fernen Morgenland in Sumpf und Schande

gefallen waren und bei einem etwaigen Volksaufstand reiche Beute zu machen hofften.

Zu diesen Ursachen allgemeiner Sorge kam noch die Menge Geächteter, die unter dem Drucke der Feudalherren zur Verzweiflung gebracht wurden und nun in großen Scharen die Waldungen und Einöden besetzt hielten und jeglicher Gesetzlichkeit Trotz boten. Die Edlen hingegen verschanzten sich zwar in ihren Schlössern, waren aber von ebenso gesetzlosen und verwilderten Scharen, als jene der Geächteten, umgeben. Der Unterhalt dieses Gefolges belief sich auf hohe Summen, und da die Schuldner keine Rettung aus diesen Verwicklungen fanden, so suchten sie sich durch irgend eine schmähliche Gewalttat ihrer Gläubiger zu entledigen.

Zu den Leiden des englischen Volkes im allgemeinen gesellten sich insbesondere die Besorgnisse vor der Zukunft. Es brach, das Elend noch zu vermehren, eine höchst gefährliche und ansteckende Krankheit aus, welche durch das soziale Elend, in dem sich die ärmeren Klassen der Bevölkerung befanden, noch mehr an Boden gewann und Tausende hinraffte, deren Tod von den Überlebenden fast beneidet wurde, da er sie vor ferneren Übeln bewahrte.

Trotz dieser sehr beklagenswerten Verhältnisse erregte ein Turnier, das zu jener Zeit größte Fest, bei jung und alt, bei reich und arm ein außerordentliches Interesse; weder Geschäft noch Krankheit konnten die Jugend oder das Alter davon fern halten. Der Waffengang, wie man sich ausdrückte, der in Ashby in der Grafschaft Leicester abgehalten werden sollte, zog die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich; denn nur hochberühmte Ritter wurden zugelassen, in Gegenwart des Prinzen Johann ihre Geschicklichkeit und Tapferkeit zu zeigen.

Der Schauplatz war ein ungemein romantischer: eine mit reichem, saftigem Gras bewachsene, am Rande eines Waldes in unmittelbarer Nähe der Stadt Ashby gelegene große Wiese, die von einzelstehenden Eichen eingefaßt wurde. Sie schien von der Natur für den Zweck, dem sie jetzt dienen sollte, wie geschaffen; denn sie stieg von allen Seiten allmählich an und bildete in der Mitte eine ebene Fläche, die behufs des Turniers mit starken Palisaden abgeschlossen war. Der umgrenzte Raum war eine Viertelmeile lang und ungefähr halb so breit; seine Form bildete ein

längliches Viereck, dessen Ecken abgerundet waren, um den Zuschauern einen besseren Überblick zu gestatten. Starke hölzerne Tore am nördlichen und südlichen Ende des Kampfplatzes, die bequem geöffnet und geschlossen werden konnten, waren breit genug, um zwei Reitern gleichzeitig Einlaß zu gewähren. An jedem dieser Tore standen zwei Herolde, denen sechs Trompeter, ebensoviele Trabanten und ein Trupp Bewaffneter beigegeben war, um den Stand der Ritter festzustellen, die sich an dem kriegerischen Spiel beteiligen wollten, und um außerdem die Ordnung aufrecht zu erhalten.

Auf einer natürlichen Erhöhung des Bodens waren fünf prächtige Pavillons errichtet, die von schwarzen und roten Fähnlein geschmückt wurden. Vor jedem Pavillon hing der Schild des Ritters, der ihn bewohnte. Der Mittelpavillon war als Ehrenplatz Brian von Bois-Guilbert angewiesen worden, dessen Ruf in allen ritterlichen Übungen, sowie dessen Verwandtschaft mit den Edlen, die diesen Waffengang veranstalteten, ihm einen begeisterten Empfang von seiten der Herausforderer sicherten, die ihn sogar zu ihrem Führer wählten. In unmittelbarer Nähe seines Zeltes standen die von Reginald Front de Boeuf und Philipp von Malvoisin, ferner der Pavillon von Hugh von Grantmesnil, dessen Ahnherr zur Zeit Wilhelms des Eroberers und seines Sohnes William Rufus Großhofmeister von England gewesen war. Das fünfte Zelt gehörte einem Johanniterritter von Jerusalem mit Namen Ralph von Vipont, der einige Besitzungen in der Nähe von Ashby de la Zouche besaß. Zu der Plattform, auf der diese Zelte aufgeschlagen waren, führte von dem Tor des Turnierplatzes aus ein etwa zehn Meter breiter, sanft aufsteigender Weg, der auf beiden Seiten mit starken Palisaden eingefaßt und von Bewaffneten bewacht war. Der nördliche Zugang zu dem Kampfplatz endete in einem ähnlichen Weg. Hier war ein großer Platz für diejenigen Ritter eingezäunt, die sich zum Ringkampf meldeten, und ganz dahinter befanden sich die Zelte für Schmiede, Rüstmeister und andere Gewerbetreibende. Galerien, mit Teppichen und Kissen ausgeschmükt, zogen sich um den größten Teil des Kampfplatzes. Auf denselben nahmen die Damen und Edlen, die dem Schauspiel zuzusehen gedachten, Platz; die Vertreter der niederen Volksklassen standen

zwischen den Galerien und den Schranken. Außerdem hatten noch viele Hunderte die Äste der hohen Bäume erklettert, welche die große Wiese säumten, ja sogar der Turm der nahegelegenen Dorfkirche war von Zuschauern besetzt. An der bevorzugtesten Stelle der Galerie befand sich ein Thron mit Baldachin, auf dem das königliche Wappen prangte. Um diesen Ehrenplatz sammelten sich Knappen, Pagen und Vasallen in kostbarer Kleidung — sie alle wollten Prinz Johann bedienen. Dieser königlichen Galerie gegenüber erhob sich eine zweite, die wohl weniger pomphaft, aber bedeutend bunter als die des Prinzen war. Hier scharte sich um einen mit grün und rosa Seide gezierten Thron ein Schwarm von Pagen und jungen Mädchen in den gleichen Farben. Zwischen Fahnen und Bannern, die die Sinnbilder von Amors Triumphen trugen, teilte eine bunte Inschrift dem Publikum mit, dieser Ehrensitz sei für die Königin der Schönheit und Liebe bestimmt. Wer das sein würde, konnte noch niemand ahnen. Einstweilen drängte sich eine bunt zusammengewürfelte Zuschauermenge nach ihren verschiedenen Plätzen, was nicht ohne Reibereien und Streitigkeiten ablief. Allmählich füllten sich die Galerien mit Rittern und Edlen in Friedensgewändern, und ihre langen dunkelfarbigen Mäntel bildeten einen gefälligen Gegensatz zu den helleren und kostbareren Trachten der Damen, die in fast größerer Zahl als die Männer zu diesem Waffenspiel sich einstellten. Bald war auch der innere Raum mit Bürgern und Freisassen sowie jenen Gliedern des niedern Adels angefüllt, die Armut oder zweifelhafter Rang abhielt, nach besseren Plätzen zu streben. Hier blieb natürlich ein Zanken und Raufen nicht aus.

„Verfluchter Jude," schrie ein alter Mann in fadenscheinigem Mantel, aber mit Schwert, Dolch und goldener Kette versehen, „wie kannst du es wagen, mich, einen christlichen Normannen vom Blute der Montdidiers, zu stoßen?"

Diese rauhen Worte galten niemand anders, als unserem Freund Isaak, der, in einen mit Spitzen und Pelz besetzten Kaftan gekleidet, sich bemühte, einen Platz in der vordersten Reihe unter der Galerie für seine schöne Tochter Rebekka zu erobern, die sich in Ashby zu ihm gesellt hatte und jetzt mit ängstlicher Miene am Arm des Vaters hing.

Isaak, den wir sonst so schüchtern sahen, wußte, daß er heute unter dem Schutz der allgemeinen Gesetze stand und deshalb nichts zu befürchten hatte. An solchen Plätzen öffentlicher Versammlung würde es von den adligen Herren niemand gewagt haben, ihn anzugreifen; denn unter der Menge befanden sich immer einige Barone, die ihre selbstsüchtigen Gründe hatten, die Juden zu beschützen. Ja heute fühlte sich Isaak ganz besonders sicher durch den Umstand, daß Prinz Johann um diese Zeit gerade mit den Juden von York wegen eines großen Anlehens in Unterhandlung stand. Isaak war bei dieser Angelegenheit die Hauptperson. Er wußte, daß des Prinzen Wunsch, sie bald zum Abschluß zu bringen, ihm große Sicherheit bot. Durch solche Betrachtungen kühn gemacht, beharrte er auf seinem Vorhaben und stieß den normannischen Christen hin und her. Die Klagen des alten Mannes erregten aber die Entrüstung der Umstehenden, und ein stämmiger Freisasse, grün gekleidet und mit einem sechs Fuß langen Bogen versehen, wendete sich um und riet dem Juden mit zorniger Miene, daran zu denken, daß aller Reichtum, den er sich erworben, indem er seinen unglücklichen Opfern das Blut aussaugte, ihn nur aufgebläht habe wie eine giftige Spinne, die man wohl unbeachtet in einer dunklen Ecke sitzen ließe, sie aber zertrete, sobald sie sich ans Licht wage.

Diese ernsthafte Rede verfehlte nicht ihre Wirkung; Isaak zog sich langsam zurück. Wahrscheinlich würde er sich ganz aus dieser gefährlichen Nachbarschaft entfernt haben, hätte nicht das Erscheinen des Prinzen Johann jedermanns Aufmerksamkeit auf diesen adligen Herrn und sein Gefolge gelenkt. Unter diesem Gefolge befand sich auch der Prior von Jorvaulx in dem glänzendsten Anzuge, den die Würdenträger der Kirche je anlegen; Pelzwerk und Gold waren an seinen Kleidern nicht gespart, und die Spitzen seiner Schuhe reichten in Übertreibung der Mode jener Zeit so weit empor, daß sie nicht bloß an den Knieen, sondern sogar am Gürtel befestigt waren und ihn hinderten, den Fuß in den Steigbügel zu setzen. Das übrige Gefolge des Prinzen bestand hauptsächlich aus Günstlingen, marodierenden Baronen und liederlichen Höflingen, sowie verschiedenen Tempelherren und Johannitern.

Die Ritter dieser beiden Orden galten als Feinde des Königs Richard. Sie hatten sich nämlich in der langen Reihe von Zwistig-

keiten, die in Palästina zwischen dem löwenherzigen König von England und Philipp von Frankreich entstanden, auf die Seite des letzteren geschlagen. Natürlich blieben infolgedessen die wiederholten Siege Richards fruchtlos, so daß all sein Erfolg in einen ungewissen Waffenstillstand mit Sultan Saladin zusammenschrumpfte. Das Volk in England und in der Normandie nahm die Politik der Templer und Johanniter an und hielt es mit der Partei des Prinzen Johann, zumal es wenig Ursache hatte, die Rückkehr Richards oder die Erbfolge Arturs, seines legitimen Erben, zu wünschen.

Prinz Johann ließ sich keine Gelegenheit entgehen, die wenigen sächsischen Familien von Ansehen, die noch in England bestanden, und die er aus ganz entgegengesetzten Gründen haßte, zu demütigen und zu beleidigen. Er kannte ihre unfreundliche Gesinnung, wußte auch, wie der größere Teil der englischen Gemeinen abfällig über ihn urteilte. Trotzdem tänzelte er auf einem grauen, feurigen Zelter an der Spitze des stattlichen Zuges um die Schranken, lachte laut mit seinen Begleitern und betrachtete die Schönen, welche auf den Galerien standen, mit der ganzen Ungezwungenheit königlicher Kritik. Sein Kleid war äußerst kostbar; es bestand aus Scharlach und Gold. Auf der Faust trug er einen Falken, auf dem Kopf aber eine prächtige, mit Edelsteinen gezierte Pelzmütze, unter der sein langes gelocktes Haar auf die Schultern herabwallte. Wenngleich ihm aus den Augen kühne Dreistigkeit, Hochmut und Gleichgültigkeit gegen die Empfindungen anderer herausleuchtete, so konnte man seinem Gesicht doch nicht eine gewisse Schönheit absprechen. Die Mehrzahl der Anwesenden ließ sich indes an der Kostbarkeit seines Pelzkragens, der Pracht seines mit teurem Zobel gefütterten Mantels, den goldenen Sporen, den feinen Maroquinstiefeln, sowie der Anmut, mit welcher er sein Roß regierte, genügen. Sie zollten ihm Beifall, trotzdem er es persönlich nicht verdient hatte.

Als der Prinz so durch die Schranken ritt, bemerkte er die Bewegung, die durch den Zwist des Juden Isaak entstanden war; sein scharfes Auge erkannte sofort den Juden, wurde aber viel angenehmer von dessen Tochter gefesselt, die sich ängstlich an den Arm des Vaters klammerte. Rebekka — so hieß, wie wir wissen, die Tochter — war eine stolze Schönheit. Ihre symmetrische Gestalt wurde durch die orientalische Tracht; in die sie sich kleidete, auf

das vorteilhafteste gehoben. Der Turban von gelber Seide paßte vortrefflich zu ihrer dunklen Hautfarbe. Die üppige Fülle ihres Rabenhaares, das in dichten Locken auf die Schultern herabfiel, der Glanz ihrer Augen, die schöngeschnittene Adlernase und die perlenweißen Zähne — das alles war vereint von einem Liebreiz, wie er größer nicht gedacht werden konnte. Der Hitze wegen waren die obersten der goldenen, perlenbesetzten Haken ihrer enganliegenden, aus reicher persischer Seide bestehenden Jacke geöffnet und zeigten ein Diamantenhalsband mit Steinen von unschätzbarem Wert. An ihrem Turban war durch eine Diamantenagraffe eine Straußenfeder befestigt, die zum weiteren Putz der schönen Rebekka diente. Die Jüdin wurde von den stolzen Damen auf den Galerien äußerlich durch Mienen und Gebärden, wohl auch zischelnden Lauten verspottet, innerlich aber stark beneidet.

„Bei Gott!" rief Prinz Johann. „Diese Jüdin ist gewiß die Braut aus dem hohen Liede. Meinst du nicht auch, Prior Aymer?"

„Jawohl," antwortete Aymer, „sie ist die Rose von Saron und die Lilie des Tales; aber wir wollen nicht vergessen, daß sie doch nur eine Jüdin ist."

„Ei," fuhr der Prinz fort, ohne weiter auf ihn zu achten, „da sehe ich ja auch den Goldmarquis, den Baron von Byzanz, meinen geliebten Isaak. Beim Leichnam des heiligen Markus, er und seine liebliche Jüdin sollen ihren Platz auf der Galerie einnehmen. Heda, Isaak!" rief er dann, dem Alten dabei mit der Hand winkend, „wer ist die orientalische Gestalt, die du am Arme führst? Dein Weib oder deine Tochter?"

„Meine Tochter Rebekka, Eure Hoheit," entgegnete der Jude unterwürfig, ohne sich durch des Prinzen spöttische Anrede in seiner dienstwilligen Gesinnung beirren zu lassen.

„Das ist klug von dir," lachte Johann. „Aber einerlei — Tochter oder Weib — ihre Schönheit verdient einen besseren Platz. — Wer sitzt da oben?" fragte er, die Galerie musternd. „Natürlich sächsische Lümmel! Drücke sie in die Ecke, Isaak, damit du mit deinem lieblichen Töchterlein Platz findest!"

Diese beleidigenden Worte galten den Inhabern der Galerie, nämlich der Familie Cedrics, des Sachsen und seinen Verbündeten

und Verwandten, ganz besonders Athelstane von Coningsburgh, der wegen seiner Abstammung von den sächsischen Königen Englands bei allen Sachsen Nordenglands in hohem Ansehen stand, obwohl er viele Schwächen und Gebrechen an sich trug. Als Athelstane das herrische Gebot des Prinzen, Isaak und Rebekka Platz zu machen, vernahm, war er ganz betroffen und wußte anfänglich nicht, ob er gehorchen oder sich widersetzen sollte. Kurz entschlossen entschied er sich für das letztere. So öffnete er denn seine blauen Augen weit, ohne sich sonst zu regen, und stierte den Prinzen so seltsam an, daß man fast hätte lachen müssen.

Johann faßte die Sache anders auf.

„Verstehst du es nicht, sächsisches Schwein?" donnerte der wütend gewordene Prinz. „Kitzle es mit deiner Lanze, de Bracy!"

De Bracy, der Führer einer Bande Freischaren oder Condottieri, die als Söldlinge jedem Fürsten dienten, der sie bezahlte, streckte, ohne auf das Murren der Menge zu achten, seine Lanze auf die Galerie und würde dem Befehl des Fürsten nachgekommen sein, wenn nicht Cedric mit Blitzesschnelle sein Schwert aus der Scheide gerissen und die Lanzenspitze abgehauen hätte.

Jetzt wurde der Prinz purpurrot vor Zorn. Er stieß einen derben Fluch aus und wollte eben weiter reiten, als er sich eines Besseren besann und etwas freundlicher sagte:

„Nun, Ihr sächsischen Burschen, wollt Ihr mir nicht zu willen sein? Beim Herrn des Himmels, da ich es sagte, soll der Jude auch seinen Sitz unter Euch haben. Erhebt Euch also!"

„Nein, Hoheit!" fiel Isaak ein. „Ich möchte nicht unter den Hohen des Landes sitzen."

„Was?" entgegnete der Prinz. „Du willst mir nicht gehorchen? Sofort hinauf! Oder ich lasse dein braunes Fell abziehen und Sattelzeug daraus bereiten."

Der Jude merkte aus dem Ton der ganzen Rede, daß er nicht länger widerstreben dürfe. So fügte er sich denn unter den Willen des Fürsten und eilte die zur Galerie führenden schmalen und steilen Stufen hinauf. Als er bald oben war, stürzte Wamba, der Narr Cedrics, hervor und hielt dem Juden ein riesiges Stück Speck entgegen, das wahrscheinlich bestimmt war, seinen Hunger zu stillen. Der Jude, durch den Anblick dieses Greuels seines

Stammes fassungslos geworden, trat zurück, verfehlte die Stufe und kollerte die Treppe hinab — ein endloses Vergnügen für die große Menge, die in ein heftiges Gelächter ausbrach, in das auch der Prinz mit einstimmte.

„Gebt dem Juden unten Raum!“ befahl Johann.

Es geschah.

„Wer aber bist du, edler Ritter?“ wandte sich der Fürst an Wamba.

„Ich bin weder Ritter noch Knecht,“ entgegnete Wamba, „sondern ein Narr durch Abstammung. Ich bin Wamba, der Sohn des Hirnlos, der der Sohn des Kopflos war.“

„Du gefällst mir, Bursche!“ rief der Prinz. „Isaak, leihe mir eine Hand voll Byzantiner!“

Als der Jude zögernd in seinem Beutel umhersuchte, beugte sich Johann, um dem Zaudern ein Ende zu machen, herab und entriß dem Geängstigten den ganzen Beutel. Dann warf er Wamba einige Goldstücke zu, die er erfaßt hatte, und ritt, Isaak dem Spott der Umstehenden überlassend, davon. Das Volk aber zollte ihm für die wenig edle Tat reichen Beifall.

* * *

„Bei Gott, Herr Prior,“ sagte nach einer Weile der Prinz, indem er sein Pferd anhielt, „wir vergaßen ja bald, die holde Königin der Liebe und Schönheit zu ernennen, deren zarte Hand die Palme vergeben soll. Ich meines Teils bin freisinnig genug, die schwarzäugige Rebekka zu wählen.“

„Eine Jüdin?“ antwortete der Prior entsetzt. „Wir würden verdienen, mit Steinwürfen aus den Schranken gejagt zu werden. Überdies bin ich auch der Ansicht, daß sie der lieblichen Sächsin Rowena nicht das Wasser reicht.“

„Und trotzdem sage ich: ernennt Rebekka, und wäre es auch nur, diese sächsischen Tölpel zu demütigen.“

Ein lautes Murren lief durch die Reihen.

„Das ist mehr als Scherz, Hoheit,“ meinte de Bracy. „Wählt man Rebekka, so können wir sicher sein, daß kein Ritter eine Lanze einlegen wird; denn man tut ihnen damit einen zu großen Schimpf an.“

„Jede absichtliche Beleidigung macht böses Blut," fügte Waldemar Fitzurse, einer der ältesten und angesehensten von Johanns Begleitern, hinzu, „und Euer Hoheit Pläne können durch Hartnäckigkeit leicht vereitelt werden.

„Herr, Ihr vergeßt Euren Stand," entgegnete gereizt der Fürst. „Nahm ich Euch zu meinem Ratgeber oder nur zu meinem Begleiter?"

„Nur zum Begleiter; aber damit erlange ich zugleich das Recht eines Ratgebers, denn auf den Wegen, die Ihr einschlagt, steht mein Interesse ebenso auf dem Spiel, wie Euer eigenes."

Johann merkte an dem entschiedenen Ton dieser treffenden Entgegnung, daß er nicht anders könne als nachgeben.

„Wie Ihr doch alles verkehrt auffaßt," sagte der Fürst; „es war ja alles Scherz. Ich lege die Wahl in Eure Hände."

„So mache ich einen anderen Vorschlag," begann de Bracy. „Laßt den Thron der schönen Herrscherin unbesetzt, bis der Sieger ausgerufen ist; er möge dann die Dame wählen, die denselben einnehmen soll. Das verleiht seinem Triumphe neue Würze und lehrt die Damen, die Liebe eines tapferen Ritters schätzen."

„Gewinnt Brian von Bois-Guilbert den Preis," nahm der Prior das Wort, „so setze ich meinen Rosenkranz zum Pfand, daß ich die Königin der Liebe und Schönheit bei Namen kenne."

„Wohl ist Brian ein tapferer Held," bemerkte de Bracy, „aber es gibt noch andere, Herr Prior, die getrost mit ihm in die Schranken treten können."

„Ruhig, ihr Herren," rief Waldemar Fitzurse, „laßt den Prinzen den Platz einnehmen, damit das Spiel beginne; denn der Tag schreitet vor und Ritter und Zuschauer sind gleich ungeduldig."

Johann nahm, obgleich sonst in Kleinigkeiten halsstarrig, auf Rat seines kleinen „Günstling-Ministers" Fitzurse, seinen Thron ein und gab, von seinem Gefolge umgeben, den Herolden das Zeichen, die Turniergesetze zu verlesen. Sie lauteten:

1. Die fünf Herausforderer nehmen es mit allen auf, die sich melden.

2. Jeder sich zum Kampfe meldende Ritter kann unter den Herausforderern einen zu seinem Gegner wählen, indem er dessen Schild berührt. Tut er das mit umgekehrter Lanze, so erfolgt der Kampf mit der sogenannten Höflichkeitswaffe, der Lanze, an deren

Spitze ein rundes Stück Holz befestigt ist. Wird der Schild hingegen mit der scharfen Spitze der Lanze berührt, so bedeutet dies, daß die Ritter in einem wirklichen Gefecht mit scharfen Waffen kämpfen wollen.

3. Hat jeder der anwesenden Ritter sein Gelübde gelöst, also fünf Lanzen gebrochen, so ernennt der Prinz den Sieger des ersten Turniertages, der dann als Preis ein Roß von außerordentlicher Schönheit und unvergleichlicher Kraft erhält. Diesmal hat er auch das Recht, die Königin der Schönheit und Liebe zu ernennen, die am folgenden Tage den Preis verteilt.

4. Am zweiten Tage findet ein allgemeines Turnier statt, an dem alle anwesenden Ritter, die Lust nach Ehre und Ruhm verspüren, teilnehmen können. Diese, in zwei gleich starke Parteien geteilt, sollen sich durch Mut und Tapferkeit auszeichnen und so lange kämpfen, bis Prinz Johann das Zeichen zur Beendigung des Kampfes gibt. Darauf krönt die Königin der Liebe und Schönheit den Sieger mit einem Kranz aus goldenen Lorbeerblättern. Mit diesem zweiten Tage erreicht das Waffenspiel sein Ende, doch können an den nächstfolgenden noch volkstümliche Belustigungen, wie Bogenschießen, Stierkämpfe und anderes mehr, abgehalten werden.

Diese Ankündigung schlossen die Herolde mit dem Ruf: „Seid großmütig, tapfere Ritter!“ worauf es Gold- und Silberstücke in Menge von den Galerien regnete. Solchen Gaben folgte dann der Dankesruf: „Liebe den Damen! — Tod den Gegnern! — Ehre den Großmütigen! — Ruhm den Tapferen!“, in welchen alles Volk, auch das geringe, freudig einstimmte. Nachdem sich die Wogen der Aufregung etwas gelegt hatten, zogen sich die Herolde aus den Schranken zurück und ließen die Marschälle zurück, die, gerüstet und auf ihren Pferden sitzend, an den beiden Enden des Platzes Aufstellung nahmen.

Mittlerweile hatte sich der eingeschlossene Raum am Nordende der Schranken, so groß er auch war, ganz mit Rittern gefüllt, die vor Kampfeseifer glühten. Von den Galerien herab schaute man auf ein Meer von wogenden Federbüschen, glitzernden Helmen und blinkenden Lanzenspitzen, an denen sich handbreite Fähnlein lustig im Winde bewegten.

Nach wenigen Augenblicken öffneten sich die Schranken und fünf durch das Los erwählte Ritter ritten langsam auf den Kampfplatz. Einer führte den kleinen Zug, die andern ritten paarweise. Sie zeigten sich glänzend bewaffnet. Die Geschichtsbücher erzählen nicht selten in breiter Ausführlichkeit von ihren Devisen und Farben, sowie von der Stickerei der Pferdeschabracken, so daß wir hier darauf verzichten können. Obwohl die Ritter mit viel Ernst und Würde in die Schranken einritten, ließen sie sich doch die kleine Eitelkeit nicht nehmen, ihre Rosse in verschiedenen Gangarten tänzeln zu lassen. Beim Betreten der Schranken ertönte von den Zelten der Herausforderer eine eigentümliche, aus dem heiligen Lande mitgebrachte Musik herüber — eine Mischung von Zimpeln und Glocken. Die fünf Ritter, auf die sämtliche Augen der ungeheuren Zuschauermenge gerichtet waren, ritten zu den Zelten hinauf, wo jeder mit dem verkehrten Ende seiner Lanze dicht den Schild des Herausforderers, welchem er entgegenzutreten wünschte, berührte. Man war fast allgemein unangenehm enttäuscht, als die Ritter die Waffen der Höflichkeit wählten; man hätte lieber das Gegenteil gesehen, zumal man gewöhnt war, den aufregendsten Tragödien den begeistertsten Beifall zu zollen. Jetzt stellten sich die Ritter in einer Reihe am Ende der Schranken auf, während die Herausforderer aus ihren Zelten traten, ihre Rosse bestiegen, unter Brians Anführung die Plattform hinabzogen und sich jedem Ritter gegenüberstellten, der ihre Schilde berührt hatte. Sobald der erste Trompetenstoß ertönte, sprengten sie in vollem Galopp aufeinander zu. Die Überlegenheit oder das gute Glück der Herausforderer war so groß, daß diejenigen, welche Brian von Bois-Guilbert, Malvoisin und Front de Boeuf gegenüberstanden, zu Boden fielen. Grantmesnils Gegner hingegen verfehlte, was mehr beschämend galt als ein Sturz vom Pferde, mit seiner Lanzenspitze sein Ziel so vollständig, daß man ihn laut auslachte. Nur der fünfte Ritter hielt die Ehre seiner Partei hoch; er bestand seinen Zusammenstoß mit dem Johanniter in höchst glänzender Weise, indem er beide Lanzen zersplitterte, ohne daß einer der Kämpfer zu Schaden gekommen wäre. Die Sieger kehrten nach ihren Zelten zurück, die Besiegten dagegen schlichen trübselig aus den Schranken, um mit ihren Überwindern wegen der an sie verwirkten Waffen und Pferde zu unterhandeln. Der fünfte

Ritter hatte es indes nicht eilig; er verweilte längere Zeit innerhalb der Schranken, um den Beifall der Zuschauer entgegen zu nehmen. Jetzt erschien eine zweite und dritte Abteilung der Ritter auf dem Kampfplatz. Obgleich der Erfolg ein wechselnder war, blieb der Vorteil doch entschieden auf der Seite der Herausforderer; denn von ihnen wurde nicht einer aus dem Sattel gehoben, was zweien ihrer Gegner zum größten Ärger passierte. Bei diesen schien dann auch der Eifer nach und nach zu erkalten, und es traten beim vierten Gang nur drei Reiter auf. Diese begnügten sich damit, die Schilde der drei gegenüberstehenden Ritter zu berühren. Bois-Guilberts und Front de Boeufs Schilde wurden absichtlich von ihnen gemieden. Das Geschick des Tages blieb dasselbe, die Herausforderer warfen ihre Gegner in den Sand.

Es entstand jetzt eine längere Pause, und es machte sich eine allgemeine Unlust zum Weiterkämpfen bemerkbar. Selbst die Zuschauer blickten finster drein; denn von den fünf Herausforderern waren Malvoisin und Front de Boeuf ihres Charakters wegen unbeliebt, die anderen aber, mit Ausnahme Grantmesnils, die Fremde und Ausländer waren, wurden allgemein gehaßt. Am erbittertsten zeigte sich Cedric, der Sachse. Er sah in jedem Vorteil, den die normannischen Herausforderer erlangten, einen neuen Triumph über Englands Ehre. Obwohl er in ritterlichen Spielen keine besondere Geschicklichkeit entwickelte, so hatte er sich früher doch bei mancher Gelegenheit mit den Waffen seiner sächsischen Ahnen als tapferer Krieger erwiesen. Erwartungsvoll schaute er auf Athelstane, der in allen ritterlichen Kämpfen wohl unterrichtet war; er hoffte, dieser würde persönlich einen Versuch machen, den Sieg auf die englische Seite zu ziehen.

Cedric hatte sich getäuscht; Athelstane, so stark von Person und so tapferen Herzens er auch sonst war, war so träge und wenig ehrgeizig, die Anstrengung zur Erlangung des Sieges zu machen, die Cedric von ihm mit gutem Recht erwartete.

„Das Glück scheint uns verlassen zu haben, Mylord," sagte Cedric bedeutungslos. „Würdet Ihr es nicht wagen, eine Lanze zu brechen? Vielleicht wird uns das Schicksal wieder hold."

„Morgen bin ich dazu bereit," entgegnete Athelstane; „dann werde ich im Melée kämpfen, heute verlohnt es sich nicht, mich noch zu rüsten."

Diese Antwort gefiel Cedric durchaus nicht; das normannische Wort „Melée", das soviel wie Handgemenge oder allgemeiner Kampf bedeutet, drückte eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die Ehre Englands aus. Trotzdem schwieg er, da er sonst Athelstane hoch verehrte; auch mischte sich Wamba eben ein, welcher meinte: es sei besser, wenn auch kaum leichter, unter Hunderten der Beste zu sein, als unter Zweien. Athelstane faßte diese Worte als Schmeichelei auf; Cedric aber, der den Sinn besser verstand, warf seinem Spaßmacher einen ernsten, zurechtweisenden Blick zu.

Als sich kein Ritter mehr zum Kampfe meldete, wollte Prinz Johann eben die Ehre des Tages Brian zuerkennen, der zwei Gegner aus dem Sattel gehoben und einen dritten bügellos gemacht hatte. Da kündigte ein Trompetenstoß das Erscheinen eines neuen Kämpfers an. Aller Augen richteten sich auf den in die Schranken Reitenden. Er war nur von Mittelgröße und schien eher zart als stark gebaut zu sein. Seine glänzende Stahlrüstung, die reichlich mit Gold eingelegt war, gehörte unstreitig zu den kostbarsten, die auf dem Platz zu sehen waren. Auf dem Schild deutete eine entwurzelte junge Eiche mit der spanischen Inschrift Desdichado an, daß der Ritter enterbt worden war. Der jugendliche Kämpe ritt ein edles schwarzes Pferd und begrüßte in höfischer Sitte mit freundlicher Gebärde den Prinzen und die Damen. Im Augenblick hatte er sich das Wohlwollen der Menge gewonnen, und einige Stimmen riefen ihm in gutgemeinter Gesinnung zu: „Berührt den Schild des Johanniters; er sitzt am wenigsten fest!"

Inzwischen war der Ritter auf die Plattform bis zu den Zelten herangeritten, wo er zum Erstaunen aller Anwesenden mit dem scharfen Ende seiner Lanze kühn auf Brians Schild schlug, daß man den Klang weithin vernahm. Brian, der eine solche Herausforderung nicht erwartet hatte und sorglos unter dem Zelteingang stand, war betroffen von dem Mut des enterbten Ritters, wie sich der Unbekannte nannte und in das Turnierbuch hatte eintragen lassen.

„Wenn es denn dein Wille ist," begann der Tempelherr, „so begib dich in die Schranken! Doch zuvor eine Frage: Hast du gebeichtet, Bruder, und heute morgen die Messe gehört? denn es ist doch nicht so leicht und einfach, sich mutwillig in Gefahr zu begeben."

„Ich bin besser auf den Tod vorbereitet als du," entgegnete der Enterbte.

„Wenn das der Fall ist," sagte Bois-Guilbert, „so sieh dir die Sonne noch einmal an; denn diese Nacht sollst du an die Pforten des Paradieses klopfen und darin selig schlafen."

„Habe Dank für deine Höflichkeit. Als Erwiderung derselben möchte ich dir den Rat geben, ein frisches Pferd und eine frische Lanze zu nehmen. Ich sehe, daß du beider benötigt bist."

Mit diesen Worten zwang er sein Pferd rückwärts, ritt den Abhang hinunter und faßte, die Schranken umgehend, an dem nördlichen Ende Stand. Hier erwartete er seinen Gegner. Dieser fand es für angemessen, den Rat des Unbekannten zu befolgen, um sich den Sieg vollständig zu sichern. Brian tauschte sein Pferd gegen ein frisches und kampferprobtes aus, wählte sodann einen starken widerstandsfähigen Speer und griff endlich zu einem anderen und besseren Schild, der in der Mitte einen fliegenden Adler zeigte, welcher einen Totenschädel in den Klauen hielt.

Die beiden Kämpfer stellten sich gegenüber. Das Publikum war auf den Ausgang der Sache gespannt. Nur wenige unter der Volksmenge neigten zu der Ansicht, der Sieg könne auf die Seite des enterbten Ritters fallen; aber trotzdem sicherten ihm sein Mut und Anstand die Sympathien aller Anwesenden.

Jetzt schmetterten die Trompeten, und mit Blitzesschnelle sprengten die Ritter aufeinander zu, bis sie sich in der Mitte der Schranken mit klirrendem Getöse trafen. Die Lanzen zersplitterten, und die Pferde wurden infolge des heftigen Zusammenpralls auf die Hinterfüße geworfen, so daß es den Anschein hatte, als seien beide Reiter zum Sturz gekommen. Dem war jedoch nicht so; die Geschicklichkeit der Reiter hielt die Tiere mit Zügel und Sporen fest. Nachdem sich die Kämpfer einen kurzen, aber sprechenden Blick zugeworfen hatten, sprengten sie an ihre Standorte zurück, um sich von ihren Knappen andere Lanzen reichen zu lassen. Währenddessen jubelte die Menge und bezeugte das lebhafteste Interesse an diesem gelungensten Waffengang des Tages durch das Schwenken der Taschentücher und Schärpen.

Nachdem sich die Kämpfer einige Minuten Erholung gegönnt hatten, gab Prinz Johann den Trompetern den Befehl, das Angriffs-

zeichen zu blasen. Mit erneuter Wucht galoppierten die Ritter aufeinander ein, waren aber vom Glück beiderseitig nicht begünstigt. Der Tempelherr, der auf den Mittelpunkt des Schildes des Unbekannten gezielt und dies Ziel genau getroffen hatte, zerbrach seinen Speer, so daß der enterbte Ritter in seinem Sattel schwankte; der Ritter hingegen traf das Visier des Normannen dergestalt, daß sich die Spitze der Lanze darin verfing. Trotz dieser bedenklichen Lage, in der sich der Tempelherr befand, hielt er seinen hohen Ruf aufrecht. Da platzte plötzlich der Sattelgurt und zu seinem großen Schrecken rollte Brian in den Staub. Rasch befreite er sich von den Steigbügeln, und außer sich vor Wut über seine Schmach zog er das Schwert und schwang es drohend gegen seinen Besieger. Das durfte sich der Enterbte nicht gefallen lassen; auch er zog das Schwert aus der Scheide, um gegen den Templer vorzugehen. In diesem Augenblick drängten die Marschälle ihre Pferde zwischen die beiden Streitenden und erklärten, eine derartige Fortsetzung des Kampfes sei nach den Turniergesetzen nicht gestattet.

„Wir treffen uns wieder an einem Orte, wo niemand zwischen uns tritt," rief rachedürstend der Templer.

„An mir liegt die Schuld nicht, wenn es unterlassen wird," entgegnete mit großer Ruhe der enterbte Ritter. „Doch sage: Wie wollen wir uns begegnen? Zu Pferd oder zu Wagen — mit Speer, Axt oder Schwert? Ich bin zu allem bereit."

Ohne auf die Frage zu antworten, begab sich Brian in sein Zelt, wo er in voller Verzweiflung den Rest des Tages verlebte; der enterbte Ritter hingegen nahm seinen zuerst eingenommenen Standpunkt wieder ein. Ohne abzusteigen ließ er sich einen Becher Wein reichen, schob das Visier hoch und leerte ihn auf das Wohl aller redlichen englischen Herzen. Dann befahl er seinem Trompeter, zum Angriff zu blasen, und beauftragte einen Herold, den Herausforderern zu verkünden, daß er keine Wahl mehr treffe, sondern bereit sei, es der Reihe nach mit jedem aufzunehmen, der sich ihm entgegenstellen würde.

Als erster trat der riesige Front de Boeuf in die Schranken. Er war in eine schwarze Rüstung gehüllt, und sein weißer Schild zeigte einen schwarzen Stierkopf mit dem anmaßenden Motto: „Cave adsum!" („Achtung, ich bin da!") Nach wenigen Augenblicken

errang der enterbte Ritter über den stolzen Front de Boeuf einen geringen aber entscheidenden Vorteil. Front de Boeuf verlor infolge eines geschickten Stoßes des Unbekannten mit seiner Lanze einen Steigbügel, was ihn für besiegt erklärte.

Nun trat Philipp von Malvoisin gegen den enterbten Ritter auf. Letzterer stieß den Baron mit einer solchen Wucht gegen den Helm, daß die Sturmbänder zerrissen und Malvoisin für besiegt erklärt wurde.

Ein darauf folgender Waffengang mit Grantmesnil bot dem unbekannten Ritter Gelegenheit, eben so viel Großmut als Tapferkeit zu zeigen. Grantmesnils Pferd, ein ungestümes Tier, hatte im Vorwärtsspringen durch Scheuen das Ziel seines Reiters unsicher gemacht. Der Enterbte, der es verschmähte, aus diesem Zufall Vorteil zu ziehen, hob seine Lanze, als er an seinem Gegner vorbeikam, ohne ihn zu berühren, ritt wieder an seinen Platz zurück und ersuchte ihn, den Angriff zu wiederholen. Dies wies jedoch Grantmesnil zurück und erklärte sich für besiegt von seines Gegners Geschicklichkeit sowohl als Anstand.

Jetzt kam Ralph von Vipont an die Reihe. Er machte die Zahl der Triumphe des Unbekannten voll, denn er wurde mit solcher Gewalt aus dem Sattel geschleudert, daß ihm das Blut aus Mund und Nase floß und er bewußtlos aus den Schranken getragen werden mußte.

Endloser Jubel brach los, als Prinz Johann die Ehre des Tages dem enterbten Ritter zuerkannte.

* * *

Einige Minuten später erschienen William von Wyvil und Stephan von Martival, die beiden Turniermarschälle, um den unbekannten Ritter vor den Prinzen zu führen, der ihm den Preis des heutigen Turniers erteilen sollte. Sie ersuchten den tapferen Helden, seinen Helm abzunehmen oder wenigstens das Visier aufzuschlagen, bevor er vor den Prinzen trete. Dieses Ansinnen lehnte der enterbte Ritter natürlich ab, indem er mit aller Artigkeit sagte, er könne sein Gesicht aus Gründen, die er den Herolden, als er in die Schranken trat, mitgeteilt habe, keinem Menschen zeigen. Da es öfters vorkam, daß ein fahrender Ritter das Gelübde abzulegen pflegte, nicht eher erkannt zu werden, als bis er eine gewisse Auf-

Zu Seite 87.

gabe gelöst hatte, so gaben sich die Marschälle mit dieser Antwort zufrieden und kündigten dem Prinzen den Wunsch des Siegers an, unbekannt bleiben zu wollen; gleichzeitig baten sie um die Erlaubnis, den Ritter vor Seine Hoheit bringen zu dürfen, damit er den Lohn seiner Tapferkeit empfange.

Johanns Neugierde, das Geheimnis, womit der Fremde sich umgab, bald gelüftet zu sehen, wuchs von Minute zu Minute, obgleich der Prinz durch den Ausgang des Turniers unangenehm berührt worden war. Von der Idee befangen, sein arg beleidigter Bruder sei plötzlich in sein Königreich heimgekehrt, wurde er unruhig, ja er zitterte sogar davor, hinter dem geschlossenen Visier hervor die tiefe, ehrfurchtgebietende Stimme seines Bruders, des Königs Richard Löwenherz, zu vernehmen. Er sprach daher auch sein Lob über des Ritters Tapferkeit nur kurz und in verlegenem Tone aus. Der Enterbte erwiderte darauf kein Wort, sondern dankte nur durch eine tiefe Verbeugung.

Jetzt brachten zwei prächtig gekleidete Stallknechte das mit kostbarer Schlachtrüstung ausgestattete Pferd. Der Fremdling legte eine Hand auf den Sattelknopf und schwang sich, ohne die Steigbügel zu berühren, behende auf den Rücken des Tieres. Dann erhob er die Lanze und sprengte zweimal um die Schranke, wobei er das Roß die verschiedensten Gangarten ausführen ließ.

„Haben wir soeben seine Tapferkeit und Geschicklichkeit zu bewundern Gelegenheit gehabt," flüsterte der geschäftige Prior Aymer dem Prinzen in das Ohr, „so werden wir jetzt sehen, welchen Geschmack er in der Wahl der Königin der Liebe und Schönheit aus den Reihen der Damen, welche die Galerien zieren, entwickelt."

In diesem Augenblick ritt der Unbekannte wieder vorbei. Da winkte ihm der König mit seinem Stab, worauf der enterbte Ritter vor ihm stille hielt, seine Lanzenspitze zur Erde senkte und regungslos seiner Befehle zu harren schien.

„Herr Ritter," begann Johann seine Rede, „es ist nicht nur Eure Pflicht, sondern auch Euer heiliges Recht, die holde Dame zu wählen, die beim morgenden Turnier als Königin der Schönheit und Liebe den Vorsitz führen soll. Solltet Ihr als Fremdling dahier eines ratenden Winkes bedürfen, so können wir nur

sagen, daß Alice, des tapferen Ritters Waldemar Fitzurse Tochter, bei Hofe unbestritten als erste Schönheit gilt. Allein es soll Euch unbenommen sein, eine andere Wahl zu treffen und die Krone nach Eurem freien Willen zu vergeben. Hebt Eure Lanze!"

Der Fremdling hob die Lanze, und der Prinz steckte ihm eine mit einem Goldreif umgebene Krone aus grünem Atlas darauf.

Als Johann jene deutliche Anspielung auf die Tochter des Waldemar Fitzurse gemacht hatte, gehorchte er mehr als einem Beweggrunde, die aber alle die Frucht einer Seele waren, in der sich Sorglosigkeit und Anmaßung mit Schlauheit und niedriger List vereinigten. Zunächst wollte er den Rittern seinen unpassenden Scherz betreffs der Jüdin Rebekka aus dem Gedächtnis verwischen; dann wollte er Alicens Vater, den er fürchtete und dessen Unzufriedenheit er bemerkt hatte, wieder versöhnen, und endlich leitete ihn der Wunsch, sich in die Gunst der Dame einzuschmeicheln; denn Johann war mindestens ebenso locker in seinen Sitten als grenzenlos in seinem Ehrgeiz. Höher aber als all diese Gründe stand ihm das Verlangen, dem enterbten Ritter, gegen den er persönlich eine heftige Abneigung empfand, in der Person des Waldemar Fitzurse einen mächtigen Feind zu schaffen, welcher — so hoffte Johann — den Schimpf mit tiefem Groll empfinden würde, falls der Sieger eine andere Wahl traf, was nicht unwahrscheinlich war.

Es geschah, wie der Prinz gedacht hatte; der enterbte Ritter lenkte sein Pferd langsam an der Galerie vorüber, auf der Lady Alice in dem vollen Stolz einer triumphierenden Schönheit saß, und machte ausgiebigen Gebrauch von seinem Recht, die zahlreichen holden Gesichter zu mustern, die den Kreis zierten.

Die Damen ließen ein verschiedenes Benehmen erkennen, und es war höchst interessant, diesen Vorgang zu beobachten. Während die eine errötete, nahm die andere eine würdevolle Miene an; diese sah vor sich hin und bemühte sich, ganz harmlos auszusehen, jene zog sich in geheucheltem Schrecken zurück; manche lächelten, ja zwei oder drei lachten sogar laut; auch solche gab es, die schon vor zehn Jahren in das Reich der alten Jungfern eingetreten waren, aber aus bekannter Eitelkeit auch heute wieder den Schleier vor ihr einst schönes Antlitz zogen.

Nachdem der enterbte Ritter den Rundgang beendet hatte, hielt er vor dem Balkon, auf dem Lady Rowena saß, an. Damit stieg die Erwartung der Zuschauer aufs höchste.

Cedric, der Sachse, beglückt über die Niederlage des Tempelritters und seiner beiden übelwollenden Nachbarn Front de Boeuf und von Malvoisin, beugte sich weit über die Brüstung und folgte dem Tun des Ritters mit Leib und Seele. Lady Rowena hatte die Ereignisse mit ebenso lebhaftem Anteil beobachtet, wenngleich sie sich auch eine gewisse Zurückhaltung auferlegte. Selbst der mutlose Athelstane schien seine Gleichgültigkeit auf einen Augenblick abgeworfen zu haben; er ließ sich einen Becher Muskatwein geben und trank ihn auf das Wohl des enterbten Ritters. Unterhalb der sächsischen Galerie hatte sich eine andere Gruppe aufgestellt, die sich lebhaft um das Schicksal des Ritters bekümmerte.

„Heiliger Vater!“ sagte Isaak von York, als der enterbte Ritter mit dem Templer zusammenstieß. „Wie ungestüm reitet dieser junge Mann! O das arme Pferd! Er schont es nicht mehr, als wäre es ein träger Esel! Und wie geht er mit der Rüstung um, die beim Waffenschmied Joseph Pareira in Mailand so viele schöne Zechinen kostete. Er kümmert sich so wenig darum, wie um ein Bettlergewand, das hinter dem Zaune liegt!“

„Da der Ritter seinen eigenen Leib einer großen Gefahr aussetzt,“ sagte Rebekka, „so dürfen wir nicht erwarten, Vater, daß er Roß und Rüstung schont.“

„Du weißt nicht, was du sprichst, Kind,“ entgegnete der besorgte Jude. „Allerdings sind Hals und Glieder des Ritters freies Eigentum, Rüstung und Pferd aber gehören — heiliger Jakob, was hätte ich bald gesagt! Na, jedenfalls ist er ein edler Jüngling, der der übrigen Ritter Gold und Silber, Streitrosse und Harnische sicherlich gewinnen wird.“

So zwischen Besorgnis und Hoffnung schwebend, verfolgte er genau die verschiedenen Waffengänge des Ritters mit seinen Gegnern und berechnete schon im stillen den Wert der Pferde und Rüstungen, die dem Unbekannten zufielen.

Dieser fremde Ritter blieb in der Stellung, wie wir ihn vorhin verließen, fast länger als eine Minute regungslos vor der

Galerie stehen; endlich senkte er die Lanzenspitze langsam und legte die Krone Lady Rowena zu Füßen. Sofort schmetterten die Trompeten ihren Tusch, und die Herolde riefen Lady Rowena zur Königin der Schönheit und Liebe aus. Auf den Ruf: „Seid großmütig!“ warf Cedric in seiner Freude eine reiche Geldgabe unter das Volk.

Den normannischen Damen war die Wahl nicht recht; es machte sich unter ihnen ein lautes Murren bemerkbar, doch durch all die mißgünstigen Laute drangen die Rufe: „Hoch lebe Lady Rowena, die erwählte und gesetzmäßige Königin der Liebe und Schönheit! — Lang lebe die sächsische Fürstin! — Lang lebe das Geschlecht des unsterblichen Alfred!“

Obgleich die Wahl den Prinzen Johann unangenehm berührte, so sah er sich doch genötigt, dieselbe zu bestätigen. Er rief nach seinem Pferd, verließ die Galerie und ritt mit seinem Gefolge in die Schranken. Unter Lady Alicens Platz hielt er einen Augenblick still, um ihr einige Schmeicheleien zu sagen. Zu seiner Umgebung gewendet fuhr er dann fort, indem er weiter ritt:

„Bei Gott, der enterbte Ritter hat uns wohl gezeigt, daß er Sehnen und Glieder von Stahl hat, nicht aber, daß seine Augen die schärfsten sind.“

Das war ebenso taktlos als unweise gesprochen; denn Waldemar Fitzurse fühlte sich nicht freudig, sondern unangenehm berührt, als der Prinz es so offen erwähnte, daß seine Tochter verschmäht worden sei.

„Das kostbare Recht, seine Dame nach eigenem Gutdünken und Geschmack zu wählen, darf dem Ritter nicht angetastet werden,“ bemerkte Fitzurse. „Meine Tochter buhlt nicht um eines Menschen Gunst und Auszeichnung. Sie wird stets das finden, was ihr gebührt.“

Der Prinz schwieg, setzte seinem Pferd die Sporen ein und sprengte grollend zur Galerie zurück. Hier fand er Lady Rowena mit der Krone zu Füßen, immer noch sitzend.

„Schöne Lady,“ sagte er, indem er einen schmeichelhaften Ton annahm, „empfangt zunächst meine aufrichtige Huldigung. Wir alle würden uns glücklich schätzen, Euch mit Eurem edlen Vater und Euren Freunden im Schlosse zu Ashby zum Bankett begrüßen

zu können; wird uns doch auf diese Weise Gelegenheit geboten, die Fürstin kennen zu lernen, deren Dienst wir uns morgen weihen."

Als Rowena nicht sofort antwortete, ergriff Cedric in seinem gemütlichen Sächsisch das Wort und sagte:

„Wir müssen Euer Hoheit gütige Einladung dankend ablehnen, denn Rowena versteht nicht die Sprache des Salons, auch ich und der edle Athelstane von Coningsburgh sprechen unserer Väter Sprache und üben nur deren Sitten. Morgen aber wird Lady Rowena die Stellung einnehmen, wozu sie die freie Wahl des unbekannten Ritters erhoben hat."

Mit diesen Worten ergriff er die Krone und setzte sie auf Rowenas Kopf, um damit anzudeuten, daß sie die ihr zeitweilig verliehene Würde nicht verschmähe.

„Was sagt der Sachse?" rief der Prinz, der sich anstellte, als verstände er die sächsische Sprache nicht, obgleich er darin wohl bewandert war.

Man übersetzte ihm den Inhalt der Rede in das Französische.

„Gut," bemerkte Johann, „so werden wir morgen diese stumme Herrscherin zu ihrem Ehrensitz geleiten. Ihr aber, Herr Ritter" — und damit wandte er sich an den in der Nähe stehenden Sieger —, „Ihr werdet doch unser Bankett mit Eurer Gegenwart zieren?"

„Bedaure recht sehr, der freundlichen Einladung nicht Folge leisten zu können," entgegnete leisen Tones der Enterbte, „ich bin zu ermüdet, auch muß ich mich für den morgigen Waffengang vorbereiten."

„Ist das der Fall," sagte der Prinz stolz, „so können wir dagegen nichts tun, und obwohl wir an solche Körbe nicht gewöhnt sind, so wollen wir doch versuchen, unserem Bankett soviel Geschmack abzugewinnen als möglich, auch wenn es weder durch die Anwesenheit des Siegers noch seiner erwählten Königin der Schönheit geziert wird."

Sein Pferd herumwerfend, gab er das Zeichen zum Aufbruch. Dann zog er sich aus den Schranken zurück, und die Menge zerstreute sich nach und nach. Sie suchte gruppenweise auf den verschiedensten Wegen die Stadt Ashby auf, in deren Schloß viele der angesehensten Personen wohnten und deren Häuser vielen

Turniergästen Wohnung boten. Viele der anwesenden Ritter, die jetzt langsam dahinritten, besprachen die Ereignisse des Tages und wurden gleich dem Prinzen Johann von dem Volk laut begrüßt. Aufrichtiger und allgemeiner war der Jubel, welcher dem Sieger des Tages überall entgegentönte. Der Enterbte war jedoch kein Freund öffentlichen Lobes und zog sich deshalb in einen der am Ende der Schranken erbauten Pavillons zurück, dessen Benutzung ihm höflich von den Turniermarschällen angetragen wurde. Nun verlief sich die Menschenmenge, und das laute Getöse, das anfänglich herrschte, verwandelte sich nach und nach in ein fernes Summen der heimwandernden Gruppen. Man vernahm kein Geräusch mehr, als das der Leute, die damit beschäftigt waren, die Teppiche und Kissen von den Galerien in Sicherheit zu bringen, und die sich um die halbgeleerten Weinflaschen balgten, die die Ritter stehen gelassen hatten. Außerhalb der Schranken bemerkte man mehrere Schmiedewerkstätten, deren Feuer die Arbeit verkündete, die die ganze Nacht hindurch fortgesetzt werden mußte, um die am nächsten Tag wieder zu benutzenden Rüstungen teils auszubessern, teils zu ändern. Vor den Schranken aber stand ein starker Wachtposten, der von zwei zu zwei Stunden abgelöst wurde.

Fünftes Kapitel.

Der schlaue und beglückte Kurt. — Unter den Gesellen des heiligen Nikolaus.

Im Zelte des enterbten Ritters herrschte eine rege Geschäftigkeit. Viele Pagen und Knappen drängten sich heran, um ihre Dienste anzubieten, ihm seine Rüstung abzunehmen, ihm frische Kleider zu reichen und ein Bad zu bereiten. Jedenfalls war mit ihrem Eifer, dem Ritter zu dienen, aber ein gut Teil Neugier verbunden, zu erfahren, wer der Fremde sei, der so viele Lorbeeren

geerntet hatte, und deshalb wies der enterbte Ritter jeden Beistand zurück. Er ließ sich nur durch seinen eigenen Knappen bedienen. Das war ein bäurisch aussehender Bursche, der mit einem Mantel von dunklem Wollstoff und einer Art Kapuze aus Pelzwerk bekleidet war.

Nachdem sich die dienstbeflissenen fremden Pagen und Knappen aus dem Zelt entfernt hatten, nahm der Bursche seinem Herrn die schwere Rüstung ab und setzte ihm Wein und Speisen vor, damit sich dieser nach den Anstrengungen des Tages labe und stärke.

Kaum war die Mahlzeit beendet, so meldete der Diener, fünf Männer, deren jeder ein geharnischtes Roß am Zaume führe, wünschten ihn zu sprechen. Der enterbte Ritter, der seine Rüstung gegen den damals gebräuchlichen langen Rock mit weiter Kapuze vertauscht hatte, schritt an den Zelteingang, wo er die fünf Knappen traf. An ihren rotschwarzen Anzügen erkannte er sofort, von wem sie abgesandt waren; auch erriet er leicht den Zweck ihres Kommens.

„Ich bitte Euch," begann einer von diesen Leuten, „den Gesetzen der Ritterschaft gemäß, die bei dem heutigen Waffengang von dem gefürchteten Ritter Brian von Bois-Guilbert benutzte Rüstung sowie sein edles Roß zu behalten oder ein Lösegeld dafür zu fordern."

Die übrigen Knappen sprachen fast genau dieselben Worte und blickten den Ritter erwartungsvoll an.

„Für Eure Herren," wandte er sich an die vier, welche zuletzt gesprochen hatten, „habe ich die gleiche Antwort. Empfehlt mich den edlen Rittern, Euern Gebietern, und meldet ihnen, daß es mir übel anstehen werde, wollte ich sie dieser Pferde und Waffen berauben, die nie von tapferern Rittern benutzt werden könnten. Da ich jedoch in allem Ernste und in Wahrheit ‚der Enterbte' bin, so muß ich die Güte Eurer Gebieter soweit in Anspruch nehmen, daß ich sie ersuche, ihre Rosse und Rüstungen einzulösen."

„Wir sind bevollmächtigt," entgegnete der Knappe des Ritters Front de Boeuf, „hundert Zechinen (à $7\frac{1}{2}$—$13\frac{1}{2}$ Mark) als Lösegeld zu bieten."

„Meine augenblicklichen Verhältnisse nötigen mich nur zur Annahme der halben Summe; den Rest aber könnt Ihr Euch, meine

Herren Knappen, mit den Herolden, Minstrels (Spielleuten, Sängern und Reisigen) teilen."

Das war den Burschen eine gemähte Wiese und sie äußerten mit abgezogenen Mützen und tiefen Bücklingen ihren Dank für diese nicht alltägliche Freigebigkeit.

Jetzt wandte sich der Ritter an Baldwin, den Knappen des Bois-Guilbert. „Von Eurem Herrn," begann er, „nehme ich nicht eher Waffen noch Lösegeld an, bis unser Streit endgültig abgetan ist. Er selbst hat mich zu diesem Kampf auf Tod und Leben gefordert, und ich werde ihn ausfechten. — Auch laßt Eurem Gebieter wissen, daß ich ihn nicht so betrachte wie seine vier Gefährten, mit denen ich freudig Höflichkeiten wechseln will, sondern als einen, dem ich in Todfeindschaft gegenüber stehe!"

„Da Ihr Euch weigert, enterbter Ritter," sprach Baldwin, „Lösegeld von meinem Gebieter anzunehmen, so bin ich genötigt, sein Pferd und seine Rüstung hier zu lassen; denn ich bin fest überzeugt, daß er deren fernere Benutzung verschmähen wird. Mein Herr versteht es, Hohn mit Hohn, Schlag mit Schlag und Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwidern."

„Du redest nicht übel, Knappe," rief der Enterbte, „doch möchte ich dir den guten Rat geben: Laß Pferd und Rüstung nicht hier! Bringe beides zurück, und sollte sich dein Herr weigern, es anzunehmen, dann, Freund, behalte alles für dich; ich gebe dir die Ermächtigung dazu."

Unter tiefer Verbeugung entfernte sich Baldwin mit seinen Gefährten, der enterbte Ritter aber kehrte in sein Zelt zurück.

„Und ich," entgegnete Kurt, „habe für einen sächsischen Schweinehirten die Rolle eines normannischen Schildknappen nicht ganz schlecht gespielt."

„Du hast dich geschickter gezeigt als ich dachte. Manchmal freilich dachte ich, dein ländliches Wesen würde dich verraten."

„Haha," lachte Kurt, „mich soll schon niemand entlarven, es müßte denn Wamba, der Spaßmacher sein! Aber als mein alter Gebieter so nahe an mir vorüber kam, konnte ich mich kaum des Lachens erwehren, wenn ich so dachte, wie er Kurt viele Meilen von hier im Dickicht des Waldes von Rotherwood bei den Schweinen glaubte. Freilich, wenn man mich entdeckte —"

„Schweig! Du hast mein Versprechen. — Übrigens kannst du dich darauf verlassen, daß ich dich für die Gefahren, denen du dich aussetzest, reichlich belohnen werde. Einstweilen bitte ich dich, diese zehn Goldstücke anzunehmen."

Kurt griff strahlenden Auges zu und rief, als er das Geld in seinen Beutel steckte: „Jetzt bin ich der reichste Schweinehirt, der je auf Gottes Erdboden wandelte!"

„Höre, Kurt!" fuhr sein Herr fort. „Trage diesen Beutel mit Gold nach Ashby, suche dort den Juden Isaak von York auf und händige ihm die Summe ein mit dem Bemerken, er möge dieselbe als Abzahlung für das geborgte Pferd und die Rüstung ansehen."

„Nein, bei allen Heiligen, das will ich nicht tun!"

„Was? Du willst meinen Befehlen nicht gehorchen?"

„Stets, mein Herr, solange sie ehrlich, vernünftig und christlich sind. Das dürfte aber hier nicht der Fall sein. Dem Juden eine Schuld bezahlen, wäre nicht ehrlich, denn es hieße meinen Herrn betrügen; nicht vernünftig, denn es wäre die Handlungsweise eines Narren; und nicht christlich, denn ich würde einen Gläubigen zum Vorteil eines Ungläubigen berauben."

„Möge dem sein, wie ihm wolle, jedenfalls stellst du ihn zufrieden, Bursche," sagte der enterbte Ritter.

Kurt ging. Den Beutel unter dem Mantel verbergend, murmelte er vor sich hin: „Vielleicht begnügt sich der Jude auch mit der Hälfte seiner eigentlichen Forderung."

Der Ritter hing während dieser Zeit seinen Gedanken nach, die sehr peinlicher und aufregender Art waren. Bevor wir die Ursachen derselben kennen lernen, müssen wir dem Dorfe Ashby einen Besuch abstatten.

Hier wohnte in einem Landhause, das einem reichen Israeliten gehörte, der Jude Isaak mit Tochter und Gefolge. In einem mit echt orientalischer Pracht ausgestatteten kleinen Zimmer saß Rebekka auf einem Stoß gestickter Kissen. Sie beobachtete mit besorgter Kindesliebe die Bewegungen ihres Vaters, welcher mit niedergeschlagener Miene im Gemach auf und ab schritt.

„O ihr heiligen Erzväter," rief er, „was ist das für ein Verlust für einen Mann, der keinen Buchstaben des Gesetzes über-

tritt! Fünfzig Zechinen sind mir durch die Hand eines Tyrannen geraubt worden!"

„Aber Vater," versetzte Rebekka, „habt Ihr dem Prinzen das Geld nicht freiwillig gegeben?"

„Freiwillig, sagst du? Gerade so freiwillig gab ich es, als ich einst im Golf von Lyon eine Ware über Bord warf, um das Schiff zu erleichtern, das im Sturm zu sinken drohte. War das nicht auch eine Stunde namenlosen Elends, obwohl meine Hände das schwere Opfer darbrachten?"

„Aber es war ein Opfer, das der Himmel zur Erhaltung vieler Menschenleben forderte, Vater. Euer Verlust war groß, aber der Segen Gottes, der seither auf Euren Unternehmungen ruhte, ist doch größer."

„Du hast recht, Rebekka," meinte Isaak; „aber das kränkt mich, daß Tyrannen die Güter unseres herumwandernden und enterbten Geschlechts an sich bringen und dazu noch unseres Jammers spotten, während wir den Groll im Herzen unterdrücken müssen."

„Sprich nicht so, Vater! Wir haben auch manche Vorteile. Mögen diese Christen noch so grausam mit uns verfahren, in einer Beziehung bleiben sie doch von uns abhängig. Ohne Hilfe unseres Reichtums würde ihnen die Ausrüstung ihres Kriegsheeres zur Unmöglichkeit werden. Und wie steht es mit dem Geld, das wir ihnen leihen? Es fließt um ein Erkleckliches vermehrt in unsere Truhen zurück. Sogar das heutige Fest ist zum Teil mit dem Geld der Juden bezahlt worden."

„Hör auf, Tochter! Du berührst eine andere wunde Stelle in mir! Das schöne Roß, die prächtige Rüstung — welch harter Verlust droht mir da! Den Gewinn einer ganzen Woche verschlingt er. Doch hoffen wir das beste; der Fremde ist ja ein wackerer Jüngling, der den Schaden eines anderen nicht will."

„Auch ich hoffe zuversichtlich, daß es Euch nicht gereuen wird, dem enterbten Ritter eine Wohltat erwiesen zu haben," setzte Rebekka hinzu.

„Möchten deine Worte in Erfüllung gehen, meine Tochter; aber ich fürchte das Gegenteil! Ein Christ bezahlt selten einem Juden seine Schuld, es sei denn, daß er vom Richter und Gefängniswart dazu gezwungen worden sei."

Mit diesen Worten nahm Isaak seine ruhelose Wanderung wieder auf; Rebekka aber, die einsah, daß ihre Trostsprüche nur neue Klagen weckten, stand von ihren eitlen Bemühungen ab.

Es dunkelte bereits stark, als eine jüdische Dienerin zwei silberne Lampen mit wohlriechendem Öl auf den Tisch stellte. Eine zweite Magd ordnete einen mit Silber eingelegten Ebenholztisch zur Abendmahlzeit. Bald war derselbe mit reichen Weinen und köstlichen Erfrischungen besetzt; denn in ihrer Häuslichkeit ließen es die Juden an nichts fehlen.

Kaum hatte sich Isaak an dem Tisch niedergelassen, so machte ihm ein Diener die Meldung, daß ein „Nazarener" (wie die Juden unter sich die Christen nannten) ihn zu sprechen wünsche. Isaak, der eben sein Glas an die Lippen führen wollte, stellte es ungeleert wieder auf den Tisch zurück und befahl, den Fremden vorzuführen, während er seiner Tochter zurief: „Verschleiere dich!"

Eben hatte Rebekka ihre schönen Züge mit einem bis zu ihren Füßen wallenden Schleier von Silbergaze bedeckt, als die Tür sich auftat und Kurt das Zimmer betrat.

„Bist du der Jude Isaak?" fragte der Schweinehirt in sächsischem Dialekt.

„Jawohl," antwortete der Jude in derselben Sprache; „aber wer bist du?"

„Danach hast du nichts zu fragen."

„Warum nicht? Ich habe soviel Recht dazu, wie du nach dem meinigen zu fragen," entgegnete Isaak gereizt; „wie kann ich mit dir verhandeln, ohne deinen Namen zu wissen?"

„Leichter als du denkst," antwortete Kurt. „Ich, der ich Geld zu bezahlen habe, muß wissen, ob ich es der richtigen Person übergebe, dir, der du es empfängst, kann es einerlei sein, aus wessen Händen du es erhältst."

„Heiliger Vater!" rief der Jude voll Freude. „Wenn du Geld bringst, dann ändern sich unsere Beziehungen. Darf ich wissen, von wem du es bringst?"

„Von dem enterbten Ritter," sagte Kurt, „dem Sieger im heutigen Turnier. Es ist der Preis für die Rüstung, die ihm Kirjath Jeiram von Leicester borgte. Das Roß steht bereits wieder

in deinem Stall, und nun möchte ich dich bitten, mir die Summe zu nennen, die ich für die Rüstung zu bezahlen habe."

„Sagte ich's nicht gleich, er ist ein wackerer Jüngling," jubelte Isaak, indem er auf Rebekka schaute. Zu Kurt gewandt fuhr er fort: „Ein Becher Wein wird dir nichts schaden, Bursche!" und reichte ihm den Trank.

„Potz Element!" rief Kurt, nachdem er den Becher geleert hatte. „Da sieht man, wer's kann. Die Juden trinken den köstlichsten Wein, während sich die Christen mit schalem Weizenbier begnügen müssen."

„Wieviel Geld hast du mitgebracht?" fragte Isaak, ohne auf Kurts Grobheit zu antworten.

„Wieviel Geld ich mitgebracht habe?" fuhr der Sachse nach einem unhöflichen Ausruf fort. „Nur eine kleine Summe — eine Abschlagszahlung."

„Nun," meinte Isaak, „hat dein Herr nicht mehrere edle Rosse und kostbare Rüstungen durch die Kraft seines Armes und seiner Lanze gewonnen? Ich würde sie gern an Zahlungsstatt annehmen und ihm den Rest herausbezahlen."

„Da kommst du zu spät, Isaak; mein Herr hat über diese Dinge bereits endgültig verfügt."

„Gerechter Gott, das war nicht klug! Christen hier zu Lande können so viele Pferde und Rüstungen nicht kaufen, ein Jude aber außer mir gibt kaum die Hälfte des Wertes. Aber du hast einen Beutel voll Goldstücke," sagte Isaak, einen forschenden Blick unter Kurts Mantel werfend. „Wieviel ist darin?"

„Er enthält nur Bolzen für Armbrüste," antwortete Kurt ausweichend.

„Das scheint mir nicht so," meinte Isaak, der den Inhalt des Beutels ziemlich genau taxiert hatte. „Ganz bestimmt sind dir hundert Zechinen übergeben worden."

Kurt widersprach.

„Nun, so will ich für das edle Roß und die prächtige Rüstung nur achtzig Zechinen nehmen; aber dabei bleibt mir kein Deut Profit. — Hast du soviel Geld?"

„Schwerlich," versetzte Kurt, obwohl er bedeutend mehr hatte, „und mein Herr kommt dadurch um sein Letztes. Wenn du aber

auf deiner Forderung bestehst, so muß ich mich wohl oder übel zufrieden geben."

„Hm, achtzig Zechinen ist leider zu wenig. Es könnte doch auch der Fall sein, daß das Pferd bei dem Kampf Schaden genommen hat; denn der Zusammenstoß war in der Tat ein heftiger. Man raste ja aufeinander los wie wilde Stiere. Ich bin versichert, das Roß ist arg verletzt worden."

„Und ich sage, es ist heil und gesund, wie der Fisch im Wasser," versetzte Kurt. „Betrachte es dir doch, es steht ja im Stall. Überdies bin ich der Ansicht, daß für die Rüstung siebzig Zechinen vollkommen genug sind. Willst du damit zufrieden sein, so sollst du das Geld sofort haben."

„Behüte mich Gott!" rief Isaak. „Zähle die achtzig Zechinen aufs Brett, und du sollst sehen, ich werde dich reich bedenken."

Kurt fügte sich endlich, legte die Summe auf den Tisch und erhielt dafür von dem Juden eine Quittung.

Zitternd vor Freude nahm Isaak die ersten siebzig Goldstücke weg. Die letzten zehn drehte er mehrmals in der Hand um, murmelte dabei etwas vor sich in den Bart und steckte sie endlich in seinen Beutel; der Geiz hatte über die besseren Gesinnungen, sie seinem Wohltäter als Geschenk zu überlassen, gesiegt.

„Achtzig ist eine runde Summe," sagte er, „und ich will hoffen, daß dich dein Herr belohnt; denn jedenfalls hast du noch mehr Münzen im Beutel."

Kurt grinste und erwiderte:

„Etwa dieselbe Zahl, die du eben so sorgsam nachgerechnet hast!"

Hierauf faltete er die Quittung sorgfältig und steckte sie mit den Worten zu sich: „Ich hoffe, daß sie richtig ausgestellt ist, sonst wehe deinem Barte!"

Rebekka hatte währenddessen das Zimmer verlassen.

Jetzt stieg auch Kurt die Treppe hinab. Als er eben durch das dunkle Vorzimmer schritt, winkte ihm aus dem Nebengemach heraus eine weiße Gestalt. Im Bewußtsein, daß er sich im Hause eines jener Juden befand, die man nebst anderer schlechter Eigenschaften auch der Zauberei und Rechtsverdrehung beschuldigte, fühlte er wenig Lust, der Einladung zu folgen. Trotzdem gab er dem wiederholten Wink der Erscheinung nach einigem Überlegen doch nach und

folgte ihr in jenes Gemach, wo er zu seiner großen Überraschung in der weißen Gestalt die schöne Jüdin erkannte, die er schon beim Turnier und eben bei ihrem Vater gesehen hatte. Sie sagte:

„Hört, Knappe! Mein Vater trieb nur Scherz mit Euch; er ist Eurem Herrn für seine Pünktlichkeit und Ehrliebe tiefer verpflichtet, als Rüstung und Roß bezahlen könnten, und wäre ihr Wert ein zehnfacher. Doch sagt mir: Welche Summe zahltet Ihr meinem Vater aus?"

„Achtzig Zechinen."

„Hier habt Ihr hundert zurück," begann Rebekka, indem sie ihm einen schönen Beutel überreichte. „Händigt sie Eurem Gebieter aus, den Überschuß aber behaltet für Euch! — Eilet und macht Euch fort; ich wünsche keinen Dank. Übrigens seid in dieser mit Fremden überfüllten Stadt, wo Ihr leicht Börse und Leben einbüßen könntet, auf Eurer Hut!"

Rebekka reichte dem glücklichen Kurt die Hand und sagte darauf zu ihrem Diener Reuben:

„Leuchte dem Fremdling und vergiß nicht, die Tür gut zu verriegeln!"

Reuben führte den vermeintlichen Knappen aus dem Hauptgebäude über den gepflasterten Hof und ließ ihn durch ein kleines im Haupttor angebrachtes Pförtchen auf die Straße, wo er ihm noch eine Zeitlang mit der Fackel leuchtete. Dann legte er Stangen und Riegel vor, als gälte es, ein Gefängnis zu verwahren.

„So wahr ich lebe," rief Kurt, den holperigen Weg weitertappend, „das ist keine Jüdin, sondern ein Engel vom Himmel! Zehn Zechinen von meinem Herrn, zwanzig von dieser holden Gestalt — o wie fühle ich mich beglückt! Noch ein solcher Tag, und Kurt macht sich wieder zum Menschen — er kauft sich frei aus dieser drückenden Leibeigenschaft."

* * *

Mit frohgeschwellter Brust schritt Kurt durch die stille Nacht dahin. Bald kam er in einen finsteren Hohlweg, dessen Seiten mit Holundergebüsch und Stechpalmen bewachsen waren, während hier und da eine Zwergeiche ihre Äste über den Pfad hinüberstreckte. Der Weg war von Karren und Wagen ausgefahren, holperig und

steinig, und Kurt freute sich, als er endlich wieder die breitere Landstraße betreten konnte, die zum Dorfe führte.

Nach wenigen Augenblicken stand er vor den ersten Häusern des Ortes, aus denen ihm das Geräusch später Zechgelage entgegenklang. Das erinnerte Kurt an die vielen Ritter, die mit ihren Gesellen hier weilten, und das versetzte ihn in Unruhe.

„Wollte Gott," rief er, „ich hätte diese Reise mit meinem Schatz glücklich hinter mir! Die Jüdin hat recht; es gibt hier eine Menge, ich will nicht sagen, von fahrenden Dieben, aber von fahrenden Rittern, fahrenden Mönchen und fahrenden Spielleuten, Gauklern und Spaßmachern, daß jeder Mensch mit einer einzigen Mark in Gefahr stünde, geschweige ein armer Schweinehirt mit einem Beutel voll Zechinen."

Er bog von der Landstraße ab und eilte auf die freie Gemeindewiese zu, die unmittelbar daran stieß; aber gerade, als er das hochgelegene Ende des Weges erreicht hatte, wo das Gestrüpp am dichtesten war, sprangen von jeder Seite zwei Kerle auf ihn zu und packten ihn so fest an der Gurgel, daß jeglicher Widerstand seinerseits zur Unmöglichkeit wurde.

„Das Geld her, Bursche!" schrie einer von ihnen; „wir sind die Befreier des Volkes, das heißt, wir befreien jeden von seinen Lasten."

„Da kommt Ihr bei mir schlecht an," murmelte Kurt; „wenn ich könnte, würde ich Euch einen derben Streich spielen."

„Also diesen Gedanken hegst du?" entgegnete einer der Räuber. „Kameraden," sagte er dann zu seinen Genossen, „schleppt das Bürschchen mit! Ich sehe, er will nicht nur seinen Beutel, sondern auch seinen Schädel opfern. Laßt ihn auf beiden Seiten zur Ader!"

Nun schleppte man den armen Kurt ziemlich unsanft über eine kleine Anhöhe in das zwischen dem Hohlweg und der Gemeindewiese gelegene Dickicht. Hier gesellten sich noch zwei Kameraden zu den Gesellen des heiligen Nikolaus, wie man die Landstraßenräuber zu jener Zeit nannte. Sie waren mit langen Schwertern und dicken Knüppeln bewaffnet und hatten Masken vor den Gesichtern. Das ließ in Kurt keinen Zweifel mehr über ihr Handwerk aufkommen.

„Hast du Geld bei dir?" fragte einer der Diebe.

„Jawohl," entgegnete Kurt, „mein ganzes Vermögen — dreißig Zechinen."

„Uns verfallen!" schrieen die Räuber wie aus einem Munde. „Ein Sachse braucht kein Besitztum."

„Ich sammelte es, um mich damit frei zu kaufen," erwiderte Kurt.

„Du bist die Dummheit selbst," antwortete einer der Gesellen. „Mit drei Maß Doppel-Alle wärest du ebenso frei geworden als mit dieser hohen Summe."

„Das weiß ich sehr wohl," sprach Kurt; „aber wenn diese dreißig Zechinen mich von Euch loskaufen, so gebt meine Hände frei. damit ich Euch mein alles geben kann!"

„Halt!" fiel der Räuberhauptmann dazwischen. „Ich fühle durch deinen Mantel, daß der Beutel mehr Münzen enthält, als du angibst."

„Was mehr als dreißig Zechinen im Beutel steckt, gehört meinem Herrn, einem edlen Ritter. Würdet Ihr Euch mit meinem Eigentum begnügt haben, so hätte ich keine Silbe davon erwähnt."

„Du bist ja ein ehrlicher Bursche," sagte der Räuber, „und meinst es mit deinem Herrn sehr gut. Wenn du ebenso redlich mit uns verfährst, so könntest du vielleicht deinen Schatz noch retten. Vorerst mußt du ihn uns freilich überlassen."

Mit diesen Worten entriß er Kurt den großen Lederbeutel und setzte dann sein Verhör fort.

„Wer ist dein Herr?" fragte der Hauptmann.

„Der enterbte Ritter, der heute im Turnier den Preis gewann."

„Welches ist sein Name? Woher stammt er?"

„Das soll Geheimnis bleiben. Von mir werdet Ihr also nichts darüber erfahren."

„So sage uns deinen Namen!"

„Das hieße ein Verräter an meinem Herrn sein," entgegnete Kurt.

„Werde nicht zu dreist, Bursche!" warnte der Räuber. — „Jetzt sage, wie kommt dein Herr zu diesem Geld? Durch Erbschaft oder wie sonst?"

„Durch seine gute Lanze," antwortete Kurt. „Dieser Beutel enthält das Lösegeld für vier gute Pferde und vier tadellose Rüstungen."

„Und wieviel beträgt's?"

„Zweihundert Zechinen."

„Was, nur solche Kleinigkeit?" rief der Bandit. „Euer Herr forderte viel zu wenig. Wer bezahlte ihm das Geld?"

Kurt nannte die Namen.

„Und wieviel beträgt das Lösegeld für Roß und Rüstung des Tempelherrn Brian von Bois-Guilbert? — Du siehst, ich rechne genau nach!"

„Mein Herr will von seinem Todfeind, dem Tempelritter, nichts weiter haben als das Herzblut."

„Wahrhaftig?" fragte der Räuber erstaunt. „Und was tatest du mit dem Schatz in Ashby?"

„Ich wollte dort dem Juden Isaak die Rüstung bezahlen, die er meinem Herrn zu dem Turnier lieferte."

„Und wieviel mußtest du diesem Isaak dafür entrichten?"

„Achtzig Zechinen; er gab mir aber darauf hundert zurück."

„Was? Du willst Spott mit uns treiben?" brüllten die Räuber durcheinander. „Berichtige deine Angaben! Ein Jude gibt kein Geld zurück!"

„Was ich Euch sagte, ist die volle Wahrheit," entgegnete ruhig der Sachse. „Ihr werdet die genaue Summe in der im Beutel liegenden seidenen Börse finden."

„Macht schnell Licht!" befahl der Hauptmann. „Ich will schnell das Geld nachzählen. Verhält es sich aber so, wie dieser Bursche sagt, so ist gewiß die Güte des Juden so groß als der Quell, der seine Väter in der Wüste rettete."

Nach wenigen Augenblicken brannte eine Laterne, und der Hauptmann begann die Börse zu untersuchen. Seine Gesellen drängten sich um ihn und sogar die beiden, welche Kurt hielten, ließen in ihrem Griff etwas nach und reckten den Hals vor, um den Erfolg dieser Untersuchung zu sehen. Diese Nachlässigkeit machte sich Kurt sofort zu Nutzen; er schüttelte mit dem Aufgebot aller seiner Kraft und Behendigkeit die beiden Strauchdiebe ab und hätte unter Zurücklassung des Gutes seines Herrn entfliehen können. Das tat er aber nicht, sondern entriß einem der Gesellen den dicken Knotenstock und schlug den Hauptmann damit zu Boden. Schon wollte er sich in den Besitz des Beutels und Schatzes bringen, als

von allen Seiten die wilden Burschen auf ihn eindrangen und ihn festhielten.

„Hund," schrie jetzt der Hauptmann, der sich inzwischen wieder erhoben hatte, „du hast mir fast den Schädel eingeschlagen. Dafür sollst du deinen Lohn haben. Vorerst aber wollen wir von deinem Gebieter sprechen — Angelegenheiten des Ritters müssen bekanntlich denen des Knappen vorgehen. Jetzt verhalte dich ruhig! Bei der geringsten Bewegung, die du noch einmal wagst, werden wir dich für ewig still machen. Genossen!" wandte er sich darauf an seine Begleiter, „diese Börse ist mit hebräischen Zeichen versehen, und ich nehme an, daß die Erzählung des Burschen wahr ist. Der fahrende Ritter, sein Herr, darf von uns nicht verletzt werden; er hat zu viel Ähnlichkeit mit uns, um uns als Beute dienen zu können, hetzt doch auch nie ein Hund den anderen, so lange es noch Wölfe und Füchse genug gibt."

„Ähnlichkeit mit uns? Wie soll ich das verstehen?" fragte einer aus der Gesellschaft.

„Das ist doch sehr einfach: er ist arm und dazu enterbt wie wir. Gewinnt er seinen Unterhalt nicht mit dem Schwerte wie wir? — Hat er nicht die beiden Ritter Front de Boeuf und Malvoisin geschlagen, wie wir sie schlagen würden, wenn wir könnten? Doch wie dem auch sein möge, wir wollen uns an Großmut von einem Juden nicht beschämen lassen."

„Gewiß nicht," versetzte ein anderer Bursche. Aber als ich in der Bande des tapferen Gandelyn diente, da kannten wir solche Gewissensbisse nicht. — Und dieser dreiste Bauer — soll er nicht auch mit heiler Haut davonkommen?" fragte er spöttelnd weiter.

„Hast du Lust, ihm seinen Rücken zu bläuen?" entgegnete der Hauptmann, und zu Kurt gewendet fuhr er fort: „Weißt du den Stab zu gebrauchen?"

„Diese Frage werdet Ihr wohl am besten zu beantworten wissen," bemerkte Kurt verschmitzt.

„Nun, ich kann nicht leugnen, daß ich einen derben Schlag von dir erhielt," antwortete der Hauptmann. „Tust du diesem Gesellen das Gleiche, so sollst du frei entkommen, gelingt es dir aber nicht, dann — nun meiner Treu, so will ich, weil du ein wackerer Mensch bist, dein Lösegeld bezahlen. Nimm deinen Knüttel,

Müller," wandte er sich zu dem Räuber, „und hüte deinen Kopf, ihr anderen aber, laßt den Burschen frei und gebt ihm einen anderen Knüttel — der Mond scheint ja so hell, daß ein Zweikampf sehr wohl ausgefochten werden kann."

Um vollen Nutzen aus dem Mondschein ziehen zu können, begaben sich die also bewaffneten Ritter in die Mitte der im Dickicht liegenden Lichtung. Lachend riefen die Strauchdiebe ihrem Kameraden zu:

„Müller, nimm deine Mehlmetze in acht!"

Der Müller schwang seinen Knüttel und sagte zu Kurt gewendet:

„Komm nur her, du Tölpel, wenn du den Daumen eines Müllers verspüren willst!"

„Also ein Müller bist du!" entgegnete Kurt mit dem größten Gleichmut. „Dann bist du ja ein doppelter Dieb, und ich, als ehrlicher Mensch, biete dir Trotz." Dabei schwang er seine Waffe mit großer Gewandtheit um seinen Kopf.

Die beiden Kämpfer gerieten in ein hitziges Gefecht. Keiner schien dem anderen an Geschicklichkeit, Mut und Ausdauer nachzustehen, und das Zusammenprallen ihrer Knüttel verursachte einen solchen Lärm, daß ein Fernstehender sehr gut hätte glauben können, es kämpften auf beiden Seiten mindestens zehn Personen. Längere Zeit hindurch blieb der Kampf auf beiden Seiten gleich. Endlich verlor der Müller infolge des tapferen Widerstandes des Schweinehirten und des Gelächters seiner Kameraden seine Kaltblütigkeit — er erboste sich. Da aber Erregtheit bei dem edlen Knüttelspiel stets nachteilig wirkt, so errang Kurt einen Vorteil nach dem anderen. Wütend drang der Müller auf seinen Gegner los und bemühte sich, auf halbe Stocklänge an Kurt heranzukommen. Dieser aber hielt seine Hände weit auseinander und deckte Kopf und Brust durch blitzschnelle Bewegungen seines Knüttels. Plötzlich, als er bemerkte, daß seinem Gegner der Atem ausging, stieß er ihm seine Waffe gegen die Brust, daß der Müller der Länge nach zu Boden stürzte.

„Bravo!" schrieen die Banditen. „Hoch England und das ehrliche Spiel! Der Sachse hat gesiegt, der Müller aber seinen Herrn gefunden."

„Du bist ein Held," sagte der Hauptmann zu Kurt. „Ziehe ruhig deine Wege, Freund! Zwei meiner Kameraden sollen dir den Weg zum Zelt deines Gebieters zeigen und dich gegen Räuber schlimmerer Sorte, als wir sind, schützen. — Noch eins möchte ich dir vor unserer Trennung an das Herz legen: Trachte nicht danach, zu erfahren, wer wir sind; denn machtest du einen derartigen Versuch, so würde dir etwas ganz besonders Schlimmes widerfahren."

Kurt dankte und schied mit dem Versprechen, die Mahnung zu beherzigen. Zwei der Banditen forderten Kurt auf, sich dicht hinter ihnen zu halten. Darauf schlugen sie einen schmalen Pfad ein, welcher quer durch das Dickicht und über die daran grenzende Heide führte. Am Waldessaum wurden die Führer von zwei Männern angesprochen, die sich aber auf deren im Flüsterton abgegebene Antwort hin sofort wieder in den Wald zurückzogen und sie unbelästigt von dannen wandern ließen. Kurt wurde durch diesen Umstand in dem Glauben gestärkt, die Bande müsse eine zahlreiche sein. So in Gedanken versunken langte der vermeintliche Knappe mit seinen beiden Führern auf der Spitze eines kleinen Hügels an. Von hier aus konnte Kurt die im hellen Mondenlicht schimmernden Palisaden des Turnierplatzes und die auf demselben stehenden Zelte mit den flatternden Wimpeln erkennen; auch vernahm er die Gesänge der Schildwachen, die sich auf solche Weise die Nachtstunden verkürzten.

Die Räuber blieben stehen.

„Wir würden dich gern weiter begleiten," sagten sie, „aber es ist zu gefährlich für uns. Gedenke der Warnung unseres Hauptmanns und halte geheim, was du diese Nacht erlebtest, es soll dich nicht gereuen! Vergißt du freilich dein Versprechen, so kann dich niemand vor unserer Rache schützen."

„Besten Dank, Ihr Herren!" begann Kurt. „Ich werde Eurer Befehle eingedenk bleiben."

Man trennte sich. Die Geächteten schlugen den Rückweg ein, Kurt aber eilte nach dem Zelt seines Herrn, wo er trotz der empfangenen Warnung seine Erlebnisse getreulich erzählte. Dann begab man sich zur Ruhe. Der enterbte Ritter legte sich auf das weiche Lager, das im Zelt aufgestellt war, und der treue Kurt

streckte seine abgehärteten Glieder auf ein großes Bärenfell, das er quer vor den Zelteingang gelegt hatte. Man bedurfte der Ruhe; denn morgen sollte die Fortsetzung des interessanten Turniers stattfinden.

Sechstes Kapitel.

Ivanhoes Sieg. — Ein guter Schütze. — Waldemar Fitzurse, der ränkevolle Staatsmann.

Die Sonne hob sich in strahlender Pracht und kaum beschien sie mit ihrer glänzenden Scheibe die schöne Landschaft, als auch schon die eifrigsten oder müßigsten der Zuschauer auf der Wiese erschienen und dem Turnierplatz zuströmten, um sich dort die günstigsten Plätze zu sichern. Kurz darauf ritten auch die Turniermarschälle mit ihrem Gefolge, sowie die Herolde in die Schranken, um die Namen der sich an den Schauspielen beteiligenden Ritter und die Partei aufzuschreiben, für welche sie eine Lanze zu brechen gedachten. Diese Vorsichtsmaßregel war nötig, damit zwischen den sich gegenüberstehenden Streitkörpern keine Ungleichheit entstehen sollte. Der enterbte Ritter sollte dem Gebrauch gemäß als Anführer der einen Partei gelten, Brian dagegen als Haupt der Gegenpartei. Sämtliche Herausforderer, ausgenommen Ralph von Vipont, der infolge seines Sturzes keine Rüstung anlegen konnte, blieben bei Brians Partei. Außerdem schlossen sich auf beiden Seiten vornehme und ausgezeichnete Ritter an; denn obgleich das allgemeine Turnier, bei welchem sämtliche Ritter gleichzeitig kämpften, gefährlicher war, als die Einzelkämpfe, so fand es doch mehr Anklang unter der Ritterschaft jener Zeit. Gar mancher Ritter, der sich aus diesem oder jenem Grunde scheute, es mit einem Gegner von großem Rufe aufzunehmen, trachtete doch danach, seine Tapferkeit im allgemeinen Kampfe zeigen zu können. Im gegenwärtigen Fall hatten sich etwa fünfzig Ritter für jede Partei gemeldet, und die Marschälle erklärten, jede fernere Anmeldung aus räumlichen Gründen ablehnen zu müssen.

Gegen zehn Uhr war die ganze Ebene mit Reitern, Reiterinnen und Fußgängern besäet; sie alle wollten zum Turnier. Wenige Minuten später nahte Prinz Johann mit seinem Gefolge und vielen Rittern, von denen sich verschiedene ebenfalls an dem Kampfspiel zu beteiligen gedachten. Ein schmetternder Tusch begrüßte den stattlichen Zug. Jetzt erschien auch Cedric mit Lady Rowena, diesmal jedoch ohne die Begleitung Athelstanes. Dieser sächsische Lord hatte sich nämlich in eine schwere Rüstung gehüllt und zur Überraschung Cedrics der Gegenpartei des enterbten Ritters angeschlossen, weil er mit tiefem Mißvergnügen gesehen hatte, wie dieser Sieger Tags zuvor Lady Rowena, die er innig liebte, zur Königin der Schönheit gewählt hatte. Er sah das als Verletzung seiner geheiligten Rechte an, die ihm Cedric schon längst dadurch verliehen hatte, daß er ihm seine Zustimmung zu der Verbindung mit Lady Rowena gab, und so beschloß er, dem Fremden für diese Kühnheit im Vertrauen auf seine Kraft und Geschicklichkeit in Führung der Waffen die Wucht seiner Streitaxt fühlen zu lassen.

Sobald dem Prinzen Johann die Ankunft der gewählten Königin auf dem Kampfplatz gemeldet worden war, ritt er mit jener Artigkeit, die er so gut zur Schau zu tragen wußte, auf sie zu, zog das Barett, stieg vom Pferd und half der Lady aus dem Sattel. Sein ganzes Gefolge hielt währenddessen die Kopfbedeckung in der Hand, und einer der Angesehensten sprang herzu, um Rowenas Zelter zu halten.

„Nun wollen wir in Liebe und Treue unserer Königin der Schönheit dienen und sie zu dem Throne geleiten, den sie heute einnehmen soll," sagte Johann, und zu den Fräuleins gewendet fuhr er fort: „Meine Damen, huldigt Eurer Königin, wie Ihr wünscht, daß man Euch huldigt, falls Euch, wie ich hoffe, gleiche Ehre zuteil werden wird."

Mit diesen Worten führte der Prinz die schöne Lady zu dem seinem Thron gegenüber gelegenen Ehrenplatz, während die sonst bevorzugtesten Damen nachdrängten, um ihrer augenblicklichen Königin so nahe als möglich zu kommen.

Als Lady Rowena ihren Sitz einnahm, schmetterten die Trompeten einen donnernden Tusch und die Menge jauchzte laut auf.

Mittlerweile füllten sich die beiden Enden der Schranken mit

stattlichen Rittern, deren blanke Waffen im hellen Sonnenschein blinkten und glitzerten. Die Herolde traten auf und geboten Ruhe, damit die Turniergesetze verlesen werden konnten. Nach denselben wurde den Kämpen geboten, das Schwert nicht zum Stoß zu gebrauchen, sondern nur zum Hieb. Dolche durften nicht geführt werden, dagegen waren Streitäxte oder Keulen erlaubt. Ein aus dem Sattel gehobener Ritter durfte den Kampf zu Fuß mit jedem der Gegenpartei weiterführen, der sich in derselben Lage befand; den Berittenen hingegen war es verboten, ihn in solchem Falle anzugreifen. Hatte ein Ritter seinen Gegner bis an das Ende der Schranken gedrängt, so daß er mit seiner Person oder den Waffen die Palisaden berührte, so mußte sich sein Widersacher als besiegt erklären, und sein Roß und seine Rüstung waren dem Sieger verfallen. Ein auf diese Art bezwungener Ritter durfte am Kampfe nicht weiter teilnehmen. War ein Kämpfer gestürzt und nicht im stande, sich wieder zu erheben, so mußte ihn sein Diener aus dem Gewühl entfernen. Unter diesen Verhältnissen galt der Ritter ebenfalls für besiegt, und Waffen und Pferd waren verwirkt. Aufhören sollte der Kampf in dem Augenblick, wo der Prinz seinen Feldherrnstab hinwarf. Diese Bedingung mußte gewissermaßen als Vorsichtsmaßregel angesehen werden; denn ohne sie wäre es vielleicht zu einem unnötig langen Kampfe gekommen. Verstieß ein Ritter absichtlich gegen diese Turniergesetze, so war er der Strafe verfallen, entwaffnet, mit verkehrtem Schild rittlings auf die Palisadenpfähle gesetzt und so dem öffentlichen Hohne preisgegeben zu werden.

Nach Verlesung der Gesetze schloß der Herold mit der Mahnung, jeder Ritter möge seine Pflicht tun, um die Huld der Königin der Liebe und Schönheit zu verdienen. Nun begaben sich die Ritter auf ihre Standplätze zurück und stellten sich innerhalb der Schranken in einer Doppelreihe einander gegenüber auf; die Führer jeder Partei nahmen die Mitte der vordersten Reihe ein.

Es war ein stattlicher und doch besorgniserregender Anblick, so viele stark bewaffnete und gut berittene Heldengestalten für einen so fürchterlichen Zusammenstoß bereit zu sehen. Gleich ehernen Statuen saßen sie da in ihren Kriegssätteln und warteten mit Ungeduld, wie ihre edlen Rosse, die wiehernd den Boden stampften,

auf das Signal zum Angriff. Endlich — nachdem die Reihen noch einmal mit strenger Aufmerksamkeit gemustert worden waren, ob auch keine der beiden Parteien stärker sei als die andere — schmetterten auf Befehl des William von Wyvil die Trompeten. Mit Blitzesschnelle senkten sich die Speere zum Angriff, die Sporen drangen in die Weichen der Rosse, und die zwei Vorderreihen jeder Partei sprengten in vollem Galopp aufeinander ein. In der Mitte des Kampfplatzes prallten sie mit solcher Gewalt zusammen, daß man das Getöse weithin hören konnte. Die hinteren Reihen folgten langsam nach, um ihrer Partei zur Verstärkung zu dienen und ihr den Sieg zuzuwenden.

Man konnte die Folgen des Zusammenstoßes nicht sofort erkennen; denn der durch so viele Roßhufe aufgewirbelte Staub verdunkelte die Luft, und erst nach einigen Minuten konnte man sehen, was geschehen war. Etwa die Hälfte der Ritter jeder Partei war aus dem Sattel gehoben, einige lagen auf der Erde, um nie mehr aufzustehen, andere waren schon wieder auf den Füßen und griffen in den Kampf ein, mehrere schwer Verwundete beider Parteien stillten das Blut mit ihren Schärpen und versuchten, sich aus dem Getümmel zu entfernen. Diejenigen, welche noch zu Pferd saßen, warfen ihre zersplitterten Lanzen fort und kämpften — den Kriegsruf schreiend — mit den Schwertern. Vermehrt wurde das Getümmel noch durch das Vorrücken der anderen Reihen, die als Reserve ihren Gefährten zu Hilfe kamen.

Beide Parteien fochten mit wechselndem Glück; bald schien sich der Sieg nach dem südlichen, bald nach dem nördlichen Ende der Schranken zu ziehen. Grausig aber hörte sich das Klirren der Waffen und Rüstungen, das Krachen der Hiebe, die Fanfaren der Trompeten, das Geschrei der Kämpfenden und das Stöhnen der Gefallenen an, die schutzlos unter den Hufen der Pferde lagen. Unter den gewaltigen Streichen der Schwerter und Streitäxte zerbarsten die glänzenden, aber jetzt staub- und blutbedeckten Rüstungen und Waffen, und die von den Helmen abfallenden Federn flogen wie Schneeflocken durch die Luft — es war zum Entsetzen.

Man hätte nun denken sollen, die Zuschauer wären des grausigen Spieles müde geworden. Weit gefehlt! Die Macht der Gewohnheit war so stark, daß nicht nur die gewöhnliche Menge, sondern sogar

vornehme Damen, die auf den Galerien saßen, Gefallen an diesen Schreckensscenen fanden. Wohl mochte hie und da eine holde Wange erbleichen, ein leiser Schrei ertönen, wenn ein Geliebter, Bruder oder Vater vom Pferde stürzte, aber im allgemeinen eiferten die Damen doch die Kämpfenden mit dem Rufe an: „Wackeres Schwert! — Tapfere Lanze!", wenn sie einen erfolgreichen Streich bemerkten.

Nahm so das schöne Geschlecht lebhaften Anteil an dem blutigen Ringkampf, so war der der Männer um so begreiflicher. Jeden Wechselfall des Glücks begleiteten sie mit lauten Ausrufungen, und in allen Pausen machten sich die aufmunternden Befehle der Marschälle vernehmbar: „Kämpft weiter, tapfere Ritter! — Tod ist besser als Niederlage! — Die Männer sterben, aber der Ruhm lebt fort! — Jetzt sehen schöne Augen auf Eure Taten! — Kämpft weiter, tapfere Ritter!" Ganz besonders spornten auch die Führer der beiden Parteien ihre Gefährten durch Wort und Beispiel an. Im dichtesten Gewühle kämpfend, entfalteten sie eine unendliche Tapferkeit, und weder Brian von Bois-Guilbert noch der enterbte Ritter fanden in den feindlichen Reihen einen Kämpen, der ihnen völlig gewachsen gewesen wäre. Wohl hatten sie es mehrmals versucht, sich gegenseitig kampfunfähig zu machen, schon weil die Niederlage des einen Führers den Sieg für die Gegenpartei bedingte; allein das Getümmel war stets so groß, daß diese Versuche lange fruchtlos blieben.

Als sich die Reihen der Kämpfenden gelichtet hatten, standen sich endlich der Tempelherr und der enterbte Ritter gegenüber und maßen sich mit Zornesblicken. Mit unglaublicher Geschicklichkeit teilte jeder von ihnen wohlgezielte Streiche aus, so daß die Zuschauer unwillkürlich und einstimmig in Rufe der Bewunderung ausbrachen. Um den enterbten Ritter und seine Partei stand es in diesem Augenblick schlecht; denn die Gegner, unter denen sich der Riesenarm Front de Boeufs auf der einen, die wuchtige Kraft Athelstanes auf der anderen Flanke befand, drängten sie zurück. Wie von plötzlicher Eingebung geleitet, eilten diese beiden Helden an die Seite des Tempelherrn, um ihm im Kampf gegen den Enterbten beizustehen. Diesem ungleichen Angriff hätte letzterer kaum zu widerstehen vermocht, hätte ihn nicht ein Aufschrei der Menge

gewarnt, die an dem Schicksal des hart Bedrängten herzlich Anteil nahm.

„Vorsicht! Vorsicht! Herr Enterbter!“ rief man ihm zu. Und der Ritter merkte die Gefahr. Schnell tat er einen kräftigen Hieb gegen den Tempelherrn und riß sein Roß zurück, um dem Angriff Athelstanes und Front de Boeufs zu entgehen. Beinahe wären beide auf diese Weise gegeneinander geprallt, doch faßten sie sich schnell und vereinigten sich wieder mit dem Tempelritter zu dem gemeinsamen Zweck, den enterbten Ritter kampfunfähig zu machen. Sicherlich wäre er auch unterlegen, wenn ihn nicht seine außerordentliche Reitkunst und die Vorzüglichkeit seines Rosses davor bewahrt hätten. Er wußte sich in geschickter Weise seine drei Widersacher vom Leibe zu halten; durch eine blitzschnelle Wendung hielt er sie auseinander und sprengte bald gegen den einen, bald gegen den anderen, dabei die kräftigsten Hiebe austeilend, ohne diejenigen abzuwarten, mit denen man ihm heimzuzahlen gedachte. Hatte er jedesmal einen Hauptschlag ausgeführt, so brach die Menge in ein lautes Beifallsgeschrei aus. Trotzdem lag es zu Tage, daß der Wackere doch endlich der Übermacht unterliegen müsse, und weil er sich so heldenmütig hielt, beschworen die Edlen den Prinzen Johann einstimmig, man möge ihn vor dieser Schmach dadurch retten, daß man ihm den Stab zuwerfe.

„Da behüte mich Gott vor!“ rief Prinz Johann aus. „Gerade diesem Glücksritter, der seinen Namen verschweigt und dazu unsere angebotene Gastfreundschaft verschmäht, obgleich er schon einen Preis gewonnen hat, gönne ich einen entschiedenen Mißerfolg in diesem Waffengang.“

Nun befand sich unter den Anhängern des enterbten Ritters ein Kämpe in schwarzer Rüstung, dessen Schild jeder Devise bar war. Er legte anfänglich für den Erfolg des Kampfes wenig Interesse an den Tag, indem er mehr die Rolle eines Zuschauers als eines Mitspielers übernahm. Man nannte ihn kurz den schwarzen Müßiggänger.

Dieser Ritter warf plötzlich seinen Gleichmut von sich ab, als er sah, daß der Führer seiner Partei so arg bedrängt wurde. Er setzte seinem Pferd die Sporen ein und kam wie ein Blitzstrahl dem enterbten Ritter zu Hilfe und rief mit schmetternder Stimme: „Desdichado!“

Es war auch hohe Zeit; denn eben kam Front de Boeuf dem enterbten Ritter mit hocherhobenem Schwert nahe. Doch bevor der Streich fallen konnte, führte der schwarze Ritter einen Hieb nach dessen Kopf, der, vom glänzenden Helm abgleitend, mit kaum verminderter Gewalt auf das Pferd niederschmetterte, daß Front de Boeuf betäubt zu Boden stürzte. Jetzt wandte der Schwarze sein Pferd gegen Athelstane von Coningsburgh. Da sein eigenes Schwert bei dem Kampf mit Front de Boeuf gebrochen war, entriß er der Hand des Sachsen die Streitaxt, die dieser eben schwang, und versetzte ihm einen so wuchtigen Schlag auf das Haupt, daß Athelstane besinnungslos in den Sand kollerte.

Nach dieser doppelten Heldentat, für die er reichen Beifall erntete, schien der schwarze Ritter in seine frühere Trägheit zurückzufallen; denn er kehrte ruhig an das nördliche Ende der Schranken zurück. Er ließ seinen Anführer allein mit Brian von Bois-Guilbert fertig werden.

Das war jetzt nicht mehr so schwer wie zuvor, zumal das Roß des Tempelherrn bedeutenden Blutverlust hatte, infolgedessen es an Ausdauer verlor und stolperte. Dadurch aber kam Brian zum Fall, und sein Fuß blieb im Steigbügel hängen, von dem er sich nicht loszumachen vermochte. In diesem Augenblick sprang sein Gegner vom Pferd und schwang mit dem Rufe, sich zu ergeben, sein mächtiges Schwert über dem Haupte seines Feindes. Prinz Johann, von der gefahrvollen Lage des Templers mehr ergriffen, als er es von der seines Nebenbuhlers gewesen war, ersparte ihm die Beschämung, sich für besiegt zu erklären, indem er ihm seinen Stab zuwarf und so dem Kampf ein Ende machte.

Eiligst begaben sich die Knappen in die Schranken, die sich allmählich leerten, um den Verwundeten die erste Hilfe angedeihen zu lassen. Man brachte sie in die nahen Zelte oder in die im Dorfe für sie bereitgehaltenen Wohnungen. Obwohl nur vier Ritter mit Einschluß eines durch die Hitze erstickten tot auf dem Platze geblieben waren, zählte man doch gegen dreißig Schwerverletzte, von denen fünf nicht wieder aufkamen. Die übrigen waren zum großen Teil fürs ganze Leben kampfuntüchtig geworden, und selbst diejenigen, die, wie man sagte, am besten weggekommen waren, trugen die Spuren dieses Kampfes bis an ihr Lebensende. Darum

nennen die alten Chroniken dies Turnier stets den „holden, freudigen Waffengang von Ashby".

Nun war die Reihe an dem Prinzen Johann, den Ritter zu nennen, der sich am meisten ausgezeichnet hatte. Er entschied sich dafür, die Ehre des Tages jenem Kämpfer zu geben, den die allgemeine Stimme den schwarzen Ritter getauft hatte. Man stellte dem Prinzen vor, daß im letzten Grunde der enterbte Ritter den Sieg davongetragen habe. Johann beharrte jedoch bei seiner Meinung und sagte, der enterbte Ritter und seine Partei würden ohne den Beistand des schwarzen Ritters den Tag verloren haben, und der Preis gebühre ein für allemal diesem.

Jetzt suchte man nach dem solchermaßen ausgezeichneten Ritter, ohne ihn jedoch zu finden. Er hatte die Schranken nach beendigtem Kampf sofort verlassen, um, wie einige Zuschauer erzählten, über einen der umliegenden Abhänge davonzureiten. Nachdem er zweimal durch Trompetenklang und Proklamation der Herolde aufgerufen worden war, sah man sich gezwungen, einen anderen zu wählen, der die ihm bestimmten Ehren übernehmen sollte. Man ernannte den enterbten Ritter zum Helden des Tages.

„Hört, enterbter Ritter!" begann der Prinz Johann. „Wir übertragen Euch ein zweites Mal die Ehren dieses Turniers und verleihen Euch das Recht, die Ehrenkrone, welche Eure Tapferkeit verdient, aus den Händen der Königin der Liebe und Schönheit entgegenzunehmen."

Der Ritter dankte nur mit einer tiefen, anmutigen Verbeugung. Darauf näherten sich ihm die Marschälle und führten ihn unter dem Schmettern der Trompeten, unter den Rufen der Herolde und dem Wehen der Schärpen und gestickten Schleier der Damen, sowie unter dem Beifallsgeschrei der gesamten Volksmenge zu Lady Rowena, die auf einem köstlichen Ehrenthron saß. Als der Ritter auf der untersten Stufe dieses Thrones anlangte, ließ er sich auf ein Knie nieder; doch hatte es den Anschein, als verrichte er diese Zeremonie mit innerem Widerstreben. Lady Rowena schritt in anmutiger Haltung von ihrem Platz herab und wollte den Ehrenkranz, den sie in der Hand hielt, eben auf den Helm des Siegers legen, als die Marschälle einstimmig riefen: „Der Held des Tages kann den Turniergesetzen entsprechend nur barhäuptig gekrönt werden."

Mit diesen Worten entfernten sie trotz des Widerstrebens des Siegers dessen Helm und gewahrten darunter die wohlgebildeten, doch sonnenverbrannten Züge eines etwa fünfundzwanzigjährigen jungen Mannes unter einer Fülle kurzen blonden Haares. Sein Antlitz blutete an einigen Stellen. Kaum hatte Rowena sein Gesicht gesehen, als sie leise aufschrie. Trotzdem legte sie voll Selbstbeherrschung, obwohl am ganzen Körper zitternd, den prächtigen Ehrenkranz auf das geneigte Haupt des Siegers, indem sie dabei sagte:

„Herr Ritter, Ihr empfangt von mir diesen Kranz als Lohn für Eure Tapferkeit im heutigen Turnier."

Nach einer Weile setzte sie mit fester Stimme hinzu:

„Kein würdigeres Haupt könnte jemals ein Siegespreis krönen!"

Voll innerer Bewegung beugte sich der Ritter über die Hand der Dame, die er ehrerbietig an die Lippen führte — worauf er sich weiter und weiter nach vorn neigte und endlich bewußtlos zu Boden fiel.

Jetzt trat eine allgemeine Bestürzung ein. Cedric, der in dem starr Daliegenden seinen verbannten Sohn Ivanhoe erkannte, wurde totenblaß und war kaum seiner Sinne mächtig. Nachdem er sich etwas gefaßt hatte, eilte er heran, als wolle er ihn von Rowena trennen. Diese Arbeit war jedoch schon von den Turniermarschällen geschehen. Die Ursache von Ivanhoes Ohnmacht erratend, waren sie schnell herbeigeeilt, um seine Rüstung zu öffnen, wobei sich herausstellte, daß eine Lanzenspitze das Visier durchbohrt und sein Gesicht getroffen hatte.

* * *

Der Name Ivanhoe schwebte auf aller Lippen und drang bald bis zum Prinzen, dessen Stirn sich bei diesem Klang verfinsterte.

„Meine Herren," sagte er mit stolzer, höhnischer Miene, „was haltet Ihr von Sympathien und Antipathien? Mir war es, als fühlte ich die Anwesenheit von meines Bruders Günstling, trotzdem ich noch keine Ahnung hatte, wen jene Rüstung barg."

„Front de Boeuf kann sich getrost mit dem Gedanken vertraut machen, Ivanhoe sein Lehen zurückzugeben," bemerkte der wackere de Bracy, indem er Helm und Schild beiseite legte und sich wieder in das Gefolge des Prinzen einreihte.

„Ganz bestimmt wird dieser Tapfere das ihm von Richard verliehene Schloß und Herrenhaus zurückfordern, das Euer Hoheit Großmut seither Front de Boeuf schenkte," setzte Waldemar Fitzurse hinzu.

„Mag sein," entgegnete Johann; „doch ist Front de Boeuf ganz der Mann, eher drei Herrenhäuser, wie Ivanhoe, zu verschlingen, als eins wieder herauszugeben. Nun aber, Ihr Herren! Ich hoffe, daß mir niemand das Recht streitig macht, die Lehen der Krone an meine treuesten Anhänger zu verteilen, die den gewöhnlichen Militärdienst an Stelle jener versehen, die in ferne Länder zogen und mir weder Friedens- noch Kriegsdienste leisten."

„Wahrlich, ein großmütiger, edler Fürst, der die Verdienste seiner Treuen zu würdigen weiß!" dachte jeder aus der kleinen Schar bei sich. Auch Prior Aymer war der gleichen Meinung, fügte aber aus Rücksicht auf den Stand, den er vertrat, hinzu:

„Ihr irrt, Eure Hoheit! Das heilige Jerusalem darf uns ein fremdes Land nicht sein; es ist die Mutter aller Christen. Inwiefern dies nun zu Gunsten des Ritters von Ivanhoe spricht, weiß ich nicht; ich hörte, die Kreuzfahrer unter Richards Führung seien nie weiter gekommen als bis nach Askalon, das aber doch im Grunde genommen eine Philisterstadt ist und die Vorrechte der heiligen Stadt keineswegs beanspruchen kann."

Waldemar war inzwischen an die Stelle geeilt, wo Ivanhoe zu Boden gestürzt war. Er kam jetzt zurück und berichtete:

„Der Held wird Euer Hoheit kaum mehr viel Verdruß bereiten und Front de Boeuf wahrscheinlich im ruhigen Besitz seines Schlosses lassen — er ist lebensgefährlich verwundet."

„So müssen wir ihm zu helfen suchen," sagte der Prinz. „Er ist zwar unser Feind, aber der Sieger des Tages."

„Ritter von Ivanhoe ist bereits aus den Schranken entfernt und in die Pflege seiner Freunde gebracht worden," bemerkte Waldemar. „Ich war gerührt von dem Kummer der Königin der Liebe und Schönheit, obgleich ich sonst nicht der Mann bin, mich durch den Jammer eines Weibes um ihren Geliebten traurig stimmen zu lassen; aber diese Lady äußerte ihren Gram so würdevoll, daß man ihn in den tränenlosen Augen lesen konnte, die starr auf die leblose Gestalt blickten."

„Wer ist eigentlich diese Lady Rowena, von der wir soviel sprechen und hören?“ fragte Johann.

„Eine reiche sächsische Erbin,“ antwortete Prior Aymer. „Eine Rose an Lieblichkeit, die Schönste unter Tausenden!“

„So wollen wir ihre Sorge lindern,“ versetzte Johann, „und sie mit einem Normannen verheiraten. Sie scheint noch minderjährig zu sein; also steht die Verfügung über ihre Hand in unserer königlichen Macht. Was sagst du dazu, de Bracy? Wärest du geneigt, dem Beispiel der Anhänger des Eroberers zu folgen und eine Sächsin zu heiraten?“

„Sind ihre Ländereien nach meinem Geschmack,“ erwiderte de Bracy, „so könnte sie mir als Braut nicht mißfallen. Ich würde mich Euer Hoheit dankbarst verpflichtet halten für solche Wohltat, die alle Versprechungen erfüllt, die Ihr Eurem ergebenen Knecht gegeben habt.“

„Damit wir es nicht vergessen,“ sagte der Prinz zu de Bigot, dem Seneschall, „so wollen wir sofort ans Werk gehen. Lade Fräulein Rowena und ihre Begleitung, das heißt den rohen Gesellen, ihren Vormund, und den sächsischen Ochsen, den der schwarze Ritter im Turnier niederstreckte, für heute Abend zu unserem Bankett. Du wirst meinen Befehl in so höfliche Worte kleiden, daß dem Hochmut dieses Sachsen Genüge geschieht und es ihnen unmöglich wird, abermals eine Weigerung vorzubringen.“

Es kam ein Diener und legte einen kleinen Zettel in des Prinzen Hand.

„Was soll das?“ rief er. „Woher stammt das Pergament?“

„Aus fernen Landen, Mylord,“ entgegnete die Person, „doch kann ich den Ort nicht angeben. Ein Franzose brachte es hierher mit den Worten, er sei Tag und Nacht geritten, um es in Eure Hände zu bringen.“

Nachdem der Prinz die Aufschrift und das Siegel mit den drei Lilien betrachtet hatte, öffnete er den Brief und las mit sichtlicher Erregung: „Seid auf Eurer Hut; der Teufel ist entfesselt!“

Johann stand einen Augenblick so erschrocken und verzweifelt da, als wäre ihm das Todesurteil verkündet worden. Als er darauf wieder etwas zu sich gekommen war, nahm er Waldemar Fitzurse und de Bracy beiseite und zeigte erst einem, dann dem anderen den

Brief und fragte zuletzt mit zitternder Stimme: „Wißt Ihr, was das bedeutet? — Nichts anderes, als daß mein Bruder Richard in Freiheit ist."

„Vielleicht ist es ein gefälschtes Schreiben," tröstete de Bracy.

„Nein, es ist Franzens eigene Hand und auch sein Siegel," antwortete der Prinz.

„Dann müssen wir uns beeilen, diesem heutigen Mummenschanz ein rasches Ende zu setzen, damit wir unsere Partei unter ein Haupt sammeln und zwar am besten in York oder an einem anderen Mittelpunkt," riet Waldemar. „Lassen wir einige Tage vergehen, so wird es zu spät sein."

„Dein Rat ist nicht unrecht," warf de Bracy ein; „doch kann ich nicht darauf eingehen. Was würden die Freisassen und Gemeinen sagen, wollte man sie ihres Anteils an den Spielen berauben."

„Es ist noch früh am Tag," entgegnete Waldemar. „Wenn die Bogenschützen ihre Kunst eine Weile versucht und die Preise verteilt haben, so ist den Versprechungen des Prinzen gegen die sächsischen Knechte vollkommen Genüge geschehen."

„Deine Worte sind weise," begann Johann, „und ich danke dir dafür. Übrigens erinnern sie mich daran, daß ich jenem frechen Bauer noch eine Schuld zu bezahlen habe, der gestern unsere Person beschimpfte; auch soll unser Bankett abgehalten werden. Doch überlaßt die neuen Sorgen einem neuen Tag!"

Trompetengeschmetter rief die sich schon entfernenden Menschenmassen zurück, welchen man verkündete, Prinz Johann sei durch hohe Staatspflichten, die ihn plötzlich abgerufen haben, genötigt, die für den kommenden Tag bestimmten Festlichkeiten einzustellen. Da es ihm jedoch widerstrebte, so viele Freisassen zu entlassen, ohne daß sie zu ihren Rechten gekommen seien, so sollte das für morgen angesetzte Preisschießen schon heute stattfinden. Der dem besten Schützen zufallende Ehrenpreis bestehe in einem silberbeschlagenen Hifthorn und einem Wehrgehänge.

Es meldeten sich anfangs über dreißig Mitbewerber, darunter auch mehrere Aufseher und Unterförster der königlichen Waldungen von Needwood und Charnwood. Als aber die Bogenschützen sahen, mit wem sie in die Schranken treten sollten, traten etwa zwanzig

aus Furcht vor einer sicheren Niederlage zurück. Sonach blieben nur noch zwölf Bewerber übrig. Mehrere von ihnen trugen königliche Livree. Prinz Johann schritt heran, um die Schützen genau zu mustern. Als er seiner Neugierde Genüge getan, sah er sich nach dem Gegenstand seines Grolles um, der heute mit demselben Gleichmut wie gestern ausschaute.

„Höre, Bursche!" redete ihn der Prinz an. „Du redetest gestern so dreist, daß ich zu der Annahme kommen mußte, du seist kein wahrer Freund des Bogens, und wie ich heute sehe, wagst du es wieder nicht, dich mit jenen geschickten Männern zu messen."

„Dafür habe ich meine guten Gründe, Herr," entgegnete kurz der Mann.

„Und die wären?" fragte Johann neugierig.

„Es ist doch höchst zweifelhaft, ob diese Männer und ich an ein gleiches Ziel gewöhnt sind, und überdies weiß ich auch nicht, wie es Euer Hoheit gefiele, wenn der Schützenpreis von einem Menschen gewonnen würde, der sich Eurer persönlichen Gunst nicht zu erfreuen hat."

Johann schwieg einen Augenblick beschämt, dann fragte er:

„Wie heißt du?"

„Locksley."

„So höre, Locksley," fuhr der Prinz fort. „Wenn die Schützen ihre Geschicklichkeit bewiesen haben, dann sollst du schießen. Bleibst du Sieger, so erhältst du neben dem festgesetzten Preis noch zwanzig Goldstücke extra von mir; verlierst du aber, so soll man dir den grünen Rock ausziehen und dich als dreisten Prahlhans mit Bogensehnen aus den Schranken peitschen. Bist du das zufrieden?"

„Hoher Herr!" sagte Locksley. „Ihr stellt mir keine billige Wahl. Ich soll mich mit den besten Schützen von Leicester und Staffordshire messen, auf die Gefahr hin, falls sie mich besiegen, beschimpft zu werden. Trotzdem gehe ich auf Euren Vorschlag ein."

„Verliert den Burschen nicht aus den Augen, Ihr Bewaffneten!" gebot der Prinz. „Wie es scheint, ist ihm der Mut entfallen, und er will sich der Probe entziehen. Ihr aber, wackere Leute," und damit wandte er sich zu den übrigen Schützen, „schießt gut! So-

bald der Preis gewonnen ist, werden ein Rehbock und ein Faß Wein zu eurer Stärkung bereit stehen."

Das Schießen begann. An das Ende der südwärts zu den Schranken führenden Allee wurde eine Zielscheibe aufgestellt, und die Schützen, von denen jeder drei Pfeile abgeben sollte, nahmen ihren vorschriftsmäßigen Stand ein. Einer nach dem anderen trat vor und schickte seine Pfeile ab. Von den sechsunddreißig Geschossen, die abgegeben wurden, blieben zehn in der Scheibe stecken, die übrigen waren vorbei geflogen. Von den zehn Pfeilen, die die Scheibe getroffen hatten, saßen zwei im Schwarzen. Sie waren von einem in Malvoisins Diensten stehenden Förster Hubert abgeschossen worden, der sonach den Sieg davongetragen hatte.

„Nun, Locksley, ich frage dich jetzt," sagte der Prinz zu dem kühnen Freisassen, „willst du dich mit Hubert messen, oder Bogen und Pfeile dem Spielaufseher überlassen?"

„Ich werde, da es nun einmal nicht anders ist, mein Glück versuchen, doch unter folgenden Bedingungen: Während ich zwei Pfeile in Huberts Ziel jage, ist er verpflichtet, nach einem von mir gesteckten Ziele zu schießen."

„Gegen diese billige Forderung kann nichts eingewendet werden," antwortete der Prinz. — „Hubert, besiegst du diesen Prahlhans, so werde ich dir das Hifthorn mit Silberstücken füllen lassen."

„Wollen sehen," entgegnete der Förster. „Mein Großvater tat zu Hastings einen Meisterschuß — ich hoffe es ihm nachzutun."

Nun wurde die alte Scheibe durch eine neue ersetzt. Hubert stand als Sieger der erste Schuß zu. Er zielte mit großer Vorsicht, maß die Entfernungen bedächtig, dann machte er einen Schritt vorwärts, hob den Bogen, bis das Visierkorn mit seinem Gesicht in einer Linie stand und zog die Sehne bis an sein Ohr zurück. Surrend flog der Pfeil durch die Luft und blieb dicht am Schwarzen stecken.

„Gewiß habt Ihr den Wind nicht berechnet," meinte Locksley, den Bogen spannend, „sonst müßte der Schuß besser sitzen."

Der Jäger antwortete nicht.

Nun kam Locksley an die Reihe. Er schoß seinen Pfeil so schnell und scheinbar achtlos ab, als hätte er gar nicht nach

dem Ziel gesehen — und doch saß der Schuß fast genau im Zentrum.

„Beim Herrn des Himmels," rief Prinz Johann, „wenn du dich von diesem hergelaufenen Menschen besiegen läßt, so hast du meine Gunst verscherzt!"

Hubert antwortete in der bekannten Redensart:

„Wollen sehen. Mein Großvater —"

„Zum Teufel mit deinem Großvater," fiel der Prinz ihm ins Wort. „Schießen sollst du — gut schießen — sonst geht es dir übel, Halunke! Verstanden?"

Hubert schoß, und sein Pfeil blieb mitten im Schwarzen stecken.

„Bravo, Hubert! — Hoch! Hoch!" schrie die Menge, die mehr Anteil an einer bekannten Persönlichkeit nahm, als an einem Fremden.

„Den Schuß wirst du nicht übertreffen, Locksley!" sagte der Prinz hohnlachend.

„Wie aber, wenn ich den Pfeil spalte?" meinte Locksley.

Der Prinz und alle Umstehenden lachten.

Das Geschoß mit etwas größerer Aufmerksamkeit absendend als vorhin, traf er den Pfeil seines Gegners so glänzend, daß die Splitter nach allen Seiten flogen.

Ganz verblüfft von dieser seltenen Geschicklichkeit brach die Menge der Zuschauer in ein Geschrei aus, die Bogenschützen aber flüsterten einander zu: „Der steht gewiß mit dem Teufel im Bunde; ein solcher Schuß ward im Reich der Lebendigen noch nie getan!"

„Und nun, Hoheit," begann Locksley, „erlaubt mir, daß ich mir noch ein letztes Ziel stecke, wie es bei uns im Norden üblich ist! Jeder wackere Schütze, der danach einen Schuß versuchen will, soll willkommen sein und sich ein Lächeln von der holden Dirne verdienen, die ihm die liebste ist."

Nachdem der Prinz seine Zustimmung gegeben hatte, verließ er die Schranken, um bald darauf mit einer etwa zwei Meter langen und kaum daumenbreiten Weidengerte in der Hand zurückzukehren. Sie gemächlich schälend, meinte er, nach einem so großen Ziele zu schießen, wie er vorhin getan, sei ja keine Kunst, sondern

eigentlich eine Schande für einen guten Schützen. Darauf steckte er die Gerte senkrecht in die Erde und begab sich an das Ende der Schranke, wo er rief:

„Wer dieses Ziel auf neunzig Meter Entfernung trifft, den nenne ich einen Schützen, würdig, eines Königs Bogen zu führen, und wäre es der tapfere König Richard selbst!"

„Trifft der Bursche diese Gerte," meinte Hubert, „so strecke ich meine Waffen vor ihm, wenigstens vor dem Teufel, der in seiner Haut steckt. Ich schieße auf keinen Fall, wo ich sicher bin, einen Fehlschuß zu tun; es wäre ebenso töricht, nach einem Strohhalm oder Sonnenstrahl schießen zu wollen, als nach dem weisen Streifen, den mein Auge kaum erkennt. Aber mein Großvater tat einen guten —"

„Schweig, feiger Hund!" schrie Prinz Johann. Zu Locksley gewendet, befahl er:

„Schieße, Meister, und triffst du das Ziel, so sag ich's laut: du bist der Erste, der solches leistet."

Locksley hob den Bogen, nahm eine frische Sehne, weil die erste etwas abgenutzt schien, zielte, während die Menge in atemloser Spannung verharrte, und bald spaltete der Pfeil die Weidengerte, so daß er einige Meter dahinter zu Boden fiel.

Laute Hurras ertönten aus aller Munde, und selbst der Prinz war starr vor Verwunderung über diesen Meisterschuß und vergaß einen Augenblick seine Abneigung gegen den Schützen. Er reichte demselben das Hifthorn und die versprochenen Goldstücke und sagte:

„Das soll dein Eigentum sein, wenn du in meine Dienste treten willst; denn niemals sah ich einen Bogen von so starker Hand spannen und einen Pfeil von so sicherem Auge absenden."

„Verzeihung, edler Herr," entgegnete Locksley; „ich schwor, bei niemand Dienste zu nehmen, es sei denn bei Eurem königlichen Bruder Richard. — Diese zwanzig Goldstücke überlasse ich gern dem wackeren Hubert, der heute so vorzüglich schoß, als sein Großvater bei Hastings. Wäre er nicht aus übertriebener Bescheidenheit zurückgetreten, er hätte die Gerte gewiß ebensogut getroffen wie ich."

Mit einigem Zögern nahm der Jäger das Geschenk an, Locksley aber verschwand unter der Menge, die sich langsam zerstreute.

* * *

„Reite schnell nach Ashby," befahl Prinz Johann seinem Kammerherrn, als er die Schranken verließ," „suche den Juden Isaak auf und sage ihm, daß er mir vor Sonnenuntergang zweitausend Kronen schicken solle. Als Pfand zeige ihm diesen Ring. Der Rest des Geldes muß innerhalb sechs Tagen in York ausbezahlt werden. Will der Hund nicht darauf eingehen, so soll mich sein Kopf entschädigen. Sieh dich auf der Straße gehörig um; denn der Schurke kleidet sich gegenwärtig fürstlich!"

„Jawohl, Euer Hoheit," entgegnete der Kammerherr, „ich werde den Befehl nach Wunsch auszuführen suchen."

Mit diesen Worten bestieg er sein Pferd und wandte sich nach Ashby, das er bald erreicht hatte.

Gegen Abend traf auch Prinz Johann dort ein, um im Schloß sein großes Fest zu feiern. Dieses Schloß und die umliegende Stadt gehörten zu jener Zeit Roger de Quinzy, Earl von Winchester, der damals, wo unsere Geschichte spielt, im heiligen Lande weilte. Prinz Johann bewohnte inzwischen sein Schloß und verfügte ohne Bedenken über seine Domänen. Und da es ihm gelegentlich dieses Turniers darum zu tun war, das Volk durch seine Gastfreundschaft und Pracht zu blenden, so hatte er große Vorbereitungen treffen lassen, um das Bankett möglichst glänzend zu gestalten. Um die volle Autorität des Königtums auszuüben, hatten die Lieferanten des Prinzen alles im Lande zusammengesucht, was für ihres Herrn Tafel würdig war. Viele Einladungen an die angesehensten Vertreter des Landes waren ergangen; um sich voll und ganz die Volksgunst zu erschleichen, hatte er sogar einige hohe sächsische und dänische Familien gebeten, zu diesem Feste zu erscheinen; so sehr man die Angelsachsen bei gewöhnlichen Anlässen vernachlässigte und geringschätzte, so sehr schien es dem Prinzen politisch geboten, das Wohlwollen ihrer Führer zu gewinnen, damit er bei etwaigen kommenden Wirren des Landes ruhig bleiben konnte. Demgemäß hatte der Prinz die Absicht, die er auch eine

Zeitlang durchführte, diese sonst ungern gesehenen Gäste mit einer seltenen Höflichkeit zu behandeln; aber er hatte das Unglück, daß sein Leichtsinn und Ungestüm stets zum Durchbruch kamen und alles das verdarben, was er sich vorher so geschickt und schlau zurecht gelegt hatte.

Es möge hier ein Beispiel seiner Unbeständigkeit folgen. Als sein Vater Heinrich II. ihn eines Tages in der Absicht nach Irland schickte, bei den Bewohnern dieser neuen und wichtigen Errungenschaft der englischen Krone goldene Meinungen zu erwecken, wetteiferten die irischen Häuptlinge, wer dem jungen Prinzen zuerst Huldigung und Kuß darbringen sollte. Anstatt nun die wohldurchdachte Begrüßung mit Artigkeit entgegenzunehmen, zauste Johann die irischen Führer an ihren langen Bärten — ein Betragen, das für die englische Herrschaft in Irland von beklagenswerten Folgen war.

Diese Inkonsequenz in Johanns Charakter müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir sein Betragen an dem Abend, wo das Bankett stattfand, verstehen wollen.

Er empfing, den Vorsätzen gemäß, Cedric und Athelstane mit ausgezeichneter Höflichkeit und gab seinem Bedauern mit großem Redeschwulst Ausdruck, als er hörte, daß Rowena wegen Unwohlseins nicht erscheinen könne. Sowohl Athelstane als Cedric trugen die alte sächsische Kleidung, die zwar aus kostbaren Stoffen hergestellt war, aber doch in Schnitt und sonstigem Aussehen sich zu derjenigen der übrigen Gesellschaft etwas komisch ausnahm, so daß der Prinz es sich Waldemar Fitzurse gegenüber zum großen Verdienst anrechnete, bei dem Anblick dieser „Affentracht", wie er sie nannte, ein Auflachen zurückgehalten zu haben. Für jedes vorurteilsfreie Auge war jedoch die kurze enge Bluse und der lange Mantel der Sachsen eine anmutigere und passendere Kleidung, als der Anzug der Normannen, deren Unterkleid, ein langes Wams, so lose saß, daß es einem Hemd glich und von einem so karg zugeschnittenen Mantel bedeckt war, daß er den Träger weder gegen den Regen noch gegen die Kälte zu schützen vermochte. Der einzige Zweck schien der zu sein, so viel Pelzwerk, Stickerei und Juwelen zur Schau zu tragen, als der Scharfsinn des Schneiders auf ihm anzubringen vermochte.

Die Tafel begann. Sämtliche Köche, die den Prinzen überallhin begleiteten, hatten alles aufgeboten, möglichst neue Gerichte zu bieten, und die einfachsten so umzuwandeln, daß sie niemand erkennen konnte. Außerdem gab es viele, aus fremden Ländern mitgebrachte Leckereien und eine Menge köstlichen Gebäcks, sowie feines Weizenbrot und Rosinenkuchen, die nur auf den Tafeln der Vornehmsten erschienen. Dazu floß in- und ausländischer Wein in Strömen.

Nun waren die Normannen im allgemeinen doch kein unmäßiges Geschlecht. Man konnte sie wohl Feinschmecker, nicht aber Vielesser nennen, auch kam Trunksucht und Völlerei nur vereinzelt unter ihnen vor; diese unrühmlichen Tugenden schrieb man vielmehr dem besiegten Sachsenstamme zu. Prinz Johann allerdings und seine Günstlinge, die dessen Schwächen nachahmten, liebten es, den Freuden der Tafel und des Weines bis zum Übermaß zu frönen.

Mit erkünsteltem Ernst sahen die normannischen Großen auf das rohere Benehmen Athelstanes und Cedrics, dessen Art und Weise ihnen fremd war. Aber auch die Sachsen versündigten sich unwissentlich gegen die Gesetze des guten Tons, indem sie sich Bemerkungen über die Gebräuche der Normannen erlaubten, die am besten unterlassen worden wären.

Endlich war das Mahl beendet, und nun sprach man beim frohen Becherklang über die Ereignisse und Heldentaten des Turniers — über den unbekannten Sieger im Bogenschießen —, über den schwarzen Ritter und von dem tapferen Ritter Ivanhoe, der die Ehren des Tages so teuer erkauft hatte. Heiterkeit schlüpfte aus den Pokalen und herrschte in allen Enden des Saales, nur Johanns Stirn war umwölkt. Es schien ihn eine schwere Sorge zu drücken; er saß in tiefen Gedanken versunken. Wenn ihn seine Freunde aus dem Brüten aufweckten, dann fuhr er erschreckt auf, griff nach seinem Becher und goß den Wein hinunter, als wollte er seine Lebensgeister auffrischen, mischte sich wohl auch auf Augenblicke mit einer auf gut Glück hingeworfenen Entgegnung in das Gespräch. Als er eben wieder aus seiner Traumverlorenheit aufgeweckt wurde, sagte er:

„Diesen Becher trinken wir auf das Wohl Wilfreds von Ivanhoe, des Helden des Waffenganges, und ich bin tief betrübt,

daß seine Wunden ihn hindern, hier gegenwärtig zu sein. Jeder stoße mit mir an, besonders aber Cedric von Rotherwood, der würdige Vater eines so hoffnungsvollen Sohnes!"

„Nein, Mylord," erwiderte Cedric und ließ den Becher unberührt vor sich stehen, „ich kann diesen ungehorsamen Jüngling, der sowohl meinen Geboten trotzt, als die Sitten und Gebräuche seiner Väter aufgibt, niemals ‚Sohn' nennen."

„Wie, höre ich recht?" rief Johann mit gutgespieltem Erstaunen. „Der tapfere Ritter — ein unwürdiger Sohn!"

„Ja, mein Herr," entgegnete Cedric. „Wilfred verließ mein einfaches Haus, um an dem glänzenden Hofe Eures Bruders Reiterkunststücke zu lernen, auf die Ihr so hohen Wert legt. Ich suchte seinen voreiligen Schritt zu hindern, allein vergebens."

„Armer Vater!" seufzte Johann mit tiefem Mitgefühl, „wenn Euer Sohn ein Anhänger meines unglücklichen Bruders ist, dann unterliegt es keinem Zweifel, von wem er solchen Ungehorsam lernte. — Ich glaube," fuhr er nach einigen Augenblicken fort, ohne zu bedenken, daß von allen Söhnen Heinrichs II. gerade er selbst sich in Empörung und Undankbarkeit am meisten hervorgetan hatte, „mein Bruder beabsichtigte, seinem Günstling das reiche Besitztum Ivanhoe zu verleihen."

„Er hat es getan, und es entstand — wie sich wohl begreifen läßt — ein nicht geringer Streit zwischen mir und meinem Sohn, daß er sich dazu herbeiließ, dieselbe Domäne als Lehen zu empfangen, die mir, seinem Vater, als rechtmäßiges Eigentum zustand."

„So bitte ich Euch um die Erlaubnis, dieses Lehen einer Person zu übertragen, deren Würde sich nicht dadurch beeinträchtigt fühlt, Land von der britischen Krone anzunehmen." Zu Reginald Front de Boeuf gewendet, fuhr er fort: „Ich hoffe, Baron, Ihr werdet das stattliche Besitztum von Ivanhoe so fest halten, daß Herr Wilfred das Lehen nicht wieder an sich bringt und dadurch ein zweites Mal seines Vaters Ungnade auf sich lädt."

„So wahr ich lebe!" rief der Hüne, „ich will gern Euer Hoheit gestatten, mich einen Sachsen zu nennen, wenn ich mir die Gabe durch irgend jemand — sei es Cedric oder Wilfred oder ein anderer — wieder entreißen lasse, mit welcher Euer Gnaden mich beglückten."

„Höre, Baron!“ fiel Cedric ein. „Du bist kein Sachse, und wer dich immer so nennt, erweist dir eine ebenso große, als unverdiente Ehre.“

Front de Boeuf hatte schon etwas wie Narrenspossen auf der Lippe; aber der Prinz kam ihm zuvor und sagte:

„Was Cedric eben sprach, ist die volle Wahrheit; denn ihr Geschlecht, meine Lords, ist uns ebenso überlegen in der Länge ihres Stammbaumes, als in der Länge ihrer Rockschlippen.“

„Und auf dem Schlachtfelde laufen sie uns voran wie die Wolken vor dem Winde,“ bemerkte Malvoisin.

„Wenn wir nun gar ihren höheren Stand und ihre besseren Sitten in Betracht ziehen,“ meinte Prior Aymer mit Hohnlachen, „so haben sie jedenfalls den Vortritt vor uns.“

Cedric, der die in diesen Worten versteckt liegende Beleidigung herausfand, wurde zornig. Sein Gesicht entflammte sich vor Leidenschaft, sein Auge blickte wild von einem zum anderen, als hemme die schnelle Aufeinanderfolge ihrer Sticheleien seine Antworten. Unschlüssig, wie der Stier seine Peiniger ansieht, nicht wissend, wen er sich als Gegenstand seiner Rache aussuchen soll, stand der Sachse noch einen Augenblick still, dann aber nahm er mit halb vor Wut erstickter Stimme das Wort und wandte sich an den Anstifter des erlittenen Schimpfes, an den Prinzen Johann.

„Mögen auch die Torheiten und Laster unseres Geschlechtes groß gewesen sein und noch sein,“ sagte er, „vor einem aber hüteten sie sich, nämlich einen harmlosen Gast so zu behandeln, wie Euer Hoheit heute mit mir geschehen ließen. Und haben zum anderen unsere Väter in alter Zeit nicht immer den nötigen Mut bewahrt, so mögen doch jene schweigen“ — und dabei schaute er auf Front de Boeuf —, „die vor wenigen Stunden durch eine sächsische Lanze aus dem Sattel flogen!“

„Ein bissiger Witz!“ meinte Johann lachend. „Ich glaube, unsere sächsischen Untertanen nehmen zu an Feuer und Mut. Was meint Ihr, edle Lords, wäre es nicht besser, wir bestiegen unsere Galeeren und kehrten schleunigst nach der Normandie zurück?“

„Hahaha!“ lachte de Bracy. „Vor den Sachsen brauchen wir uns am allerwenigsten zu fürchten. Die stoßen wir mit unseren Jagdspeeren wie die Eber nieder.“

„Nicht spotten, Ritter!“ warnte Fitzurse. „Euer Hoheit aber“ — und damit wandte er sich zu dem Prinzen, „würden wohl tun, dem würdigen Cedric die Versicherung zu geben, daß mit diesem Scherz keine Beleidigung gemeint gewesen sei.“

„Beleidigung!“ rief der Prinz ganz erstaunt, indem er in sein höfliches Betragen zurückfiel. „Ich will doch nicht hoffen, daß jemand glaubt, ich würde dulden, daß einer meiner Gäste irgendwie in seinen Gefühlen verletzt wird. Zum Beweise, daß mir alle Volksstämme gleich lieb sind, fülle ich diesen Becher und trinke auf Cedrics Wohl.“

Weder diese scheinheiligen Worte noch der geheuchelte Beifall der Höflinge, der durch die Runde ging, ließen den Sachsen die vorangegangene Beleidigung vergessen machen. Hatte er schon geschwiegen, als der Prinz auf sein Wohl trank, so blieb er auch stumm, als Johann seinen Pokal auf die Gesundheit des Sir Athelstane von Coningsburgh leerte.

Athelstane verbeugte sich und zeigte tiefe Empfänglichkeit für die ihm erwiesene Ehre.

„Und nun, meine Herren,“ fuhr der Prinz fort, „nachdem wir unseren sächsischen Gästen haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wollen wir sie bitten, daß auch sie sich höflich gegen uns erweisen. Würdiger Than,“ wandte er sich an Cedric, „ich ersuche um die Namen einiger Normannen, die Euch noch nicht beleidigt haben.“

Der Sachse füllte den Becher bis zum Rand und antwortete: „Euer Hoheit haben mich aufgefordert, einen Normannen zu nennen, der verdient, genannt zu werden. Ich komme diesem Wunsche nach, indem ich den Namen des edelsten und ersten seines Geschlechtes nenne. Die Lippen aber, welche sich weigern, mir Bescheid zu tun, nenne ich falsch und unehrenhaft und will sie dafür halten, so lange ich lebe. Ich trinke auf das Wohl von Richard Löwenherz!“

Prinz Johann, der gehofft hatte, daß sein Name genannt würde, schrak heftig zusammen, als derjenige seines unglücklichen Bruders so unerwartet erklang. In Gedanken versunken hob er mechanisch den Becher an die Lippen, setzte ihn aber rasch wieder ab, um zu sehen, wie die kurze Rede des Sachsen von seinem Gefolge aufgenommen worden war. Die meisten der Höflinge, die es ebenso wenig für ratsam hielten, dem so unerwarteten Vorschlag beizu-

stimmen als ihm zu widerstreben, ahmten schnell das Beispiel des Prinzen nach, indem sie den Becher an die Lippe führten und wieder absetzten. Viele edle Naturen riefen: „Hoch König Richard! Möge er bald zurückkehren!“ Andere, zu denen auch Front de Boeuf und der Tempelritter gehörten, ließen mit verächtlicher Miene den Becher unberührt vor sich stehen; keiner jedoch wagte es, dem ausgebrachten Wohl offen zu widersprechen.

Erfreut über diesen kleinen Erfolg sagte nach einer Weile Cedric zu Athelstane: „Jetzt haben wir lange genug hier geweilt, edler Freund; ich bin der normannischen Höflichkeit satt. Wollen diese Herren mehr über unsere rauhen sächsischen Gebräuche erfahren, so mögen sie uns in den Wohnungen unserer Väter aufsuchen.“

Mit diesen Worten verließ er, gefolgt von Athelstane und mehreren anderen Gästen, den Bankettsaal; Johann aber rief, als sich die Tür hinter den Sachsen geschlossen hatte: „Bei Gott, diese Tölpel haben den Sieg davongetragen!“

„Mag dem sein, wie ihm wolle,“ sagte Prior Aymer; „es ist auch für uns Zeit, die Flaschen zu verlassen; denn ich habe heute nacht noch mehrere Meilen auf meiner Heimreise zurückzulegen.“

„Dieser feige Priester ist der Erste, der mich verläßt,“ flüsterte der Prinz Waldemar Fitzurse zu; „jedenfalls ahnt er das Ereignis, und hat Furcht.“

„Nur Ruhe, Mylord!“ entgegnete Fitzurse. „Ich werde ihn zu bewegen suchen, daß er sich in York uns anschließt. — Und nun noch ein Wort unter vier Augen, Herr Prior,“ wandte er sich an Aymer. „Dann könnt Ihr Euren Zelter besteigen.“ — Es geschah.

Während sich die Gäste zerstreuten, blieb das Gefolge des Prinzen und seiner eifrigsten Parteigänger zurück. Johann wandte sich zornig an Fitzurse und beschuldigte ihn, er sei einzig und allein die Ursache, daß bei bloßer Nennung des Namens seines Bruders die Leute von ihm abfielen, als wäre er ein Aussätziger.

„Ich bitte, edler Herr,“ entgegnete sein Berater, „sollte ich, was ich zugebe, hier oder da gefehlt haben, so werde ich mich bemühen, wieder Eure Zufriedenheit zu erlangen. De Bracy und ich werden uns sogleich wieder unter die schleichenden Fremdlinge mischen und sie zur Rückkehr unter Eure Fahnen zu bewegen suchen.“

„Alles vergeblich,“ seufzte der Prinz. „Sie haben die Fuß-

tapfen des Löwen entdeckt und sein Gebrüll aus der Ferne vernommen — nichts wird ihren gesunkenen Mut wieder aufrichten."

Johann ritt davon, und die übrigen folgten.

Unterwegs flüsterte Fitzurse dem de Bracy in's Ohr:

„Wollte Gott, wir könnten neue Hoffnungen in dem Prinzen erwecken; aber schon seines Bruders Namen ist ihm die Pest, und unglücklich sind seine Berater, weil er ein schwankendes Rohr ist." —

Prinz Johann war in der Tat ein Mann, der wenig persönliche Hochachtung genoß; niemand hing ihm aus Neigung an. Da können wir uns nicht wundern, wenn sein getreuer Staatsmann Waldemar Fitzurse sich die größte Mühe gab, die zerstreuten Glieder von des Prinzen Intrigue wieder zu vereinigen. Er zeigte den jungen und leichtfertigen Edlen die Aussicht auf ungestrafte Ausschweifungen, den Ehrgeizigen unbegrenzte Macht, den Habgierigen ausgedehnte Besitzungen. Die Söldneranführer erhielten reiche Geschenke an Gold und Silber, der tätige Agent ward mit Versprechungen willig gemacht, nichts zu unterlassen, was den Schwankenden zum Entschluß, den Mutlosen zu neuer Energie anstacheln konnte. Nie gab sich eine Spinne so viel Mühe, die zerstörten Fäden ihres Gewebes zu erneuern, als Fitzurse, seinem Herrn das gebrochene, schwerverletzte Ansehen wieder zu verschaffen. So sprach er von König Richards Rückkehr wie von einem Märchen, das der realen Grundlage entbehrt. Als ihm aber die zweifelnden Blicke der Leute die rechte Antwort gaben, behandelte er dieses Ereignis, im Fall es doch eintreten sollte, als etwas, was ihre politischen Berechnungen nicht zu stören brauche.

„Kehrt König Richard je einmal zurück," sagte er, „so kommt er nur, um seine bedürftigen und verarmten Kreuzfahrer auf Kosten derjenigen zu bereichern, die ihm nicht in das heilige Land folgten. Er kommt, um alle Übertreter des Gesetzes oder alle diejenigen, die einen Eingriff in die Rechte der Krone wagten, zur Rechenschaft zu ziehen; er wird sich an dem Tempel- und Johanniterorden für den Vorzug rächen, welchen sie während des Krieges im heiligen Lande gegen Philipp von Frankreich an den Tag legten. Ja, er wird jeden Anhänger seines Bruders, des Prinzen Johann, als Aufrührer mit Gefängnis und Tod bestrafen. Doch eins ist unser Trost: Kommt er wirklich zurück, so kommt er allein — ohne An-

hänger — ohne Freunde! Seine tapfere Armee liegt vernichtet in den Sandwüsten Palästinas, und die Wenigen seines Gefolges, die den heimatlichen Boden wieder betraten, kamen einzeln, verarmt und gebrochen, wie dieser Wilfred von Ivanhoe. — Und was spricht für Richards Rechte? Nichts! Wir haben das Privileg, unter dem königlichen Geblüt den Prinzen zu wählen, dessen Erhebung die Vorteile des Adels befördert. Gern gebe ich zu, daß, was die persönlichen Eigenschaften anbelangt, Johann möglicherweise seinem Bruder Richard nachsteht; aber wir müssen jetzt mit dem Gedanken rechnen, daß Richard mit dem Racheschwert in der Hand zurückkommt, während Johann Reichtum und Ehrenstellen austeilt. Ist es in Anbetracht dieser Voraussetzungen noch zweifelhaft, welchen Fürsten die Weisheit des Adels wählen muß?"

Diese wohlgesetzte Rede verfehlte nicht ihre Wirkung. Die meisten unter der Partei Johanns willigten ein, sich auf dem Sammelplatz York einzufinden, um die nötigen Anstalten zu treffen, Johann die Krone zuzuwenden, und hochbefriedigt über seinen Erfolg kehrte er müde und erschöpft von seinen Bemühungen nach Schloß Ashby zurück. Hier traf er mit de Bracy, der ihn unterwegs verlassen hatte, wieder zusammen.

De Bracy, der die Festkleider mit einem kurzen grünen Wams und Hosen derselben Farbe und desselben Stoffes vertauscht hatte, trug ein Schwert an der Seite, einen Bogen in der Hand und ein Bündel Pfeile im Gurt. Die Kleidung war so gewöhnlicher Art, daß Fitzurse, wäre ihm die Erscheinung im Vorzimmer begegnet, er sie für einen Freisassen haltend, achtlos an ihr vorübergeschritten wäre. Da er sie aber in den inneren Gemächern traf, so sah er sie aufmerksamer an und erkannte in ihr den normannischen Ritter.

„Was treibst du da für Scherze, de Bracy?" fragte Waldemar ärgerlich. „Ist das die Zeit für Späße und Maskeraden, wenn sich das Schicksal unseres Herrn, des Prinzen Johann, entscheidet? Warum verließest du mich unterwegs, statt bei diesen feigen Edlen für die Rechte Johanns einzutreten?"

„Ich hatte wichtigere Geschäfte vor."

„Mit wem, wenn ich fragen darf?"

„Nicht so wißbegierig sein, Freund!" entgegnete de Bracy. „Wir kennen einander — deine Leidenschaft heißt Ehrgeiz, die

meinige Genuß, und das paßt auch ganz zu unserem Alter. Übrigens sind wir in der Ansicht über den Charakter des Prinzen Johann vollkommen einig: er ist zu schwach, um ein entschiedener, zu tyrannisch, um ein angenehmer Monarch zu sein, zu frech und anstandslos, um beliebt, und zu zaghaft und wetterwendisch, um überhaupt lange Regent zu sein. Aber er ist ein Monarch, durch den wir beide zu Ehren und Ruhm steigen, und darum hilfst du ihm mit deiner Politik und ich mit meinen Anhängern und ihren Lanzen."

„Du scheinst es in dieser kritischen Zeit mit der Stellung eines Verbündeten nicht gerade sehr ernst zu nehmen," sagte Fitzurse gereizt; „du spielst ja den Narren. Was in aller Welt soll diese lächerliche Verkleidung?"

„Ich will mir mit ihr ein Weib holen."

„Ein Weib holen? Bist du von Sinnen, de Bracy?"

„Keineswegs, Fitzurse. Ich werde in diesem Anzug die Herde sächsischer Ochsen, die das Schloß heute nacht verlassen haben, angreifen und die liebliche Rowena rauben."

„Du wirst erkannt werden," warnte Waldemar.

„Das glaube ich nicht. Sehe ich in diesem Anzuge nicht wie der kühnste Förster aus, der je in sein Horn stieß? Die Schuld der Gewalttat soll auf die Geächteten in den Yorkshire-Waldungen fallen. Außerdem habe ich sichere Spione, welche die Bewegungen der Sachsen beobachten. Heute nacht schlafen sie im Kloster des Heiligen Withold oder wie der Tölpel heißt, morgen kommen sie in unser Bereich, und da stürzen wir wie Falken über sie her. Sofort erscheine ich in meiner eigenen Gestalt, spiele den Ritterlichen, befreie die betrübte Schöne aus den Händen der Räuber und geleite sie entweder nach Front de Boeufs Schloß oder nötigenfalls nach der Normandie. Dort lasse ich sie nicht eher zum Vorschein kommen, bis sie die angetraute Braut Moritz de Bracys ist."

„Ist dieser weise Plan in deinem eigenen Kopfe entstanden, oder hast du Helfershelfer gehabt?" spöttelte Fitzurse. „Sei ehrlich! Wer soll dir zur Ausführung behilflich sein? Denn so viel ich weiß, liegen deine Leute nicht in York."

„Wenn du's durchaus wissen willst," antwortete de Bracy leise, „der Tempelherr entwarf den ganzen Plan. Er soll mir beim Überfall behilflich sein, indem er und seine Diener die Geächteten

vorstellen, von welcher mein tapferer Arm die Dame befreien wird — das heißt, erst dann, wenn ich schnell meinen Anzug gewechselt habe."

„Bei allen Heiligen!" rief Fitzurse, „der Plan ist Eurer vereinten Weisheit würdig! Daß es dir gelingen wird, Lady Rowena aus den Händen ihrer sächsischen Freunde zu entführen, bezweifle ich keinen Augenblick, wie du sie aber den Klauen Bois-Guilberts später entreißen willst, ist mir zweifelhafter; er hält jeden Raub unerbittlich fest."

„Als Tempelherr kann er die reiche Erbin doch nicht ehelichen," meinte de Bracy. „Etwas Unehrenhaftes aber gegen meine Braut zu unternehmen, das traue ich ihm nicht zu; es wäre eine Beleidigung des ganzen Ordens."

„Ich sehe, de Bracy," entgegnete Waldemar, „du willst dich nicht von deinem tollen Unternehmen abbringen lassen, und da ich gewohnt bin, mit deiner Halsstarrigkeit zu rechnen, so verschwende ich heute keine Zeit."

„Damit tust du mir einen großen Gefallen," sagte de Bracy; „denn in wenigen Stunden ist alles geschehen. Meine Kameraden versammeln sich schon auf dem Hof, und ich höre das Wiehern und Stampfen der Rosse. Lebe wohl! Als echter Ritter werde ich in York erscheinen und an der Spitze meiner Getreuen das Lächeln meiner Braut erringen!"

„Als echtes Kind, willst du sagen. Du verläßt die notwendigste und wichtigste Beschäftigung, um der Distelflocke nachzujagen, die an dir vorüberfliegt. Und ich bin darauf angewiesen, mit solchen Werkzeugen meine Pläne auszuführen — und wem zum Vorteil? Einem Prinzen, der ebenso unklug als ausschweifend ist und mir wahrscheinlich ein ebenso undankbarer Gebieter werden wird, als er sich als unnatürlicher Bruder zeigt. Doch — und das ist mein Trost — auch er gehört zu den Werkzeugen, mit welchen ich arbeite, und sollte er es wagen, seine Interessen von den meinigen zu trennen, so werde ich ihm das Geheimnis bald offenbaren."

„Waldemar Fitzurse! Fitzurse!" rief es da plötzlich durch die weiten Hallen des Schlosses.

Der wackere Staatsmann, der ränkevoll nach dem Posten des

künftigen Kanzlers strebte, wurde in seinem Nachdenken gestört. Eilenden Fußes begab er sich in das Gemach des Prinzen und harrte dienstbeflissen der ihm aufgetragenen Befehle.

Siebentes Kapitel.

Zwei fröhliche Zecher. — Banditenspiel.

Der „schwarze Müßiggänger", den wir in einem der vorigen Kapitel kennen lernten, hatte, wie bekannt, nach erfochtenem Sieg die Schranken schnell verlassen und war nicht zu finden gewesen, als man ihm den Preis zuerkennen wollte. Während die Herolde und Trompeten nach ihm riefen, zog er auf einsamen Wegen nach Norden. Die erste Nacht brachte er in einer kleinen, an der Heerstraße liegenden Schenke zu. Hier erfuhr er von einem wandernden Sänger die letzten Vorgänge vom Turnier. Am nächsten Morgen ritt er weiter, und weil er beabsichtigte, eine lange Tagereise zu machen und der Zustand seines Pferdes noch ein guter war, so konnte er den Weg ohne viele Ruhepausen fortsetzen. Infolge der vielen und krummen Seitenpfade aber, die er wählte, wurde sein Vorhaben, eine weite Strecke zurückzulegen, doch vereitelt; denn er befand sich bei hereinbrechendem Abend erst an der Grenze des nördlichen Bezirks von Yorkshire.

Müde und matt streckte sich der unbekannte Reisende unter dem grünen Baldachin einer Eiche nieder, während er sein Pferd weiden ließ. Es war eine öde Waldeinsamkeit, in der er sich befand, und mißmutig schaute er aus. Da die Sonne, die ihm bisher als Leitstern gedient hatte, längst hinter den Derbyshire-Hügeln untergegangen war, so konnte er seinen Weg nicht fortsetzen, ohne Gefahr zu laufen, noch tiefer in das Dickicht des Waldes zu geraten. Endlich entschloß er sich, dem Instinkt des Tieres zu folgen, da er bei früheren Gelegenheiten bemerkt hatte, wie nicht selten diese merkwürdige Gabe, die in besonderem Maße den Pferden

Zu Seite 113.

eigen ist, ihre Reiter in solchen Fällen aus der Schlinge gezogen hat. Sobald das wackere Roß an dem losen Zügel fühlte, daß es seinem eigenen Willen folgen dürfe, schien es trotz seiner anfänglichen Ermüdung von neuer Kraft und neuem Mut beseelt. Gleichsam stolz auf das Vertrauen, das man ihm schenkte, stellte es die Ohren hoch und nahm aus freiem Antrieb eine schnellere Gangart an. Wich auch der Pfad, den das Tier einschlug, von der Richtung ab, die der Ritter tagsüber gewählt hatte, so störte er doch sein geliebtes Roß in seinem Vorhaben nicht, sondern ließ es ruhig weiterschreiten. Und siehe da! Der Erfolg gab ihm recht; bald erweiterte sich der schmale Pfad, und der Ton eines Glöckleins zeigte ihm an, daß er sich in der Nähe einer Einsiedelei befinde.

Bald stand er vor einer offenen Lichtung, auf deren gegenüberliegender Seite sich ein efeuumranktes, altersgraues Häuschen erhob — eine Hütte aus rohen Baumstämmen, deren Spalte und Ritzen mit einer Mischung von Moos und Lehm ausgestopft waren, um die Unbill der Witterung einigermaßen abzuhalten. Vor der Tür stand ein einfaches Kreuz aus Tannenholz. In unmittelbarer Nähe zur Rechten sprang eine Quelle des reinsten Wassers aus dem Felsen in einen ausgehöhlten Stein, aus dem es wieder herausfloß und sich wie ein Silberfaden durch das anmutige Grün des Tales wand. Dicht neben der Quelle erblickte man die Ruine einer sehr kleinen Kapelle, deren Dach teilweise zerstört war. Der Eingang zu diesem altersschwachen Andachtsorte bestand aus einem sehr niedrigen gewölbten Bogen, der mit abwärts strebenden Zacken versehen war. Oberhalb dieses Portals befand sich der Glockenstuhl, in dem eine grün angelaufene, verwitterte Glocke hing, deren Ton der schwarze Ritter vor kurzem vernommen hatte.

Dies freundliche Bild stellte dem Reisenden ein Nachtlager in sichere Aussicht; denn es gehörte zu den besonderen Pflichten der im Walde wohnenden Eremiten, gegen Verirrte oder Verspätete Gastfreundschaft zu üben. Dem heiligen Julian (dem Schutzpatron aller Reisenden) dankend, daß er ihn so gut geführt hatte, sprang er vom Pferde und klopfte mit dem unteren Ende seiner Lanze gegen die Tür der Hütte, um Einlaß zu erbitten. Aber erst nach einer Weile erhielt er Antwort, die keineswegs freundlich war.

„Störe den Diener Gottes nicht in seiner Andacht, sondern

ziehe weiter, wer du auch seist!" rief eine rauhe Stimme im Innern der Hütte.

„Ehrwürdiger Vater," entgegnete der Ritter, „ich bitte um deine Gastfreundschaft und Barmherzigkeit, denn ich habe mich verirrt."

„Höre, Geliebter," klang es aus der Hütte heraus, „es hat unserer heiligen Frau gefallen, mich zum Gegenstand, nicht zum Ausübenden dieser christlichen Tugenden zu machen. Ich besitze durchaus keine Vorräte in meiner Behausung, und darum bitte ich dich, ziehe deines Weges! Gott sei mit dir!"

„Wie soll ich den Weg in dieser stockfinsteren Nacht in einem unbekannten Walde finden!" entgegnete der Ritter. „Ich bitte Euch, seid Ihr ein Christ, so öffnet mir die Tür oder zeigt mir wenigstens die Himmelsrichtung, die ich einzuschlagen habe, um aus dieser Einsamkeit herauszukommen!"

„Und ich ersuche Euch nochmals," nahm der Einsiedler wieder das Wort, „stört mich nicht länger! Schon habt Ihr mich um ein Paternoster, zwei Aves und ein Credo gebracht, die ich Sünder einem Gelübde zufolge verpflichtet bin, vor Aufgang des Mondes zu beten."

„Wenn ich dann schon keine Gastfreundschaft von Euch zu erwarten habe," zürnte der Ritter, „so zeigt mir wenigstens den Weg!"

„Der Weg ist leicht zu finden; der Pfad, auf dem Ihr steht, führt zu einem Sumpf und von da zu einer Furt, die jetzt wohl wegbar sein wird, da der Regen aufgehört hat. Sobald Ihr die Furt hinter Euch habt, müßt Ihr den linken Uferrand behutsam betreten, denn der Weg ist abschüssig und an verschiedenen Stellen unterwaschen."

„Genug, Herr Eremit," fiel der Ritter hastig ein; „ich werde diesen Weg des Nachts nicht einschlagen; er scheint mir denn doch ein wenig zu gefährlich. Ich sage dir, daß du, der du unverdienterweise von der Barmherzigkeit des Landes lebst, nicht das Recht hast, einem irrenden Wanderer ein Obdach zu verweigern. Entweder öffne jetzt schnell die Tür, oder ich schlage sie ein!"

„Nicht so stürmisch sein, Freund!" erschallte es von drinnen. „Zwingst du mich, zu meiner Verteidigung irdische Waffen zu gebrauchen, dann um so schlimmer für dich!"

In diesem Augenblick vernahm der Ritter ein lautes Knurren und Hundegebell in dem Innern des Häuschens. Weil er nicht mit Unrecht der Meinung war, der Eremit habe diese Tiere zu seinem Beistand herbeigeholt, so wurde er im höchsten Grade erbittert und trat so heftig gegen die Tür, daß die Pfosten zitterten.

„Geduld! Geduld!“ rief der Eremit mit lauter Stimme. „Ich werde die Tür sofort öffnen; ob Euch damit aber ein großer Gefallen erwiesen wird, bezweifle ich.“

Die Tür sprang auf, und der Einsiedler, ein großer, stattlicher Mann, gekleidet in ein sackleinenes Gewand, das durch Binsenseile zusammengehalten wurde, stand vor dem Ritter. In der einen Hand hielt er eine Leuchte, in der anderen einen keulenartig dicken Stock. Zwei große, zottige Wolfshunde mit fletschenden Zähnen waren bereit, auf den Reisenden loszuspringen. Als jedoch der Eremit die goldenen Sporen und den wallenden Federbusch seines Gegenübers bemerkte, nahm er von seiner ursprünglichen Absicht, den fremden Eindringling mit Gewalt von seiner Behausnng zu entfernen, Abstand, änderte auch sofort den rauhen Ton seiner Stimme und lud den Ritter mit freundlichen Worten ein, seine einfache Hütte zu betreten, dabei bemerkend, daß er seine Tür nach Sonnenuntergang nur ungern öffne, weil in den Wäldern große Räuberbanden sich aufhielten, denen selbst das Leben eines Heiligen nicht wert genug sei, um es zu schonen.

„Ich dächte, ehrwürdiger Vater,“ sagte der Ritter, „die Armut Eurer Wohnung sei, abgesehen von den Hunden, ein genügender Schutz gegen alle Diebe; sehe ich doch weiter nichts in der Stube als ein Bett von Laub, plump gearbeitete Stühle nebst einem gleichen Tisch, ein roh geschnitztes Kruzifix und ein Gebetbuch.“

„Diese Hunde,“ erwiderte der Eremit, „erlaubte mir der gute Förster dieses Waldes so lange zu halten, bis bessere, ruhigere Zeiten kommen.“

Mit diesen Worten begab sich der Alte zum Tisch, auf dem eine Kienfackel stand, die in einem Stück Eisen steckte, zündete das Holz an und stellte einen Dreifuß darüber. Dann zog er einen Schemel an die eine Seite des Tisches und winkte seinem Gast, dasselbe an der anderen zu tun.

Beide saßen und schauten einander unverwandt an, wobei

jeder im stillen bei sich denken mochte, wohl selten eine solche Riesengestalt, wie die ihm gegenüber befindliche, gesehen zu haben.

„Heiliger Eremit," begann der Ritter, „Ihr erlaubt gewiß drei Fragen. Erstens: wohin soll ich mein Pferd bringen? Zweitens: was kann ich zum Abendbrot haben? Drittens: wo kann ich für diese Nacht mein Lager aufschlagen?"

„Da mir meine Regeln verbieten, da Worte anzuwenden, wo Zeichen genügen," entgegnete der Eremit, „so will ich mit dem Finger antworten. Dort" — fuhr er, auf zwei Winkel der Hütte zeigend, fort — „ist Euer Stall — hier Euer Bett — dies Eure Speise," und holte dabei eine Schüssel voll gekochter Erbsen auf den Tisch.

Der Ritter sattelte sein Pferd ab, warf ihm den eigenen Mantel auf den Rücken und stellte es in den angewiesenen Winkel. Die Sorgsamkeit, mit welcher der Fremde sein Roß versorgte, schien den Eremiten zu rühren; denn er begab sich alsbald hinweg, holte aus einer Ecke ein Fouragebündel, warf es dem Tiere vor und streute ihm eine Menge getrockneter Farren auf die Erde, welche er als Nachtlager des Ritters bezeichnet hatte. Nun setzten sich beide Männer an den Tisch, auf dem das Erbsengericht ihrer harrte. Nach einem langen Tischgebet ging der Einsiedler seinem Gast mit gutem Beispiel voran, indem er seine weißen, wolfsartigen Zähne, die die roten Lippen garnierten, mit seltener Geschwindigkeit arbeiten ließ. Der Ritter legte seine schwere Rüstung und den Helm ab und zeigte so dem Eremiten einen mit dichten gelben Locken bedeckten Kopf, feine Züge, einen wohlgeformten Mund mit einer schnurrbartbedeckten Oberlippe und auffallend glänzende, feurige Augen — alles verriet einen kühnen, unternehmungslustigen Menschen, zu dem seine kräftige Gestalt vollkommen paßte. Jetzt warf auch der Eremit, gleichsam als wolle er das Vertrauen des Ritters erwidern, seine Kapuze zurück und zeigte seinen, einem Mann im mittleren Lebensalter angehörenden runden, geschorenen Kopf mit dem Kranz von krausen schwarzen Haaren. Das pausbackige Gesicht, das von breiten schwarzen Augenbrauen überschattet war, ließ weder geistliche Strenge, noch asketische Entbehrung erkennen, es sprach viel eher von Hammelkeulen und Kalbsrücken, als Erbsen und Bohnen.

Diesen Widerspruch bemerkte auch der Ritter, der nach müh-

seligem Kauen einer kleinen Portion Erbsen das Bedürfnis nach einem labenden Tranke empfand, worauf der Eremit ihm eine Kanne klaren Wassers vorsetzte mit den Worten:

„Das stammt aus der Quelle des heiligen Dunstan, der einst von Sonnenaufgang bis Untergang fünfhundert Heiden taufte."

„Es scheint mir, Einsiedler," sagte der Ritter, ohne auf die letzte Äußerung seines Gastgebers zu hören, „als bekämen die schmalen Bissen, die Ihr genießt, Eurem Leibe herrlich, und ich bin der Ansicht, daß Ihr eher dazu geschaffen seid, beim Lanzenbrechen und Ringkampf den Sieg zu gewinnen, als Euch in dieser Wildnis von Erbsen und Wasser zu nähren."

„Herr Ritter, Eure Worte sind dem Fleische entnommen. Es gefällt meiner Schutzheiligen, mir die schmale Kost zum Segen gedeihen zu lassen."

„Darf ich den Namen dessen hören, an dem Gott der Herr ein solches Wunder tut?" fragte der Ritter.

„Nenne mich nur den Mönch von Copmanhurst," antwortete der Eremit; „denn unter diesem Namen bin ich in der ganzen Gegend bekannt. — Und wie heißt Ihr, ehrenwerter Gast?"

„Mich nennt man hier den ‚schwarzen Ritter', zuweilen fügt man auch den Beinamen ‚der Träge oder Müßiggänger' hinzu; doch gelüstet's mich nach dieser Ehre weniger."

Lächelnd nahm der Eremit das Wort:

„Ich sehe, Herr schwarzer Müßiggänger, Ihr seid ein Mann von Verstand und Schlauheit, dem mein geistlicher Tisch wenig behagt; jedenfalls hat Euch die Üppigkeit des Hof- und Lagerlebens in den Städten verwöhnt. Zum Glück entsinne ich mich jetzt, daß der gutherzige Förster, als er mir neulich seine Hunde zur Obhut übergab, auch einige Nahrungsmittel für mich zurückließ, die ich wahrhaftig bald vergessen hätte, da sie für mich nicht geeignet sind."

„Dachte ich mir's doch, sobald Ihr Eure Kappe fallen ließet, daß hier besserer Stoff als Erbsen und Wasser zu finden sein müßte. Wollen wir nicht ohne weiteres Säumen dies Bessere in Angriff nehmen, Herr Eremit?" sagte der Ritter.

Noch einen Augenblick schwankend, ob es denn auch klug sei, dem Fremdling alles anzuvertrauen, erhob er sich endlich und begab sich in den Winkel seiner Hütte. Hier öffnete er mit großer

Sorgfalt und Geschicklichkeit einen verborgenen Wandschrank, aus dem er eine große Pastete hervorholte und seinem Gaste vorsetzte, der sofort mit dem angenehmen Gegenstand sich bekannt machte.

„Wann hat Euch der Förster den Braten zurückgelassen," fragte der Ritter, nachdem er die ersten Bissen hinabgeschluckt hatte.

„Vor etwa zwei Wochen."

„Wahrhaftig ein neues Wunder in dieser Einsiedelei!" lachte der Ritter. „Ich hätte schwören mögen, daß der Rehbock, der diesen Wildbraten lieferte, noch vor zwei Tagen lustig im Walde umhergesprungen ist."

Diese Worte versetzten den Eremit in einige Verlegenheit, so daß er nichts zu antworten wußte.

„Euch interessiert gewiß etwas über Palästina zu hören, heiliger Mönch," sprach der Ritter, im Essen plötzlich innehaltend, „und dort herrscht die schöne Sitte, daß jeder Wirt seinen Gast von der Zuträglichkeit der ihm angebotenen Speisen überzeugt, indem er gleichfalls an der Mahlzeit teilnimmt."

„So will ich dies eine Mal von der Regel abweichen," antwortete der Einsiedler, und da Gabeln und Messer zu jener Zeit noch unbekannt waren, so griff er mit den langen Fingern wacker in die Pastete hinein.

Von jetzt ab schienen die beiden zu wetteifern, wer den tüchtigsten Appetit betätigen sollte, und obwohl der Ritter lange gehungert hatte, sah er sich doch von der Leistungsfähigkeit des Eremiten stark übertroffen.

„Mönch von Copmanhurst," fuhr der Ritter nach Stillung des ärgsten Hungers fort, „ich wette mein Pferd gegen eine Zechine, der gute Förster ließ Euch nebst dieser trefflichen Pastete auch vielleicht eine Kanne Wein, ein Tönnchen oder sonst etwas Trinkbares hier. Sicherlich seid Ihr zu heilig und ehrlich, so etwas vor mir zu verheimlichen."

Ein Grinsen war die Antwort. Dann holte der Fromme eine lederne Flasche, die ungefähr vier Liter fassen mochte, stellte zwei mit Silber beschlagene Becher aus dem Horn des Auerochsen auf den Tisch, füllte sie und sagte nach sächsischer Sitte: „Euer Wohl, Herr träger Ritter!" worauf er den seinigen auf einen Zug leerte.

„Prosit, heiliger Mönch!" erwiderte der Krieger, auf gleiche Weise Bescheid tuend. — „Ich muß mich wundern," fuhr er darauf fort, daß ein Mann mit so ritterlichen Anlagen wie Ihr auf den Einfall kam, sich in diese Waldeinsamkeit zu vergraben. Meines Dafürhaltens wäre es besser, wenn Ihr Euch auf irgend einer Burg festsetztet, wo ihr nicht von den Wohltaten und freundlichen Gesinnungen eines gewöhnlichen Försters abhängig seid. Und sollte Euch dieser Plan nicht behagen, so würde ich wenigstens in Eurer Lage aus dem Überfluß von des Königs Wild mir anständige Nahrung verschaffen. Gibt es in diesen Waldungen nicht stattliche Herden genug, die Euch von Nutzen sein könnten?"

„Mein lieber Ritter, das sind süße, verlockende Worte, die Ihr an mich richtet; aber ich kann nicht darauf eingehen. Als echter Eremit bin ich dem König und seinen Gesetzen treu, und wollte ich das Lehnswild zu meinem Vorteil verwenden, ich käme wahrlich — so mein priesterlich Kleid mich nicht schützte — an den Galgen."

„Trotzdem würde ich an Eurer Stelle gelegentlich eines Spazierganges im Mondenschein — vielleicht auch in den Pausen meiner Gebetszeiten — einen Pfeil in die Herden des stattlichen Wildes schicken, das in diesem saftiggrünen Tal sein Futter sucht. Gesteht, heiliger Mann, habt Ihr nie dem Jagdsport gehuldigt?"

„Höre, guter Freund!" entgegnete der Eremit. „Du hast von meinem Hausstand alles das gesehen und gehört, was dich kümmern kann, und ich bin dir mit mehr Vertrauen entgegen gekommen, als manchem andern, der sich mit Gewalt Aufnahme verschaffte; doch deine letzte Frage scheint mir besonders vorlaut und neugierig zu sein. Fülle deinen Becher und verschone mich fürderhin mit ähnlichen Fragen!"

„Ei, ei, Herr Mönch," lachte der Ritter, „du bist ein rätselhafter Mann! Ich muß mehr über dich erfahren, bevor ich scheide."

„Wohlan denn, schwarzer Ritter," richtete sich der Eremit auf, „willst du dich mit mir gleich bewaffnen, so will ich dich in aller Liebe und Freundschaft so hinreichend Buße tun lassen, daß du ein Jahr lang nicht mehr in Neugierde und Exzessen sündigen sollst."

Der Ritter verbeugte sich und forderte ihn auf, die Waffen zu nehmen.

„Es gibt keine," rief der Eremit, womit ich es nicht mit dir auf-

nehmen könnte. Doch gibst du mir deine Einwilligung, so will ich mit diesem Spielzeug fechten."

Mit diesen Worten öffnete er einen zweiten Verschlag und holte daraus zwei breite Haudegen und Schilde zum Vorschein, wie sie bei den Freisassen jener Zeit im Gebrauch standen.

Dem scharfen Auge des Ritters war beim Öffnen dieses Verstecks nicht entgangen, daß dasselbe viele Gegenstände von höchst ungeistlichem Aussehen barg, so mehrere stattliche Bogen und Armbrüste nebst dazu gehörigen Pfeilen und Bolzen, eine Harfe und vieles andere.

„Auf Ehre, Mönch!" sagte der Fremdling, „ich will keine beleidigende Frage mehr an dich stellen; der Inhalt dieses Wandschrankes beantwortet alles und stillt meine Neugierde voll und ganz. Sieh, diese Waffe hier" — und damit stand er auf und griff nach der Harfe —, „wer möchte mit ihr nicht lieber streiten als mit Schwert und Schild?"

„Du hast recht," erwiderte der Einsiedler. „Komm, setze dich, fülle den Becher, und laß uns singen und fröhlich sein! — Hast du stets ein schönes Lied, so bist du mir jederzeit zu einem Bissen Wildpastete willkommen; denn so lange ich die Kapelle des heiligen Dunstan bediene — was, so Gott will, so lange geschehen soll, bis meine Brust statt des grauen Tuches vom grünen Rasen bedeckt wird —, werde ich das Lied als eine hohe Gabe Gottes preisen. Aber komm, fülle den Becher; denn du wirst einige Zeit brauchen, um die Saiten zu stimmen, und nichts schärft das Gehör besser als ein gutes Tröpfchen Wein."

Gern kam der Ritter dem Vorschlag nach, mußte aber erfahren, daß es ihm schwer fiel, nur etwas Harmonie in die Saiten zu bringen.

„Es scheint mir," begann er, „als habest du die Harfe arg mißhandelt. Sieh, hier fehlt sogar eine Saite!"

„Nicht wahr?" entgegnete der Eremit. „So geht es, wenn der Mensch zu viel trinkt. Ich sagte es dem nordischen Spielmann, Allan a Dale, er würde die Harfe ruinieren, wenn er sie nach dem siebenten Becher berühre; aber er wollte nicht hören. — Freund, ich trinke dir zu!"

Der Ritter tat Bescheid und brachte endlich das Instrument nach vieler Mühe in Ordnung.

„Was soll ich spielen?“ fragte der Ritter.

„Eine Ballade!“ rief der Eremit.

„So höre eine solche, die ich von einem sächsischen Spielmann im heiligen Lande lernte!“

Der Ritter griff in die Saiten, und voll tönte das Lied. War der „Schwarze“ auch kein vollendeter Meister in dieser Kunst, so besaß er doch einen fein ausgebildeten Geschmack im Vortrag, und selbst strengere Richter als der Eremit würden seine Leistung beifällig aufgenommen haben, und das um so mehr, als der Ritter in die passenden Stellen bald tiefen Enthusiasmus, bald zarte Empfindung zu legen wußte. Das Lied handelte von des Kreuzfahrers Heimkehr und lautete:

Von Palästina kam der Held
Nach mancher Tat auf blut'gem Feld;
Das Kreuz auf seiner Schulter jetzt
War abgebleicht, vom Sturm zerfetzt;
Jed' Mal auf dem zerschlagnen Schild
Sprach laut von einem Schlachtgefild,
Er sang im trauten Dämmerschein
Vor seiner Dame Kämmerlein:

Der Holden Gruß! Ihr Ritter wert
Vom goldnen Land ist heimgekehrt,
Doch bringt kein Gold, er braucht ja nur
Sein Schlachtroß für die Kampfesflur,
Den Sporn, wenn in den Feind er fährt,
Und den zu werfen, Lanz' und Schwert.
Sie will er einzig als Trophä'n
Sie nur — und Thekla lächeln sehn.

Der Holden Gruß! Den Treuen trieb
Zu großen Taten ihre Lieb;
Nicht unbekannt wird sie drum sein
Im höchsten glänzendsten Verein;
Der Sänger singt's, der Herold spricht:
Schaut, schaut dies holde Angesicht!
Sie ist's, für deren Blicke Lohn
Der Sieg uns ward bei Askalon.

Ihr Lächeln schaut! Es schliff den Stahl,
Der fünfzig Witwen schuf zumal,
Als dort trotz Mahunds Zauberspiel
Der Sultan von Ikonium fiel.

Seht ihr die Locken, deren Gold
Bis in den Schnee des Nackens rollt!
Da krümmt kein einz'ger Golddraht sich,
Um den ein Heide nicht erblich.

Der Holden Gruß! Der Name mein
Sei dunkel, aller Ruhm sei dein!
Doch öffne nun dies harte Tor,
Der Nachttau fällt, ich beb davor,
Gewöhnt an Syriens heiße Luft,
Scheint mir's so kalt wie in der Gruft.
Laß zu, daß Lieb die Scham bezwingt,
Und gib dem Gunst, der Ruhm dir bringt!

Der Eremit war von diesem Lied ganz bezaubert. Mit halbgeschlossenen Augen saß er auf dem Stuhl, faltete andächtig die Hände und bewegte sie dann wieder nach dem Takte der Melodie. An einigen Stellen, die ihm besonders gefielen, sang er leise mit, und nach Beendigung des Gesanges erklärte er das Lied für eine wahre Perle unter den Ritterdichtungen.

Ein Jahr geb ich dir — nein, zweie, mein Sohn!
Europa durchforsch' von Byzanz bis Lisbon,
So viel du dir Müh' gibst, du bringst keinen her,
Der glücklicher als der Barfüßer wär'.

Der Ritter sticht kühn für die Dame hinaus,
Man bringt ihn zur Vesper durchstochen nach Haus.
Er beichtet mir schnell — seine Dame sucht dann
Nur Trost, den der Barfüßer geben kann.

Der König? O, Fürsten gab's über ein Schock,
Die um die Kapuze getauscht ihren Rock,
Doch wer von uns hätte den Wunsch je gekannt,
Die Haube zu geben um Krone und Band?

Der Bruder zieht aus, und wohin er auch geht,
Das Land und sein Fett zu Gebote ihm steht!
Er schweift, wo er mag, wenn müd', ruht er aus,
Dem Barfüßer ja gehört Hütte und Haus.

Man harrt sein bei Tische, 's wagt keiner zuvor
Die Pflaumen zu nehmen, den Lehnstuhl von Rohr,
Der Sitz an dem Feuer, das Beste vom Mahl,
Verbleibt unbestritten des Barfüßers Wahl.

Man harrt sein zu Nacht, macht heiß das Gebäck,
Zapft Bier an und füllet den Topf ihm mit Speck,
Die Hausfrau stößt lieber den Mann in den Kot,
Als daß kein weich Kissen dem Bruder sie bot.

Lang leb' die Sandale, die Kutte, der Strick,
Die Ängste des Teufels, des Papstes Musik!
Die Rosen des Lebens wegrauben der Flur
Und sich nicht dran stechen darf Barfüßer nur.

„Bravo!" rief der Ritter, als das Lied zu Ende war. „Du hast gut und herzhaft gesungen und — zum Lobe deines Ordens. Aber sage — du redetest eben vom Teufel —, fürchtest du dich nicht, falls er dich einmal bei einer deiner ungeistlichen Vergnügungen antreffen sollte?"

„Schweig!" entgegnete gereizt der Eremit. „Ich versehe meine Pflichten gegen die Kapelle mit Eifer und Frömmigkeit, lese zwei Messen täglich und gehe in die schöne Gottesnatur —"

„Um der Jagd obzuliegen," fiel der Schwarze hastig ein.

Der Einsiedler schwieg.

„Dein Schweigen bestätigt meine Annahme," fuhr der Ritter fort. „Wenn du auch die Regeln deines Ordens bis aufs Jota sonst befolgst, so hat doch der Teufel gern sein Auge auf solche Ausnahmen gerichtet, und du weißt, er geht umher wie ein brüllender Löwe. Fürchtest du dich wirklich nicht vor ihm?"

„Nein," sagte der Mönch, „ich habe nie einen Menschen gefürchtet und fürchte ebensowenig den Teufel mit seinen bösen Geistern. Ja, im Verein mit dem heiligen Dunstan, dem heiligen Swibert, dem heiligen Winibald und dem heiligen Thomas von Kent trotze ich allen Teufeln, mögen sie kurze oder lange Schwänze haben!"

Die Fröhlichkeit der beiden wuchs. Laut hallten ihre Lieder durch die stille Nacht, und selbst die beiden Hunde stimmten, als ihnen die Gesänge zu toll vorkamen, ein klägliches Geheul an. Da pochte es plötzlich an die Tür der Einsiedelei, worauf es still wurde.

* * *

Um uns diese Unterbrechung erklären zu können, müssen wir zu anderen Personen unserer Geschichte zurückkehren.

Als Cedric der Sachse seinen Sohn in den Schranken von Ashby bewußtlos umsinken sah, befahl er Oswald, ein Auge auf Ivanhoe zu haben und ihn mit Hilfe zweier Leibeigener nach Ashby zu bringen, sobald sich die Menge zerstreut haben würde. Allein man war dem Diener zuvorgekommen; denn als das Gedränge sich gelichtet hatte, war der Ritter nirgends zu sehen. Es schien, als wäre er durch Zaubermacht entführt worden.

Da fiel des Mundschenken Oswald Auge auf Kurt, der in der Sorge um seines jungen Gebieters Schicksal seine eigene Sicherheit vergaß. Oswald hielt es für seine Pflicht, den Flüchtling festzunehmen, damit sein Herr über ihn bestimmen konnte. Als er dann seine Nachforschungen nach Ivanhoe fortsetzte, konnte er nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß der Ritter von verschiedenen reichgekleideten Damen aufgehoben und aus dem Gewühl fortgeschafft worden sei. Cedric überkam eine qualvolle Angst um seinen Sohn; denn seine Vaterliebe trat, trotz des patriotischen Gleichmuts, der sie ganz unterjochen wollte, wieder in ihre Rechte. Kaum aber hörte er, Ivanhoe befinde sich in sorgfältigen, wahrscheinlich Freundeshänden, so wich auch schon wieder das natürliche Vatergefühl, um dem eingewurzelten Haß und Groll gegen Wilfred, den er einen Ungehorsamen nannte, Platz zu machen.

„Laßt ihn seine eigenen Wege gehen!“ sagte er barsch. „Er versteht besser, das trügerische Spiel des normannischen Rittertums zu pflegen, als die Ehre und den Ruhm seiner englischen Vorfahren zu verteidigen.“

„Wenn es genügt, die Ehre der Vorfahren aufrecht zu halten, weise im Rat und tapfer in der Tat zu sein,“ entgegnete Rowena, die zugegen war, „so möchte ich behaupten, daß außer seinem Vater keiner —“

„Ruhig, Lady, über diesen Gegenstand will ich Euch nicht hören. Trefft vielmehr Eure Vorbereitungen zu dem Bankett heute abend; denn die Normannen haben uns mit seltenen Ehren und Auszeichnungen geladen. Ich will mich hinbegeben, um wenigstens diesen stolzen Herren zu zeigen, daß ein Sachse selbst durch das traurigste Los seines unglücklichen Sohnes, der ihre Tapfersten schlägt, nicht gebeugt werden kann.“

„Hütet Euch!“ warnte Rowena. „Leicht könnte man das, was

Ihr Mut und Festigkeit nennt, für Hartherzigkeit halten. — Ich folge der Einladung nicht."

„So bleibe zu Hause, du Undankbare! Gerade dein Herz ist hart; du opferst das Wohl eines unterdrückten Volkes einer eitlen unerlaubten Neigung. Sobald ich den edlen Athelstane gefunden habe, werde ich mit ihm zum Bankett Johann von Anjous gehen."

Es geschah, wie er sagte. Die vornehmsten Ereignisse des Festes haben wir bereits geschildert.

Als der edle Sachse, mißgestimmt über das stolze und beleidigende Verhalten der Normannen, sich auf dem Heimwege befand und sein Auge zuerst auf den Flüchtling Kurt fiel, geriet er vollends in Zorn.

„Ketten! Oswald! — Hundibert! — Halunken! — Warum laßt ihr den Elenden frei?" rief er.

Kurts Gefährten, die in diesem Augenblick einen Widerspruch nicht wagten, fesselten ihn mit einem Seil, was er sich ruhig gefallen ließ; doch sagte er mit einem vorwurfsvollen Blick zu seinem Herrn:

„Das ist der Lohn dafür, daß mir Euer Fleisch und Blut lieber war als das meinige!"

„Schweig, Ungetreuer!" herrschte ihn Cedric an. „Jetzt aufs Pferd und marsch!"

„Wir müssen uns beeilen," meinte Athelstane, „wenn wir zu dem Abendbrot des Abtes Waltheoff rechtzeitig erscheinen wollen."

Man lies die Rosse eine raschere Gangart einschlagen und erreichte zur festgesetzten Stunde das Kloster des heiligen Withold. Der Abt, ein Sachse edler Abstammung, empfing seine Stammesverwandten mit der übertriebenen Gastfreundschaft ihrer Nation, und nachdem sie sich erst in später Stunde vom Mahl erhoben, ließ er sie auch am nächsten Morgen nicht abziehen, ohne ihnen eine Erfrischung vorzusetzen.

Beim Verlassen des Klosters ereignete sich ein Vorfall, der die abergläubischen, auf jedes Omen achtenden Sachsen in höchstem Maße beunruhigte. Als nämlich die vordersten Reiter des Trupps das Tor passierten, erhob ein großer abgemagerter Hund ein klägliches Geheul und schien durch eifriges Bellen und Springen anzudeuten, daß er sich dem Zuge anschließen wolle.

„Diese Musik will mir wenig gefallen, Vater Cedric!“ begann Athelstane, der gewohnt war, den Sachsen mit diesem achtungsvollen Namen anzureden.

„Mir auch nicht, Onkel,“ fiel Wamba ein; „ich fürchte, wir müssen die Zeche bezahlen.“

„Ich schlage vor, zurückzukehren und bis zum Nachmittag in der Abtei zu verweilen,“ sagte Athelstane, auf den der treffliche Klosterwein einen sehr günstigen Eindruck gemacht hatte. „Auf alle Fälle verläuft eine Reise unglücklich, wenn man einem Mönch, einem Hasen oder einem heulenden Hunde begegnet.“

„Ach was!“ rief Cedric ungeduldig. „Was den Hund anbelangt, so kenne ich ihn; er ist des entlaufenen Kurts Köter — ein ebenso nutzloses und albernes Geschöpf wie sein Herr. Es wäre lächerlich, uns durch dieses Tier von unserem Vorhaben abbringen zu lassen. Also, vorwärts!“

Damit hob er sich, ärgerlich über diese Verzögerung, in dem Steigbügel und schleuderte seinen Wurfspieß auf den armen Fangs — denn dieser war es, der seinem Herrn nachgerannt war und jetzt auf seine Weise der Freude des Wiederfindens Ausdruck verlieh.

Der Wurfspieß fuhr dem armen Tier in die Schulter, so daß es mit einem entsetzlichen Schmerzensgeheul fortlief.

Kurt war ergrimmt über diese scheußliche Mißhandlung seines treuen Tieres; er fühlte mit dem guten Fangs, und eine Träne füllte sein Auge.

„Wamba,“ sagte er darauf, „bitte sei so gut und trockne meine Augen mit dem Zipfel meines Mantels — der Staub belästigt mich!“

Gern hätte er es selbst getan, aber seines Gebieters wilde Laune hielt ihn davon ab.

Wamba erfüllte seinen Wunsch, und beide ritten schweigend nebeneinander hin. Endlich konnte sich Kurt nicht länger enthalten.

„Lieber Freund,“ sagte er, „von allen Narren, die Cedric umgeben, bist du der einzige, dessen Narrheit ihm angenehm ist. So geh und sage ihm, daß ich ihm nicht länger dienen will, weder aus Liebe noch aus Furcht. Er kann mich grausam behandeln — mir den Kopf abschlagen lassen — aber niemals mehr soll er

mich zwingen, ihn zu lieben oder ihm zu gehorchen. Ich kündige ihm den Dienst."

„Obwohl ich ein Narr bin, Kurt, so werde ich mich doch hüten, eine solch närrische Botschaft zu besorgen," erwiderte Wamba. „Du weißt, daß Cedric einen zweiten Wurfspieß in seinem Gürtel stecken hat, der mich dann ebenso treffen wird, wie deinen Fangs."

„Vielleicht wählte er auch mich zum Ziele," meinte Kurt. „An Roheit und Unbarmherzigkeit fehlt es ihm nicht. Gestern ließ er Wilfred im Blute liegen, heute wollte er vor meinen Augen das einzige Wesen töten, das mich je liebte — wahrlich ich kann ihm nie wieder gut werden!"

Nach diesen Worten fiel der entrüstete Schweinehirt in ein tiefes Schweigen, aus dem keine Bemühung des Spaßmachers ihn zu reißen vermochte.

Die beiden Anführer des Trupps, Cedric und Athelstane, sprachen währenddessen über die politische Lage des Landes, die Zwistigkeiten unter der königlichen Familie, über die Fehden unter den normännischen Edlen und über die Aussichten, welche die Sachsen hatten, das Joch der Normannen abzuschütteln.

Das waren natürlich Gesprächsstoffe, die Cedric zu hoher Begeisterung entflammten; die Wiederherstellung der Unabhängigkeit seines Volkes war das Ideal seines Herzens, dem er gern sein häusliches Glück und die Interessen seines Sohnes opferte. Wenn jedoch diese große Umwälzung zu Gunsten der eingebornen Engländer vor sich gehen sollte, so mußten alle sich unter einen Führer stellen, der aus dem königlich sächsischen Blute stammte. Athelstane besaß nun diese Eigenschaft, auch war er, von seiner weniger guten geistigen Begabung abgesehen, von stattlicher Gestalt, kein Feigling, an kriegerische Übungen gewöhnt und geneigt, dem Rate weiser Männer ein williges Ohr zu leihen. Dazu kam noch seine Gastfreundschaft, Großmut und Gutherzigkeit. Das alles hätte ihn zum Führer des Volkes würdig gemacht; aber es gab doch viele unter dem Volk, die Lady Rowenas Rechte höher stellten als die seinigen. Sie stammte von Alfred ab, der im Herzen seiner unterdrückten Landsleute wegen seiner Weisheit, Tapferkeit und Großmut in hohen Ehren fortlebte.

Zu diesen beiden Parteien, die sich allenfalls bilden konnten,

hätte sich dann auch eine dritte gesellt, nämlich die von Cedric geführte. Als Gegengewicht für die königliche Abstammung besaß er Mut, Tatkraft und Energie, und vor allem eine leidenschaftliche Hingebung an die Sache der Sachsen. Obgleich es ihm keineswegs schwer gefallen wäre, sich zum Haupt dieser letzten Partei aufzuschwingen, so nahm er doch aus edler Selbstlosigkeit davon Abstand, suchte vielmehr, statt seine ohnehin geschwächte Nation durch die Bildung einer eigenen Partei noch mehr zu zersplittern, die schon bestehenden durch eine Heirat zwischen Athelstane und Lady Rowena in eine einzige zu verschmelzen.

Diesem Lieblingsplan Cedrics erwuchs aber in der gegenseitigen Neigung seines Sohnes und seiner Mündel, die auch den Beweggrund zu Wilfreds Verbannung aus dem Hause seines Vaters bot, ein bedeutendes Hindernis. Cedric schrieb diesen Umstand der Erziehung Rowenas zu. Der Sachse, der für Alfred schwärmerisch begeistert war, hatte den einzig lebenden Sprößling dieses großen Monarchen mit einem Grad von Ehrerbietung behandelt, wie sie in jener Zeit nur einer anerkannten Prinzessin gezollt wurde. Rowenas Wille galt im Hause als Gesetz, und Cedric schien einen Stolz darein zu setzen, sich als ihren ersten Untertan zu betrachten.

So in Ausübung einer despotischen Autorität aufgewachsen, vermochte Rowena nicht gegen ihre Neigungen, die sich nicht selten mit großer Leidenschaft äußerten, zu streiten, und Cedric, gewohnt, ihren Meinungen mit Achtung zu begegnen, war völlig ratlos, wie er seine vormundschaftliche Autorität zur Geltung bringen sollte. Selbst sein Bemühen, sie mit der lockenden Aussicht auf einen winkenden Thron zu blenden, blieb erfolglos. Sie erklärte, ohne aus ihrer Neigung für Wilfred von Ivanhoe ein Hehl zu machen, daß sie, selbst wenn dieser Bevorzugte ihres Herzens aus dem Spiele blieb, lieber in einem Kloster Zuflucht suchen würde, als einen Thron mit Athelstane zu teilen. Dessenungeachtet beharrte Cedric auf seinem Plane und setzte alle Mittel in Bewegung, diese Heirat zu stande zu bringen, glaubte er doch, auf diese Weise der sächsischen Sache einen äußerst wichtigen Dienst zu leisten.

Das plötzliche, romantische Auftreten seines Sohnes auf dem Turnierplatz zu Ashby hatte er mit Recht als Todesstreich seiner Hoffnungen angesehen. Trotzdem war er fest entschlossen, einen

entscheidenden Schlag zu tun, um Rowena mit Athelstane zu verbinden und damit gleichzeitig jene anderen Maßregeln zu treffen, die notwendig erschienen, die sächsische Unabhängigkeit wiederherzustellen. So besprach er sich denn über diesen Punkt mit Athelstane. Dieser war eitel genug, und es kitzelte seine Ohren angenehm, seine edle Abstammung und sein angebornes Recht auf den Thron und die Huldigung des Volkes rühmen zu hören; aber wenngleich er auch mit Cedrics allgemeinen Grundsätzen hinsichtlich der Ansprüche der Sachsen auf Unabhängigkeit übereinstimmte und noch leichter an sein eigenes Recht glaubte, so war er doch, sobald man die Mittel besprach, welche diese Rechte sichern sollten, nur Athelstane „der Zauderer". Alles leidenschaftliche Zureden machte auf sein apathisches Temperament so wenig Eindruck, wie ein Ball, den man an die Wand wirft, abfällt, ohne eine Spur hinterlassen zu haben.

Wandte sich Cedric von dieser Aufgabe zu seiner Mündel Rowena, so sah er denselben Erfolg; denn da seine Anwesenheit sie und ihre Lieblingsdame Elgitha in ihren Gesprächen über Ivanhoes Tapferkeit und sein trauriges Schicksal störte, rächte sich das Mädchen durch wiederholte Anspielungen auf Athelstanes Besiegung im Turnier, ein Thema, das Cedrics Ohren höchst unangenehm schien. Der Tag von Ashby hatte ihm also nichts als Verdruß gebracht, so daß er das Turnier und den, der es veranstaltet, in seinem Innern mehr als einmal verwünschte. —

Nach einer kurzen Rast im Schatten einer mächtigen Eiche an einer frisch sprudelnden Quelle machte man sich auf den Weg nach Rotherwood. Da man noch vor Anbruch der Nacht dort ankommen wollte, wurden die Rosse zu einer schnelleren Gangart angetrieben; denn längst schon war der Mittag vorüber und der Weg noch weit.

Bald waren die Reisenden bis an den Saum des Waldes gelangt, der von den armen und durch Unterdrückung zur Verzweiflung getriebenen Geächteten unsicher und gefährlich gemacht wurde. Vor ihnen glaubte sich Athelstane und Cedric sicher, da sie zehn Mann Begleitung bei sich hatten, abgesehen von Kurt und Wamba, auf deren Hilfe nicht zu rechnen war; denn der eine war Gefangener, der andere aber Spaßmacher. Außerdem verließ

sich Cedric auf seine eigene Abstammung; denn die Geächteten bestanden zumeist aus Bauern und Freisassen sächsischer Abkunft, und so nahm er an, daß diese ihre Landsleute auf jeden Fall schonen würden.

Plötzlich wurden die Reisenden durch ein lautes Hilfegeschrei erschreckt. Man eilte auf die Stelle los, woher der Ruf ertönte, und fand nun zum größten Erstaunen aller eine am Boden stehende Sänfte, neben der ein in reiche jüdische Kleidung gehülltes Mädchen saß, während ein alter Mann von gleicher Abstammung mit verzweiflungsvollen Mienen umherlief und wie vom herbsten Unglück getroffen die Hände rang — es waren Rebekka und ihr Vater Isaak. Letzterer erzählte nun der Reisegesellschaft, er habe in Ashby eine Leibwache von sechs Mann und einige Maultiere gemietet, um die Sänfte eines kranken Freundes zu tragen. „Dieser Trupp verpflichtete sich, uns bis nach Doncastle zu begleiten," fuhr er fort. „Als wir glücklich an dieser Stelle ankamen, machten uns etliche Holzfäller die Mitteilung, daß in einem Hinterhalte eine starke Räuberbande liege. Sofort ergriffen die Mietlinge die Flucht und führten, damit sie rascher vom Platz kamen, auch die Maultiere mit sich, mich aber und meine Tochter überließen sie dem Schicksal, von den Banditen beraubt oder gar gemordet zu werden. Ach, gnädige Herren, wenn ihr uns erlauben wolltet, daß wir armen Juden in eurem sicheren Geleite reisen, so wäre seit den Tagen der Gefangenschaft Israels keinem seiner unseligen Kinder eine Gunst erwiesen worden, die dankbarere Erkenntlichkeit finden soll. Das schwöre ich bei Gott, dem Allmächtigen!"

„Schuft!" rief Athelstane, dessen kleinliches Gemüt ein langes Gedächtnis für geringfügige Beleidigungen hatte. „Weißt du noch, wie du dich auf der Galerie beim Turnier gegen uns benahmst? Kämpfe oder fliehe, aber fordere von uns weder Geleit noch Hilfe. Berauben Euch die Geächteten, so will ich sie für ganz ehrliche Kerle halten."

„Nicht also reden," wehrte Cedric ab. Jedenfalls tun wir besser, zwei unserer Pferde und zwei Männer unseres Gefolges bei ihnen zurückzulassen, um sie nach dem nächsten Dorfe zu bringen. Das schwächt unsere Kraft nur wenig, beruhigt aber unser Gewissen mit dem Gedanken, Menschen vor Not und Tod bewahrt zu haben."

Rowena stimmte dem Vorschlag ihres Vormundes bei. Da erhob sich plötzlich Rebekka aus ihrer niedergeschlagenen Stellung, bahnte sich einen Weg durch das Gefolge zu dem Zelter der sächsischen Dame, kniete nieder und küßte den Saum von Lady Rowenas Gewand. Darauf stand sie auf, schlug den Schleier zurück und bat mit flehentlicher Stimme, ihnen zu erlauben, sich ihrem Gefolge anzuschließen. „Weder für mich noch für meinen Vater erbitte ich diese Gunst," fuhr Rebekka fort; „denn ich weiß, daß es die Christen für ein leichtes Vergehen halten, unser Volk zu berauben oder gar zu vernichten — was also liegt daran, ob es hier in der Wildnis oder in der Stadt geschieht? Aber ich bitte Euch im Namen einer Person, die vielen, ganz besonders aber Euch, teuer ist, uns unter Eurem Schutz reisen zu lassen. Würdet Ihr meine Bitte unerhört lassen, so könnte ihm leicht etwas Böses widerfahren, das Euch zeitlebens Vorwürfe machte."

Rebekka hatte in edler, fast feierlicher Weise diese Worte herausgebracht, und auf Rowena blieben sie nicht eindruckslos.

„Sieh diesen alten, schwachen Mann!" sagte sie zu ihrem Vormund, „das junge hübsche Mädchen, den in Lebensgefahr schwebenden Fremden! Sind sie auch Juden, so können wir ihnen doch helfen. Laßt schnell zwei der Lasttiere ihrer Bürde entledigen und diese von dem Gefolge tragen, die Maultiere können die Sänfte fortschaffen, und für den Greis und seine liebenswürdige Tochter haben wir ja noch zwei Handpferde frei."

Cedric nahm den Vorschlag willig an, nur Athelstane fügte hinzu, die Juden möchten sich aber ganz an das Ende des Zuges verfügen, damit er nicht verunreinigt werde. Diese rohe Bemerkung suchte Rowena gut zu machen indem sie Rebekka aufforderte, an ihrer Seite zu reiten, was diese jedoch bescheidentlich ablehnte, um die freundliche Fürstentochter nicht in gesellschaftlicher Beziehung bloßzustellen.

Bald waren die Anordnungen hinsichtlich des Gepäcks und der Sänfte getroffen, und der Zug setzte sich in Bewegung. Es dunkelte bereits, und in dem Getümmel wurde Kurt vom Pferd gesetzt, der den Spaßmacher bei dieser Gelegenheit dazu überredete, das Seil, mit welchem seine Arme gebunden waren, etwas zu lockern; Wamba aber knüpfte es, vielleicht nicht ohne Absicht, so

nachlässig, daß es Kurt nicht schwer fiel, sich seiner Bande ganz zu entledigen, ins Dickicht zu kriechen und das Weite zu suchen. Da immer noch eine reiche Geschäftigkeit unter den Mitgliedern des Zuges herrschte, so vermißte man Kurt erst nach längerer Zeit; doch waren es nur die Diener, die sich einander zuflüsterten, der Gefangene sei entwischt. Aus Furcht vor einem Überfall der Geächteten schenkte man jedoch diesem Umstand nicht allzu viel Aufmerksamkeit.

Man ritt weiter. Der Pfad, auf welchem die Gesellschaft sich hinüberbewegte, war zuletzt so eng geworden, daß er nur zwei Reitern gestattete, sich nebeneinander zu halten. Jetzt bog er in Gestrüpp ein, durch das ein Bach floß, dessen Ufer sumpfig, unterwaschen und mit jungen Eichen bewachsen waren. Diese Stelle war höchst unwirtlich, und man suchte so schnell als möglich darüber hinwegzukommen. In diesem Augenblicke, als im Zug eine große Unordnung eingetreten war, sahen sich alle mit einem Male von vorn, von hinten und von der Seite mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie in ihrer unvorbereiteten Verfassung keinen wirksamen Widerstand entgegensetzen konnten.

„Der weiße Drache! — der weiße Drache! — Heiliger Georg, stehe Altengland bei!" ertönte es von allen Seiten.

Es war das Kriegsgeschrei, das die Geächteten aus sächsischem Stamme angenommen hatten.

Kaum war der Ruf erklungen, als auch schon die beiden sächsischen Häupter gefangen genommen waren und zwar jeder unter solchen Umständen, die seinem Charakter entsprachen. Cedric, als er des ersten Feindes ansichtig wurde, schleuderte den ihm noch gebliebenen Wurfspieß so glücklich, daß der Mann an die hinter ihm stehende Eiche festgespießt wurde. Mit seinem Schwert schlug er jetzt so ungestüm auf einen zweiten Räuber ein, daß sich die Waffe in dem vor ihm hängenden Baumast fing und der Sachse sich entwaffnet sah. So waffenlos geworden wurde er augenblicklich von zwei oder drei Banditen vom Pferde gezerrt und gefangen genommen. Athelstane hatte, ohne etwas zu seiner Verteidigung tun zu können, sich schon vorher ergeben müssen; auch waren Lady Rowena, Isaak und Rebekka demselben Schicksal verfallen, so daß es den Angreifern jetzt ein Leichtes war, sich des mit Gepäck beladenen Gefolges zu bemächtigen.

Niemand entkam, als Wamba allein, der bei dieser Gelegenheit eine bemerkenswerte Ruhe an den Tag legte. Er bemächtigte sich des Schwertes eines Dieners, der es eben zaudernd aus der Scheide zog, hieb um sich wie ein Löwe, trieb einige zurück und wagte sogar einen fruchtlosen Versuch, seinem Herrn beizustehen. Endlich stürzte er absichtlich vom Pferde und suchte in der allgemeinen Verwirrung das Weite. So in Sicherheit sich wissend, schwankte der Brave, ob er wieder zu seinem Herrn zurückkehren sollte, um mit ihm das Los zu teilen, oder ob er davonlaufen solle.

„Gewiß ist es schön, die Freiheit zu besitzen," sagte er laut zu sich selbst; aber nun wünschte ich auch, daß ein Weiser käme und gäbe mir Rat, was ich damit machen soll."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so antwortete eine leise, vorsichtige Stimme:

„Wamba!"

In demselben Augenblick umwedelte ihn auch ein Hund, in dem er den treuen Fangs erkannte.

„Wo ist dein Herr, Fangs?" redete er den Hund an.

„Hier," rief Kurt leise und kroch aus dem nächsten Busch. „Was ist das für ein Geschrei und Waffengetöse?"

„Man hat alle gefangen genommen, Mylord und Mylady — Athelstane und Hundibert — Oswald und —"

„Was? Du scherzest!" rief Kurt ernst. „Wer nahm sie gefangen? — Wie ging es zu?"

„Einen großen Teil der Schuld trug unser Herr selbst," entgegnete der Spaßmacher; „er schlug zu übereifrig zu, Athelstane konnte in der Verbaselung den Säbel nicht aus der Scheide bekommen, und die übrigen dachten überhaupt nicht ans Zuschlagen. Die Räuber trugen grüne Wämser und schwarze Masken, die jetzt auf der Erde umherliegen wie Baumrinden. Gern möchte ich darüber lachen; aber es geht nicht — ich muß weinen," und Tränen wahren Kummers netzten seine bleichgewordenen Wangen.

In Kurts Mienen strahlte ein mutiges Feuer.

„Wamba," sagte er, „du warst immer ein tapferer Mann — wir sind zwar nur zwei — aber ein plötzlicher Angriff von entschlossenen Männern wirkt oft Wunder. Komm, folge mir mit deiner Waffe!"

Schon wollte der Spaßmacher der Aufforderung Folge leisten, als plötzlich eine dritte Person erschien, die beiden Halt gebot. Es war der Freisasse Locksley, der im Wettschießen zu Ashby den Preis errungen hatte und jetzt das kostbare Hifthorn an einem glitzernden Wehrgehänge trug.

„Wer waren die, welche eben kämpften, plünderten und Gefangene machten?" fragte er.

„Seht Euch nur ihre Wämser und Masken an, die hier umherliegen," antwortete Wamba, „und Ihr werdet selbst beurteilen können, ob die Gegenstände von euren eigenen Kindern herrühren oder nicht. Die Röcke gleichen dem Eurigen so sehr, wie zwei grüne Schoten einander."

„Ich werde selbst nachsehen," meinte Locksley; „euch aber befehle ich, sich nicht vom Fleck zu rühren, bis ich zurückkomme. Gehorcht ihr mir, so ist es um so besser für euch und eure Gebieter; gehorcht ihr mir nicht, so steht euer Leben auf dem Spiel. — Doch wartet — ich muß mich diesen Burschen so ähnlich als möglich machen."

Mit diesen Worten entfernte er sein Wehrgehänge und Hifthorn von der Seite, zog eine Feder aus seiner Mütze und reichte alles Wamba, dann suchte er eine Maske aus der Jagdtasche hervor, wiederholte sein Gebot, hier ruhig stehen zu bleiben, und ging auf Kundschaft aus.

„Wollen wir wirklich hier bleiben oder Fersengeld geben?" sagte nach einer Weile Wamba. „Er hatte mir das Diebesgerät zu flink bei der Hand, um ein ehrlicher Mann zu sein."

„Laß ihn zum Kuckuck sein, was er will!" erwiderte Kurt. „Jedenfalls kann uns ein Warten auf seine Rückkehr nichts schaden; gehört er jener Bande an, so nützt uns ohnedies weder Flucht noch Widerstand; außerdem habe ich schon oft die Erfahrung gemacht, daß Erzdiebe nicht die schlimmsten Menschen der Welt sind."

Nach kurzer Zeit kehrte der Freisasse zurück.

„Lieber Freund," sagte er zu Kurt, „ich komme soeben von jenen Männern her, unter deren Gewalt sich die Gefangenen befinden. Ich glaube nicht, daß letztere irgend eine Grausamkeit zu befürchten haben. Wollten wir drei aber die Räuber angreifen, so würde das nur Tollkühnheit sein; denn sie sind gute Kriegsleute und

haben nach allen Seiten Wachen ausgestellt. Indes hoffe ich bald eine genügende Macht zu sammeln, die es uns ermöglicht, ihrer Entschlossenheit und Vorsicht zu trotzen. Ihr seid gewiß treue Diener Cedrics des Sachsen, der die Rechte der Engländer vertritt; ich werde dafür sorgen, daß es ihm an englischen Streitkräften, die ihm in der Not beistehen, nicht fehlen wird. Doch bis zu diesem Augenblick folgt mir nach!"

Man schritt eilends durch den dunklen Wald dahin.

„Wenn ich nicht irre," begann Wamba nach längerem Schweigen, „so sah ich Euch vor nicht langer Zeit einen Pfeil abschießen."

„Und ich," setzte Kurt sofort hinzu, „möchte bei der heiligen Jungfrau schwören, daß ich Eure Stimme sowohl bei Tag als bei Nacht gehört habe, und daß der Mond seither nicht um drei Tage älter geworden ist."

„Hört," entgegnete der Freisasse, „wer oder was ich bin, hat wenig Bedeutung für euch, zerbrecht euch den Kopf nicht darüber; aber wenn ich euren Herrn befreie, so könnt ihr mich für euren besten Freund halten, den ihr euer Leben lang gehabt habt." —

Man schwieg. Nach etwa dreistündiger Wanderung kamen Cedrics Diener mit ihrem geheimnisvollen Führer an eine kleine Lichtung des Waldes, in deren Mitte sich ein gewaltiger Eichbaum erhob. Unter diesen Baum lagen drei bis vier Freisassen hingestreckt, während ein anderer als Schildwache im Schatten des Mondes auf und ab ging. Als die Wache das Geräusch der nahenden Schritte bemerkte, gab sie sofort ein Zeichen. Die Schläfer sprangen auf, spannten die Bogen und zielten nach der Richtung, woher die Schritte kamen.

„Halt!" rief Locksley. „Ich bin's!"

Als die dunklen Gesellen ihren Führer erkannten, begrüßten sie ihn achtungsvoll und brachen sofort alle feindseligen Anstalten ab.

„Wo ist Müller?" fragte er darauf.

„Auf dem Wege nach Rotherham."

„Wie viel Mann sind mit ihm?"

„Sechs an der Zahl. So es dem heiligen Nikolaus gefällt, haben sie gute Aussichten auf Beute."

„Gut," sagte Locksley. „Und wo ist Allan a Dale?"

„Er paßt dem Prior von Jorvaulx auf der Watlingstraße auf."

„Das ist klug ausgedacht," versetzte der Hauptmann, denn das schien er zu sein. „Und wo ist der Mönch?"

„In seiner Klause."

„Dann will ich zu ihm," sprach Locksley. „Ihr zerstreut euch und sucht eure Kameraden auf, damit wir uns bei Tagesanbruch wieder hier zusammenfinden, denn wir haben eine harte Arbeit vor. — Doch halt! ich vergaß das Allernotwendigste. Zwei von euch müssen schnell den Weg nach dem Schlosse Front de Boeufs einschlagen. Dorthin bringt eine uns gleich gekleidete Bande einen Trupp Gefangener. Behaltet sie scharf im Auge, denn es fordert unsere Ehre, daß wir sie dafür bestrafen, in unserer Gestalt aufzutreten. Einer von euch bringt mir ungesäumt Botschaft."

„Jawohl, Herr," versprachen alle und entfernten sich. Locksley und seine beiden Gefährten, die ihn wohl mit Achtung, aber auch nicht ohne Furcht betrachteten, begaben sich auf den Weg nach der Kapelle von Copmanhurst.

Als sie in der Nähe der einfachen Hütte und ehrwürdigen Ruine angekommen waren, flüsterte Wamba seinem Freunde Kurt zu:

„Höre nur das höllische Sanctus, das in der Einsiedelei gesungen wird."

Und wirklich! Der Eremit und sein Gast sangen mit vollem Aufgebot ihrer kräftigen Lungen ein altes Trinklied.

„Wahrhaftig!" lachte Kurt. „Na, so etwas läßt sich nur vom Mönch von Copmanhurst erwarten. Er ist eine bekannte Persönlichkeit, und die Hälfte des hier gestohlenen Wildes wird von ihm geschossen. Man sagt, der Förster habe sich bei seinem Herrn beschwert und er solle, so er sich nicht besser führt, seines Amtes entlassen werden."

Man war vor der Tür der Hütte angelangt, und Locksley klopfte laut und wiederholt an dieselbe, so daß die beiden Zecher endlich gestört wurden.

„Heiliger Vater!" sagte der Eremit, plötzlich in einem Triller aufhörend, „da kommen noch mehr verirrte Reisende. Sie dürfen uns um keinen Preis in solcher Beschäftigung finden, Herr Fainéant. Man möchte sonst die gastfreundliche Erfrischung, die ich Euch vorsetzte, in reine Völlerei und Ausschweifung verdrehen, und das wäre mir peinlich. Ihr wißt ja, jeder Mensch hat seine Feinde."

„Ich wünschte, ich dürfte diese niedrigen Kreaturen, die Euch verdächtigen, einmal gehörig züchtigen; aber Ihr habt recht, Einsiedler, jeder hat seine Feinde, und es gibt Menschen in unserm Lande, denen ich mein Gesicht nicht gern zeigen möchte."

„So stülpe doch deinen eisernen Topf über dein entblößtes Haupt, Freund Fainéant!" riet der Mönch, „und während ich die leeren Krüge entferne, deren Inhalt mir jetzt im Kopfe rumort, singen wir, um das Geklapper zu ersticken, ein Lied. Auf die Worte kommt es dabei nicht an, nur muß es recht laut und wild sein." Damit brachen sie in ein unglaubliches Geschrei aus, während dessen die Zeichen ihres Banketts beiseite geschafft wurden.

„Was zum Kuckuck sind denn das für höllische Gesänge?" fragte eine Stimme von außen.

„Geht Eures Weges, edler Reisender!" rief der Eremit von innen, der im ersten Augenblick die ihm doch wohlbekannte Stimme über sein eigenes Lärmen nicht erkannte. „Im Namen Gottes und des heiligen Dunstan bitte ich Euch, stört meine und meines heiligen Bruders Andacht nicht!"

„Tor!" antwortete die Stimme von außen. „Kennst du mich nicht? Ich bin Locksley. Mach auf!"

„Wer ist draußen?" fragte Fainéant, der den Namen nicht verstanden hatte.

„Ein Freund."

„Von mir oder dir?"

„Hm, diese Frage ist leichter zu stellen, als zu beantworten. „Doch beruhige dich; es ist derselbe wackere Förster, von dem ich dir schon erzählte."

„Ich verstehe! Ein so wackerer Förster, als du ein frommer Einsiedler bist," lachte der Ritter. „Nun geh aber und öffne ihm die Tür, bevor er sie aus den Angeln hebt!"

Die Hunde, die anfangs entsetzlich gebellt hatten, schienen den Außenstehenden an der Stimme zu erkennen; denn sie winselten und kratzten an der Tür, wie um ihn einzulassen. Krachend schob der Eremit den Riegel zurück, und Locksley mit seinen zwei Gefährten trat ein.

„Ei, ei," rief der Ritter erstaunt aus, „du befindest dich ja in guter Gesellschaft, Eremit!"

„Ein Bruder unseres Ordens, mit dem ich die ganze Nacht über Gebete aufsagte," entgegnete der Mönch.

„Jedenfalls ein Bruder der streitenden Kirche," sagte Locksley. „Doch höre, Mönch, du mußt den Rosenkranz beiseite legen und den Knüttel zur Hand nehmen, denn wir brauchen Gehilfen — einerlei ob Mönch oder Laie. — Aber" — fuhr er fort, indem er dem Eremit ins Ohr flüsterte — „wie konntest du einem Ritter Einlaß gewähren, den du nicht kennst? Hast du unseren Vertrag vergessen?"

„Keineswegs," antwortete der Mönch. „Glaubst du, ich würde einen unbekannten Ritter einlassen? Ich kenne ihn so genau, wie der Bettler seinen Stab."

„Wie heißt er?"

„Er heißt Sir Anthony Scrablestone. Hätte ich ihn nicht gekannt, so würde ich auch nicht mit ihm gezecht haben."

„Ihr scheint den Freuden der Tafel länger als nötig obgelegen zu haben," meinte Locksley scherzend.

„Guter Mann," begann jetzt Fainéant, „dieser fromme Mönch gab mir nur die Gastfreundschaft, die ich mir auf seine Weigerung erzwungen haben würde."

„Was? — Erzwungen?!" brauste der Eremit auf. „Warte nur, bis ich meine Kutte gegen ein grünes Wams vertauscht habe, dann soll — so wahr ich weder ein echter Mönch, noch ein guter Waldbruder bin — mein Knüttel auf deinem Kopfe den Takt schlagen."

Mit diesen Worten warf er sein Kleid ab und zog über die ledernen Hosen, die er anhatte, ein grünes Wams und gleiche Beinkleider.

„Hilf mir mein Kleid zunesteln," sagte er zu Wamba, „du sollst einen Becher Sekt zum Lohn haben."

„Ich danke für deinen Sekt," entgegnete Wamba. „Von mir aber ist es nicht recht, daß ich dir bei deiner Verwandlung aus einem heiligen Eremiten in einen sündigen Waldbruder behilflich bin."

„Das kann dir gleich sein, Bursche, ob ich Mönch oder Waldbruder bin. Beeile dich nur mit dem Zuknöpfen meines Wamses!"

Währenddessen zog Locksley den Ritter beiseite und redete ihn folgendermaßen an:

„Irre ich nicht sehr, so seid Ihr derselbe, der am zweiten Turniertag bei Ashby den Sieg zum Vorteil der Engländer entschied."

„Und was entsteht, wenn Eure Annahme richtig ist?" antwortete der Ritter.

„Nichts," entgegnete der Freisasse, „nur würde ich Euch dann für einen Freund der schwächeren Partei halten."

„Ich wünsche nicht, daß man anders von mir denkt," sagte der schwarze Ritter; „denn England und das Leben jedes Engländers ist mir teuer."

„Solche Worte höre ich gern," erwiderte der Freisasse; „denn niemals bedurfte dies Land mehr des Beistandes derjenigen, die es lieben, als heute. Bist du wirklich das, was du zu sein scheinst, so will ich dir von einem Unternehmen erzählen, in dem du eine ehrenvolle Rolle spielen kannst. Eine Bande Schurken hat sich in dem Gewande ehrlicher Burschen eines edlen Engländers, Cedric heißt er, mit seiner Mündel und seinem Freunde Athelstane von Coningsburgh bemächtigt und sie nach dem in diesem Walde liegenden Schlosse Torquilstone gebracht. Nun frage ich dich: Willst du zu ihrer Befreiung behilflich sein?"

„Selbstredend, mein Eid verpflichtet mich sogar dazu," versetzte der Ritter; „doch zuvor laß mich wissen, wer du bist!"

„Ich bin ohne Namen," sprach der Freisasse; „aber ein Freund meines Landes. Mit diesem Bescheid müßt Ihr Euch einstweilen zufrieden geben, um so mehr, als Ihr selbst unbekannt zu bleiben wünscht. Meinem Wort aber könnt Ihr trauen, auch wenn ich keine goldenen Sporen trage."

„Gern will ich keine weiteren Fragen an dich stellen," sagte der Ritter, „denn ich habe es gelernt, in den Gesichtern der Menschen zu lesen, und in dem deinigen lese ich Rechtschaffenheit und Mut. Ich werde dir also in der Befreiung der Gefangenen behilflich sein."

„Hörst du?" flüsterte Wamba, der allmählich näher geschlichen war, seinem Freund Kurt zu. „Wir haben einen neuen Verbündeten. Hoffentlich ist die Tapferkeit des Ritters besser als die Religion des Mönches oder die Ehrlichkeit des Freisassen, der wie ein geborener Wilddieb aussieht."

„Schweig!" bedeutete ihn Kurt. „Mag dem sein wie ihm

wolle, ich würde Cedric und Lady Rowena selbst dann nicht im Stiche lassen, wenn sich mir der höllische Feind zum Verbündeten anböte!"

Inzwischen hatte der Mönch die Kleidung eines Freisassen angelegt. Mit Schwert und Schild, Bogen und Köcher bewaffnet verließ er als Erster die Zelle, schloß darauf die Tür zu und legte den Schlüssel unter einen Felsvorsprung.

„Wirst du uns auch wirklich gute Dienste tun, Mönch?" fragte Locksley, „oder brummt dir der Schädel vom Wein?"

„Freilich ist mir der Kopf ein wenig duselig, und die Beine haben an Spannkraft verloren — aber das wird, denke ich, bald vorbei sein. Ein Schluck aus der Quelle des heiligen Dunstan wird alles gut machen."

Mit diesen Worten näherte er sich dem ausgehöhlten Stein, in dem sich das klare Wasser des Brunnens ansammelte, und tat daraus einen so mächtigen Zug, als beabsichtige er, den Behälter zu leeren. Nachdem er auch noch Kopf und Hände gehörig abgekühlt hatte, schwang der Eremit seine Hellebarde, als sei sie ein schwaches Rohr und sagte:

„Wo sind die ehrlosen Räuber, die es wagten, ein ehrsames Mädchen gegen ihren Willen zu entführen? Beim Herrn des Himmels, ich werde es gleich mit einem Dutzend von ihnen aufnehmen!"

„Nicht so stürmisch, verkappter Priester!" fiel Locksley ihm ins Wort. „Wir müssen jetzt unsere Armee sammeln, um Reginald Front de Boeufs Schloß zu stürmen."

„Wie! Greift auch Front de Boeuf des Königs Lehnsleute auf des Königs Landstraße an?" rief der schwarze Ritter.

„Ja," antwortete Locksley; „ein Unterdrücker war er stets —"

„Und halb so ehrlich als mancher Dieb meiner Bekanntschaft," fiel ihm der Priester ins Wort.

„Nun aber vorwärts, Mönch, und still geschwiegen!" sagte der Freisasse. „Du bist in deinen Reden ebenso unklug als ungeziemend."

Der Eremit gehorchte, und bald befanden sich alle auf dem Weg nach Torquilstone, dem Schlosse Front de Boeufs.

Achtes Kapitel.

Hinter Schloß und Riegel. — Treue Vaterliebe. — Standhaftigkeit. — Eine Heldin.

Die Räuber, welche Cedric und seine Gefährten gefangen genommen hatten, um sie nach dem Schloß Torquilstone zu bringen, hatten sich, unbekannt mit den vielen sich kreuzenden Waldwegen, in der finstern Nacht verirrt. Sie waren daher gezwungen, umzukehren und eine andere Richtung einzuschlagen. Schon begann der Sommermorgen zu dämmern, bevor sie noch sicher waren, auf dem richtigen Weg zu sein. Allein mit dem Tageslicht kehrte auch das Vertrauen zurück, und der Reitertrupp setzte sich in schnellere Bewegung.

„Jetzt ist es Zeit, daß du uns verläßt," sagte der eine Anführer der Banditen, der Tempelherr, zu dem anderen, de Bracy. „Du weißt, daß du den ritterlichen Befreier zu spielen hast."

„Ich habe mir die Sache reiflich überlegt," antwortete de Bracy, „und bin zu dem Entschluß gekommen, dich nicht eher zu verlassen, bis die Beute in Front de Boeufs Schloß in Sicherheit ist. Dort will ich vor Lady Rowena erscheinen, und ich hoffe, daß sie die Gewalttat, deren ich mich schuldig machte, mit der Stärke meiner Liebesglut entschuldigen wird."

„Es wäre mir lieber gewesen," versetzte der Tempelherr, „wenn du den zweiten Teil deines Planes ausgeführt hättest, doch da du anderen Sinnes geworden bist, so erwarte ich, daß diese Wandlung nicht irgend einem Argwohn gegen meine redlichen Absichten entspringt."

„Sei ohne Sorgen," erwiderte de Bracy; „es ist ja bekannt, daß selbst der Teufel, und wenn er Feuer und Schwefel speien würde, nicht im stande ist, einen Templer abzuhalten, seinen Willen zu befriedigen; doch sagt man sich, der Teufel lache sich ins Fäustchen, wenn ein Dieb den anderen bestiehlt."

„Da könntest du vielleicht recht haben," meinte der Templer.

„Nun, ich kenne die Moral des Tempelordens zur Genüge," sagte de Bracy, „und ich will dir nicht Gelegenheit geben, mir die

schöne Beute, um derentwillen ich mich solchen Gefahren aussetzte, zu entreißen."

„Hahaha," lachte der Tempelherr. „Mich hast du nicht zu fürchten. Du kennst ja die Gelübde meines Ordens."

„Allerdings; aber ich weiß, wie sie gehalten werden!"

„Mir ist — was du vielleicht befürchtest — an deiner blauäugigen Schönen nichts gelegen. Im Gefolge befindet sich aber ein Mädchen, das meinem Geschmacke besser zusagt."

„Und du wolltest dich zu einer Dienerin herablassen?" fragte de Bracy.

„Wie kommst du auf einen solch törichten Gedanken?" antwortete mit stolzer Miene der Templer. „Nein, ich meine eine andere Dame, die eine ebenso holde Beute ist, als die deine."

„Bei allen Heiligen! Jetzt kenne ich deine Gedanken: du meinst die schöne Jüdin," rief verwundert de Bracy.

„Darüber brauchst du keineswegs zu staunen," sagte Bois-Guilbert. „Niemand soll mich an meinem Vorhaben hindern!"

„Aber dein Zölibatsgelübde! Dein Gewissen! Bedenke, die Dame ist einem Stamm entsprossen, der verachtet und verspottet wird in aller Welt!"

„Das soll mir gleich sein," erwiderte der Templer. „Was meinen Eid betrifft, so gab unser Großmeister mir Dispensation; hinsichtlich meines Gewissens aber braucht ein Mann, der dreihundert Sarazenen erschlug, nicht jedes kleine Vergehen ängstlich auf der Goldwage zu wiegen."

„Du mußt dich und deine Rechte ja am besten kennen," meinte de Bracy; „doch fürchte ich, daß du eher nach den gefüllten Geldsäcken des alten Wucherers, als nach den schwarzen Augen seiner schönen Tochter geschaut hast."

„Wer will mir verwehren, beides zu bewundern und zu lieben?"

„Ich nicht," lachte de Bracy.

„Überdies," fuhr der Templer fort, „ist der alte Jude nur halbe Beute; denn was ich ihm abnehme, muß ich mit Front de Boeuf teilen — er kann uns doch die Benutzung seines Schlosses nicht ohne klingende Entschädigung überlassen. Bei unserem Handstreich muß ich aber etwas mehr gewinnen, und dies Mehr soll die schöne Jüdin sein. Nun du meine Absichten kennst und du siehst,

daß du nichts von mir zu befürchten hast, wirst du gewiß zu deinem ursprünglichen Plan zurückkehren, nicht wahr?"

„Nein," erwiderte de Bracy. „Was du sagst, glaube ich ja; aber die Dispensation des Großmeisters und die durch die Erschlagung der dreihundert Sarazenen erworbenen Vorrechte gefallen mir nicht."

Jetzt mischte sich auch Cedric in das Gespräch der beiden Hüter, um ihnen ein Geständnis ihres Charakters und Vorhabens abzulocken.

„Ihr seid — wie ich sehe, Engländer, vielleicht gar Nachbarn von mir, und doch fallt ihr über eure Landsleute her, als wäret ihr bloß Normannen. Wißt ihr nicht, daß selbst jene von euch, die zu den Geächteten zählen, sich meines Schutzes zu erfreuen hatten? Was also wollt ihr von mir? Oder kann euch diese Gewalttat zu irgend etwas verhelfen? In euren Handlungen gleicht ihr wilden Tieren ohne jegliches Erbarmen, wollt ihr auch stumm sein wie sie?"

Keiner der beiden Anführer antwortete — sie hatten zu viel Ursache zum Schweigen.

Endlich erreichte man eine Allee, an deren Ende sich Torquilstone, das altersgraue Schloß Front de Boeufs, erhob. Es war eine kleine Festung, die aus einem großen und hohen viereckigen Turm bestand, der von niedrigen Gebäuden umgeben war, die einen Hofraum einschlossen. Um die Schloßmauer zog sich ein ziemlich breiter Graben, der aus dem nahen Flüßchen gespeist wurde. Der Eingang führte, wie bei allen Schlössern jener Zeit, durch ein gewölbtes, mit Zinnen gekröntes Außenwerk, das an jeder Seite von einem kleinen Turm verteidigt wurde.

Als Cedric Front de Boeufs Schloß erkannte, begriff er seine Lage besser.

„Sprecht, ihr Hunde," rief er, „will euer Herr mein Leben oder mein Besitztum? Könnt ihr es nicht sehen, daß zwei Sachsen, ich und der edle Athelstane, in dem Lande Grund und Boden besitzen, das einst unserem Geschlechte gehörte? Tötet uns, nehmt uns das Leben, wie ihr uns unsere Freiheit geraubt habt; denn wenn ich England nicht freimachen kann, so will ich doch gern für dasselbe sterben. Nur bitte ich euch, sagt eurem tyrannischen Herrn,

daß er Lady Rowena ehrenvoll entläßt. Sie ist ein Weib, und von ihr hat er nichts zu befürchten."

Wieder stieß diese Ansprache auf dasselbe Schweigen, wie alle früheren. Bald stand man vor dem Schloßtore. Nachdem de Bracy dreimal ins Horn gestoßen hatte und die Bogenschützen des Schlosses erschienen waren, rasselte die schwere Zugbrücke an den dicken Ketten herab und gewährte dem Zuge Einlaß. Die Gefangenen wurden in ein Gemach geführt, wo man ihnen einen kleinen Imbiß anbot. Niemand verspürte große Lust zum Essen, nur Athelstane griff wacker zu, wurde aber auch bald durch den Befehl eines Hüters, ihre Gelasse aufzusuchen, gestört. Lady Rowena sollte ein getrenntes Zimmer erhalten. Da die Gefangenen sahen, daß Widerstand vergebens sein würde, folgten sie den Aufsehern in ein großes, von plumpen, sächsischen Pfeilern getragenes Gemach, das dem Speisesaal eines Klosters nicht unähnlich war. Mit Höflichkeit, doch ohne auf ihren eigenen Willen Rücksicht zu nehmen, wurde Lady Rowena zunächst von ihrem Gefolge getrennt und in ein besonderes Zimmer geleitet. Das gleiche Schicksal erfuhr auch Rebekka, obwohl ihr Vater, der darüber in große Sorge geriet, eine große Summe Geldes anbot, wenn man seine Tochter bei ihm lassen wollte.

„Hund," schrieen ihn die Hüter an, „wenn du deine Zelle erst gesehen hast, so wirst du den Wunsch aufgeben, daß sie deine Tochter mit dir teile!"

Dabei schleppten sie den alten Isaak gewaltsam nach einem anderen Teil des Schlosses. Jetzt wurden die Diener entwaffnet und sorgfältig durchsucht, bevor man sie einschloß, und selbst Rowena raubte man den letzten Trost, den sie aus Elgithas Gesellschaft hätte ziehen können. Cedric und Athelstane mußten in der großen Halle des Schlosses bleiben. Als die Tür sich knarrend schloß, fiel Cedric in ein tiefes Brüten, während Athelstane aus seinem Gleichmut trotz der leidenschaftlichen Ausbrüche seines Gefährten nicht herauszubringen war.

„Dies ist dieselbe Halle," sagte Cedric zu Athelstane, „in der mein Vater an Torquil Wolfgangers Bankett teilnahm, als er den tapferen und unglücklichen Harold beherbergte, der dann gegen die Norweger auszog, die sich mit Tosti, dem berüchtigten Rebellen, vereinigt hatten. In dieser selben Halle gab Harold den Abge-

sandten seines Bruders jene großherzige Antwort, von der mein Vater mir oft erzählte. Die Menge der sächsischen Führer saßen in jenen Tagen an diesen langen Tafeln, die auch jetzt noch hier stehen, und leerten ihre Becher mit blutrotem Wein auf das Wohl ihres Königs —"

„Ich hoffe stark," fiel Athelstane hastig ein, als er vom Trinken hörte, „daß man nicht vergessen wird, uns um die Mittagszeit etwas Wein und Erfrischungen zu senden. Vorhin wurde uns ja zu wenig Zeit zum Essen gelassen."

Ohne auf diesen Einwurf Athelstanes zu achten, fuhr Cedric in seiner Geschichte fort.

„Furchtlos schritt Tostis Abgesandter nun durch die Halle bis zu König Harolds Thron."

‚Was für Aussichten hat dein Bruder Tosti, Lord-König,' fragte er, ‚falls er um Frieden bittet?'

‚Die Aussicht auf meine Liebe und die schöne Grafschaft Northumberland,' entgegnete der edelmütige Harold.

‚Und was soll mit seinem getreuen Bundesgenossen Hardrada, dem Könige von Norwegen, werden?' fuhr der Abgesandte fort.

‚Er soll sieben Fuß englischen Grund und Bodens haben.'

„Nun begann ein Jubelgeschrei der Edlen, und man trank auf des Norwegers schleunige Besitznahme seines Grundeigentums."

„Ich würde auch gern einmal trinken, denn ich bin zum Umfallen durstig," bemerkte Athelstane. Cedric fuhr fort, ohne seinen Zuhörer besser zu interessieren.

„Geschlagen zog sich der Gesandte zurück, um Tosti und dessen Verbündeten die verhängnisvolle Antwort seines beleidigten Bruders zu überbringen. Daraufhin kam es zu jenem schrecklichen Kampf, in dem sowohl der König von Norwegen als Tosti mit zehntausend ihrer tapfersten Kämpen nach heldenmütigem Ringen den Tod fanden. Wer hätte damals gedacht, daß derselbe Wind, der die sächsischen Banner im Triumph flattern ließ, schon die Segel der Normannen blähte, um sie an das unselige Ufer von Sussex zu werfen? Wer hätte gedacht, daß Harold binnen wenigen Tagen selbst nicht mehr Grund und Boden seines Königreichs besitzen sollte, als er in seinem Zorn dem norwegischen Eindringling in Aussicht stellte? Wer hätte gedacht, daß Ihr, edler Athelstane, der Ihr doch aus Harolds Ge-

schlecht stammt, und daß ich, dessen Vater ein eifriger Verteidiger der sächsischen Krone war, uns als Gefangene eines elenden Normannen in derselben Halle sehen würden, in der unsere Ahnen einst so schöne Feste feierten?"

„Es ist tieftraurig, daß uns diese Schmach widerfahren ist," meinte Athelstane; „aber ich hoffe, daß sie ein billiges Lösegeld nehmen. — Auf keinen Fall werden sie doch beabsichtigen, uns eine Hungerkur durchmachen zu lassen; von dergleichen Dingen bin ich nie ein Freund gewesen! Es müßte nach meiner Berechnung doch bald das Mittagsessen gebracht werden. Seht doch einmal nach, edler Cedric, ob die Sonne noch nicht im Mittag steht! Ich glaube, sie hat schon längst ihren Höhepunkt verlassen."

„Ihr habt recht," erwiderte Cedric; „aber wenn ich diese bunten Fenster ansehe, so drängen sich mir andere Gedanken auf, als die an Essen und Trinken. Als diese Fenster hier angebracht wurden, verstanden unsere kühnen Väter die Kunst noch nicht, Glas zu verfertigen und zu färben. Wolfgangs Vater berief einen Künstler aus der Normandie, der seine Halle mit dieser neuen Zierde schmücken sollte. Der Fremde kam arm, demütig, kriechend, verließ uns aber reich, hochmütig und aufgeblasen, um seinen raubgierigen Landsleuten von dem Reichtum und der Einfalt der sächsischen Edlen zu erzählen. — O, welche Torheit! Wir machten diese Normannen zu unseren Busenfreunden, borgten ihre Künstler und Künste, und verachteten die redliche Einfachheit und Rauheit unserer tapferen Vorfahren. So kam es, daß wir längst schon von der normannischen Kunst entnervt waren, bevor uns die normannischen Waffen schlugen."

Mehr noch wollte Cedric reden, aber da öffnete sich die Tür des Gefängnisses, und der Truchseß mit dem weißen Stab, gefolgt von vier Dienern, die einen gedeckten Tisch trugen, trat ein. Truchseß und Diener waren verkappt und in große Mäntel gehüllt.

„Was soll die Verkleidung?" rief Cedric. „Wir wissen genau, wessen Gefangene wir sind. Sagt eurem Herrn, Front de Boeuf, es sei uns keine Ursache bekannt, warum er uns hinter Schloß und Riegel halte, ausgenommen sein ungesetzliches Verlangen, sich auf unsere Kosten zu bereichern. Sagt ihm, wir fügten uns seiner Raubsucht, er möge nur die Höhe des Lösegelds bestimmen."

Ohne ein Wort der Entgegnung verneigte der Truchseß nur den Kopf.

Jetzt begann auch Athelstane, der sich bisher noch für das lange Warten an dem Anblick und dem Duft der Speisen entschädigt hatte, und sprach:

„Ich sende Sir Reginald Front de Boeuf den Fehdehandschuh und fordere ihn auf, acht Tage nach unserer Befreiung zu Fuß oder zu Pferd mit mir zu kämpfen. Sagt das eurem Herrn, und ich hoffe, daß er sich des nicht weigern wird!"

Mit einer leichten Verbeugung entfernte sich der Truchseß und ließ die beiden Gefangenen allein, die sich jetzt an der wohlbesetzten Tafel niederließen, um ihren Hunger zu stillen. Cedric sowohl als Athelstane bewiesen, daß nebst den anderen Eigenschaften ihrer Ahnen auch deren Appetit sich auf sie vererbt hatte.

Plötzlich wurde das Mahl durch ein so schmetterndes Hornsignal unterbrochen, als sollte es die Mauern erschüttern, wie die Jerichos. Eiligst begaben sich die Sachsen an die Fenster, fanden aber ihre Neugierde arg getäuscht, denn die Fenster führten auf den inneren Hof, das Signal aber kam von draußen.

Im Schloß entstand sofort ein reges Leben; doch bevor wir nach der Ursache und der Bedeutung des Signals fragen, wollen wir uns einmal nach der Haft der übrigen uns bekannten Persönlichkeiten umsehen.

* * *

Isaak, der Jude, wurde in weit strengerer Haft gehalten als Cedric und Athelstane. Er war in ein unterirdisches Kellergewölbe gestoßen worden, dessen Boden sehr feucht war, da es noch tiefer lag als der Schloßgraben. An der sehr hohen Decke war eine Luke angebracht, durch die ein spärliches Licht in das dunkle Gelaß drang. Ketten und Handschellen hingen noch aus früherer Zeit an den Wänden, und in einer waren sogar noch Knochenreste zurückgeblieben, die andeuteten, daß der unglückliche Gefangene, der sie getragen, hier zum Skelett geworden war. Zur Seite dieses schaudererregenden Verließes befand sich ein großer Kamin, über den in einiger Höhe verrostete Eisenstangen liefen.

Trotzdem man nun hätte annehmen sollen, daß Isaak zum Tode erschrocken gewesen sei, als er in diese Höhle hinabgelassen wurde, so bewahrte er doch mehr Fassung, als man seinem sonst

ängstlichen Wesen zuzutrauen gewohnt war. Vielleicht hatte er sich auf diese neue Tyrannei vorbereitet; auch befand er sich nicht zum ersten Male in so gefahrvoller Lage, und so blieb ihm denn auch diesmal die Hoffnung, sich aus den Klauen seiner Peiniger befreien zu können. Ganz besonders aber machte ihn die starre Hartnäckigkeit seiner Nation und die ihm angeborene unbeugsame Entschlossenheit, lieber die grausamsten Leiden und Gewalttaten zu ertragen, als den Unterdrückern nachzugeben, stark.

Schon fast drei Stunden lang verharrte Isaak, von solchem Geist erfüllt, in einer Ecke des Kerkers, als er Schritte nahen hörte. Laut krachten die Riegel, die verrosteten Türangeln knarrten, und Reginald Front de Boeuf betrat, begleitet von zwei Sarazenensklaven, durch eine Seitentür die Zelle. Er war ein großer, stattlicher Mann, dessen Leben in öffentlichen Kriegen oder privaten Fehden und Kämpfen verflossen war. Sein Gesichtsausdruck verriet bösartige und ungezähmte Leidenschaften, verschmähte er doch kein Mittel, seine Feudalgewalt auszudehnen. Heute trug er ein enganliegendes Lederwams, das an verschiedenen Stellen von der Rüstung zerrissen oder beschmutzt worden war. Als einzige Waffe diente ihm ein Dolch, der dem dicken Schlüsselbund an seinem Gürtel das Gegengewicht zu halten schien. Die Begleitungsmannschaft hatte ihre kostbaren Gewänder abgelegt und trug Hosen und Röcke von grobem Leinen; die Ärmel waren bis zum Ellbogen aufgestreift — und so glichen die beiden Sarazenen wie zwei Fleischern, die ins Schlachthaus zur Arbeit wollen. Jeder von ihnen trug einen kleinen Korb, und jetzt standen sie stumm und starr neben der Tür, die Front de Boeuf wieder sorgsam verschlossen hatte.

Der Ritter trat starren Blickes auf den Juden zu, und es schien als besitze sein Auge etwas von Zauberkraft über seinen unglücklichen Gefangenen. Von Schreck erfüllt über Front de Boeufs Miene saß Isaak mit offnem Mund da, und seine Gestalt knickte zusammen wie ein Taschenmesser. Das veranlaßte natürlich die hohe Gestalt des Normannen, sich aufzublasen wie ein Adler, wenn er sein Gefieder sträubt, um auf sein Opfer herabzustürzen. Auf seinen Wink trat ein Sklave heran und legte mehrere Wagschalen und Gewichte, die er aus dem Korbe genommen hatte, vor Front

de Boeuf auf die Erde, worauf er sich wieder zu seinem Kameraden in die Ecke zurückzog.

„Hund von einem Juden!" donnerte der Ritter den armen Isaak an. „Siehst du diese Wagschalen?"

„Ja," entgegnete leise der Jude.

„Mit ihnen sollst du mir tausend Pfund in Silber zuwiegen, natürlich nach englischem Gewicht."

„Heiliger Vater!" jammerte Isaak. „Hat man je eine solche Forderung gehört? — Tausend Pfund! — Guter Gott! War je ein Menschenauge so glücklich, einen solchen Schatz zu sehen? — Ich versichere Euch, Herr Ritter, in ganz York ist dieser Reichtum nicht zu finden, und wenn Ihr alle Häuser meiner Stammverwandten durchstöbern würdet."

„Hast du nicht so viel Silber," entgegnete Front de Boeuf, „dann begnüge ich mich auch mit Gold. Willst du mir für je sechs Pfund eine Mark Gold geben, so sicherst du dich vor Qualen, die du nicht einmal zu ahnen vermagst."

„Ich bitte Euch, edler Ritter, habt Mitleid mit einem alten, armen und hilflosen Mann!" flehte der Jude. „Ihr verschafft Euch wenig Ehre, wenn Ihr einen elenden Wurm, der am Boden liegt, zertretet."

„Na, höre, Schuft! Alt magst du sein, auch schwach; aber daß du arm bist, glaubst du ja selbst nicht. Du bist reich, das weiß ich!"

„Bei Gott nicht; ich schwör' es Euch!"

„Keinen Meineid, Jude!" warnte der Normanne. „Übrigens hüte dich, daß du durch Halsstarrigkeit dein Los nicht noch verschlimmerst! Hier sind schon Gefangene gestorben, die zehntausendmal mehr wert waren, als ein alter Jude, und ihr Schicksal blieb der Welt bis zum heutigen Tage unbekannt. Dir aber habe ich einen langsamen, qualvollen Tod zugedacht, gegen den der ihrige eine Wohltat wäre."

Mit diesen Worten winkte er die Sklaven heran und flüsterte ihnen in ihrer Sprache etwas zu. Darauf packten die Sarazenen eine Menge Holzkohlen, einen Blasebalg und einen Krug voll Öl aus ihren Körben. Während der eine mit Hilfe eines Feuersteins Licht schlug, legte der andere die Kohlen in den Kamin und fachte sie mittels des Blasebalgs zu heller Glut an.

„Schau' dir diesen Rost über den Kohlen an, Isaak!" sagte Front de Boeuf. „Auf ihm sollst du bald ein warmes Lager haben. Der eine dieser Sklaven wird das Feuer unterhalten, der andere aber deine gebratenen Glieder mit Öl salben. — Und nun wähle: entweder Flammenbett oder Zahlung von tausend Pfund Silber. — So wahr ich lebe, es bleibt dir keine andere Wahl!"

„Das kann Euer Ernst nicht sein," jammerte Isaak; „der gute Gott hat Euch ein besseres Herz geschaffen."

„Da befindest du dich in einem großen Irrtum, alter Freund!" entgegnete Front de Boeuf. „Glaubst du, ich — der ich in so vielen Fehden und Kriegsfahrten Tausende meiner christlichen Landsleute verbluten sah — ich würde mich durch das Winseln und Heulen eines einzigen elenden Juden weich finden lassen? Nein, Bursche, nimmermehr! Aber sei klug! Trenne dich von einem Teil deines Überflusses — gib also in christliche Hände zurück, was du Christen durch Wucher abgenommen hast — dann ist dir geholfen! Weitere Worte verschwende ich nicht an dich; wähle also zwischen glühendem Rost oder Zahlung, zwischen Tod oder Leben!"

„Bei allen Patriarchen meines Volkes," rief Isaak, „ich kann die Wahl nicht treffen; meine Mittel genügen nicht zur Erfüllung Eurer Forderung."

„So entkleidet ihn!" befahl der Ritter den Sarazenen.

Diese fielen wie Bluthunde über den alten Mann her, hielten ihn fest und warteten auf ihres Gebieters weitere Befehle. Ängstlich schaute Isaak bald auf Front de Boeuf, bald auf seine Diener, um in ihren Zügen eine Spur von Erbarmen zu suchen; aber auf des Ritters Antlitz lag dasselbe kalte, düstere Lächeln, das seinen grausamen Entschluß eingeleitet hatte, und aus den teuflischen Augen der Sklaven sprach eher freudige Erwartung, als Zaudern oder Teilnahme. Als Isaak nun gar auf die glühenden Kohlen und den Rost blickte, der ihm zum Lager dienen sollte, da war sein Mut, seine Standhaftigkeit gebrochen.

„Ich will die geforderten tausend Pfund Silber zahlen," meinte er — „das heißt mit Hilfe meiner Stammesbrüder; denn ich muß an dem Tor unserer Synagoge als Bettler erscheinen, will ich diese große Summe zusammenbringen. Doch sagt mir: „Wann und wo soll ich sie bezahlen?"

„Hier natürlich," schrie ihn Front de Boeuf an, „hier in diesem Kerker. Glaubst du, ich würde den Vogel entfliegen lassen, bevor ich ihn gerupft habe?"

„Und welche Bürgschaft wird mir für meine Freiheit, wenn ich das Lösegeld gezahlt habe?"

„Mein Wort, du ehrloser Schuft!"

„Das genügt mir nicht," entgegnete Isaak zögernd. „Warum soll ich Euch vertrauen, da Ihr mir kein Vertrauen schenken wollt?"

„Hahaha," lachte Front de Boeuf, „weil du es nicht ändern kannst, Bursche! Stünde ich jetzt in deiner Schatzkammer zu York und bestürmte dich um ein Darlehen, dann wäre die Reihe an dir, die Zahlungszeit und das Unterpfand zu bestimmen; heute aber stehst du in meiner Schatzkammer, und ich habe den Vorteil."

Isaak stöhnte laut auf.

„So schenkt auch meinen Reisegefährten die Freiheit!" sagte er. „Sie verachteten mich zwar als Juden, aber sie erbarmten sich doch meiner Verzweiflung. Gewiß hat sie lediglich meine Person in dieses Unglück gebracht. Vielleicht legen sie zu meinem Lösegeld etwas hinzu."

„Meinst du die sächsischen Ochsen?" erwiderte Front de Boeuf. „Ihre Freiheit ist an andere Bedingungen geknüpft. Übrigens möchte ich dir den guten Rat geben, Jude, kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten und laß die anderen aus dem Spiel!"

„So sollen also nur ich und mein verwundeter Freund die Freiheit erhalten?"

„Muß ich dir nochmals befehlen, dich nicht in fremde Angelegenheiten zu mengen? Entweder Lösegeld oder Tod!"

„Dann laßt meine Tochter unter Bedeckung nach York gehen, edler Herr, und der Schatz soll, so schnell als der Weg hin und her zurückgelegt werden kann, in Eurer Hand sein."

„Deine Tochter?" rief Front de Boeuf. „Das hättest du mir früher sagen sollen. Ich dachte, es wäre eine entfernte Verwandte von dir, und so gab ich sie Sir Brian von Bois-Guilbert als Beuteanteil nach der Sitte der Patriarchen und Helden alter Zeit."

Kaum hatte der schreckliche Adlige diese Worte beendet, als auch Isaak schon ein Geheul erhob, das in dem Gewölbe so schaurig widertönte, daß sogar die zwei Sarazenen sich dermaßen entsetzten,

daß sie den Juden losließen, der sich auf die Erde warf und Front de Boeufs Beine umklammerte.

„Nehmt alles, was Ihr gefordert habt, edler Ritter, bringt mich an den Bettelstab, wenn Ihr wollt, tötet mich, aber laßt meine Tochter frei — in Ehren frei! — Ach sie ist das Ebenbild meiner verstorbenen Rahel, mir von sechs Pfändern unserer Liebe allein geblieben. Wollt Ihr mich auch meines letzten Trostes berauben? Wollt Ihr, daß ich wünschte, mein einziges Kind läge auf der Grabstätte unserer Väter neben ihrer toten Mutter?"

Front de Boeuf, der durch diese Worte etwas sanfter gestimmt wurde, antwortete:

„Ich wünschte, ich hätte das früher gewußt! Meine Meinung war stets die, daß Ihr nichts lieber hättet als Eure Geldsäcke."

„Dann habt Ihr uns falsch beurteilt," entgegnete Isaak, der die günstige Laune des Ritters eifrig zu benutzen suchte. „Das wilde Tier liebt seine Jungen mit Daransetzung seines Lebens, und wir, das geschmähte und verfolgte Volk Israel, sollten unsere Kinder nicht aus voller Seele lieben?"

„Du magst recht haben, Isaak," meinte Front de Boeuf; „aber das alles kann uns jetzt nichts helfen. Mein Waffengefährte hat mein Wort, und das breche ich nicht für zehn Juden und Jüdinnen dazu!"

„Und nun zahle ich Euch gar nichts." erwiderte der Jude, der plötzlich in eine unbezähmbare Wut geraten war. „Nicht einen Stüber bekommt Ihr — nicht einen Kupferpfennig, bevor ich meine Tochter mit unangetasteter Ehre wieder habe!"

„Hast du den Verstand verloren, ungläubiger Hund?" schrie der Normanne, daß es gellend widerhallte. „Besitzest du etwa ein Zaubermittel, durch das du dich gegen Feuer und Öl zu feien verstehst?"

„Tut das Schlimmste!" rief der Jude in verzweiflungsvollem Ton. „Ich fürchte nichts. Meine Tochter ist mir lieber als meine eigenen Glieder, die deine Grausamkeit bedroht. Ich gebe dir nicht einen Silberpfennig. Nimm mein Leben, Schurke, und du sollst sehen, wie ein Israelit für sein Kind sterben kann!"

„Das will ich," brüllte der Ritter. „Du sollst im Augenblick Stahl und Feuer genauer kennen lernen. — Reißt ihm die Kleider ab, Sarazenen, und werft ihn auf den Rost!"

Schon waren die mordgierigen Gesellen damit beschäftigt, Isaak das Oberkleid abzureißen, als ein zweimal ertönender Hornstoß sogar bis in dieses schreckliche Verließ drang, und man laute Stimmen nach Front de Boeuf rufen hörte. In wilder Hast eilte der Baron, der nicht Lust hatte, sich bei solch höllischer Arbeit finden zu lassen, hinauf, seinen Sklaven den Wink gebend, ihm zu folgen. Isaak, der allein zurück blieb, fand jetzt Muße, Gott für seine eigene Befreiung zu danken; aber er versäumte auch nicht, das wahrscheinliche Schicksal seiner unglücklichen Tochter zu bejammern.

* * *

Das Gemach, welches man Lady Rowena angewiesen hatte, war mit einiger Eleganz ausgestattet. Früher wurde dasselbe von Front de Boeufs Gattin bewohnt; aber da sie die rauhe Welt längst mit dem Jenseits vertauscht hatte, so machten sich in dem mit wenigen Zieraten versehenen Zimmer die Spuren der Zeit und Vernachlässigung bedenklich geltend. An mehreren Stellen hingen die Tapeten von den Wänden herab, und an anderen zeigten sich die Wirkungen von Sonnenschein, Alter und Staub.

Um die Mittagszeit betrat de Bracy, um dessen Vorteil willen das ganze Unternehmen in Scene gesetzt worden war, den Raum; er wollte um Hand und Besitztum der Lady Rowena bitten. Es schien, als habe er reichlich Zeit gehabt, seine Person mit altem Flitter seiner Zeit zu schmücken. Verschwunden war das grüne Wams und die schwarze Maske. Das lange, reiche Haar quoll in glänzenden Locken auf den kostbaren Pelzmantel herab. Der Gürtel, an welchem das gewuchtige Schwert befestigt war, zeigte reiche Goldstickerei, und die Schuhe konnten sich um den Preis der Extravaganz bewerben, da sie in Windungen gleich jenen des Widderhorns in die Höhe strebten. Gehoben wurde natürlich all dieser Putz durch die schöne Gestalt und das angenehme Wesen des Ritters, dessen Benehmen die Freimütigkeit eines Soldaten mit der Anmut des Höflings verband.

Als er das Gemach betrat, begrüßte er Lady Rowena, indem er seine Sammetmütze abnahm. Lady Rowena erhob sich. Er winkte ihr, sich zu setzen; aber sie verharrte in ihrer Stellung. Da zog er den Handschuh von der rechten Hand und schickte sich an, die

schöne Lady zu ihrem Sitz zurückzuführen, welche Artigkeit Rowena mit den Worten abwies:

„Herr Ritter, wer als Gefangener — und ich halte mich dafür — seinem Kerkermeister gegenüber sich befindet, hat die Pflicht, so lange stehen zu bleiben, bis er sein Schicksal erfahren hat."

„Geliebte Rowena," begann de Bracy, „Ihr steht nicht vor Eurem Kerkermeister, sondern vor Eurem Gefangenen, der sein Schicksal in Euren holden Augen liest."

Rowena richtete sich mit dem vollen Stolz verletzter Würde hoch auf und sagte:

„Ich kenne Euch nicht, Herr, und die dreiste Vertraulichkeit verbitte ich mir. Ein Mann, der Ketten und Sporen trägt, drängt sich niemals in solcher Weise einem schutzlosen Mädchen auf!"

„Daß Ihr mich nicht kennt, ist allerdings betrübend für mich," entgegnete de Bracy; „doch hoffe ich, daß der Name de Bracy nicht immer verschwiegen blieb, wo Sänger und Herolde die Taten des Rittertums auf dem Schlachtfeld oder in den Burgen gepriesen haben!"

„Loben Euch wirklich Sänger und Herolde, dann braucht Ihr es nicht," versetzte Rowena; „Eigenlob adelt nicht. Doch sagt, Herr Ritter, welcher von den Sängern und Herolden sollte geneigt sein, die Heldentat dieser Nacht zu feiern?"

„Ihr urteilt etwas hart, Lady Rowena," sagte der Ritter verlegen.

„Wieso?" fragte die Dame. „Ist es etwa eine rühmliche Tat, den Sieg über einen alten Mann, etliche eingeschüchterte Knechte und ein unglückliches Mädchen davonzutragen?"

„Nur Eure Schönheit gab mir die Veranlassung dazu."

„Laßt das gut sein, Ritter! Eure Sprache gleicht derjenigen, die die fahrenden Sänger anwenden, und ziemt deshalb nicht dem Mund der Edlen und Ritter."

„Ha, bist du stolz, Mädchen," rief de Bracy einigermaßen erzürnt, „so soll dir Stolz begegnen! Wisse, daß ich Herr dieses Schlosses bin und um dich freie. Da du nicht willst, so muß ich statt der Höflichkeit, die bisher vergeblich wirkte, Gewalt anwenden und dich mit Bogen und Schwert bekämpfen."

„Feine Reden passen nie zu rohen Taten," sagte Rowena. „Ihr hättet besser getan, Kleid und Sprache eines Geächteten beizubehalten, als die Handlungsweise eines solchen mit dem Schein höflicher Redensarten zu bemänteln."

„So wisse, daß ich auch eine Sprache annehmen kann, die sich am besten mit kühner Tat vereint: du wirst dieses Schloß nicht eher verlassen, bis du meine Gattin bist. Einmal bin ich's nicht gewöhnt, auf Hindernisse zu stoßen, und zum andern hat es der edle Normanne nicht nötig, sich weitläufig gegen sächsische Mädchen zu rechtfertigen, wenn er einem unter ihnen die Ehre erweist, es zur Gattin zu erwählen. Du paßt deines Stolzes wegen um so eher zu meinem Weibe, als ich den Stolz liebe und er eine echte Ritterfrau ziert. Könntest du auf einem anderen Wege sicherer zu hoher Ehre und fürstlicher Stellung gelangen, als durch die Verbindung mit mir? Wie willst du anders den engen Kreis der Dorfscheune, wo die Sachsen gemeinsam mit den Schweinen wohnen, verlassen, um den Platz einzunehmen, der dir gebührt?"

„Spottet nicht meiner Dorfscheune, die mich seit meiner Kindheit schützte, Herr Ritter!" entgegnete Rowena gereizt. „Sie ist mir lieb und wert, und ich werde sie nur dann verlassen, wenn ich einen Mann finde, der meiner Ahnen Haus und Sitten nicht verachtet!"

„Ah!" kam es gedehnt über de Bracys Lippen. „Jetzt errate ich deine Gedanken! Doch glaube ja nicht, daß Richard Löwenherz je wieder den Thron besteigen, und noch weniger, daß sein Günstling Wilfred von Ivanhoe dich je an die Stufen dieses Thrones führen wird, um dort als Braut dieses Günstlings bewillkommnet zu werden. Ein anderer Bewerber würde vielleicht eifersüchtig werden, doch fürchte ich einen solchen Nebenbuhler nicht; übrigens ist er ja auch in meiner Gewalt, so daß es nur bei mir liegt, seine Anwesenheit im Schlosse Front de Boeufs, der auch zu seinen Nebenbuhlern gehört, bekannt zu machen."

„Wilfred hier?" rief Rowena erstaunt.

„Ja," versetzte de Bracy. „War es dir nicht bekannt, daß Wilfred von Ivanhoe in der Sänfte des Juden lag?"

Ohne diese Frage zu beantworten, entgegnete Rowena, sichtlich bebend:

„Und ist er hier, worin wäre er Front de Boeufs Nebenbuhler?"

„Bist du auch von dem gewöhnlichen Irrtum deines Geschlechts befangen, es gäbe keine Nebenbuhlerschaft als die Liebe? Weißt du nicht, daß unser Wirt Front de Boeuf Anspruch auf die Baronie von Ivanhoe macht, und daß er bereit ist, jede Hinderung unbedenklich aus dem Wege zu räumen, als trachte er nach einem blauäugigen Mädchen? Begünstigt Ihr aber meine Bewerbung, Lady, so soll dem verwundeten Ritter durch Front de Boeuf kein Leids geschehen, während ihm im entgegengesetzten Falle kein Erbarmen widerfahren soll."

„Rettet, rettet ihn!" schrie Rowena mit ängstlicher Stimme, die andeutete, daß sie durch das ihrem Geliebten drohende Los bis ins Innerste ihres Herzens erschüttert war.

„Gern, Rowena," sagte de Bracy; „aber du mußt einwilligen, meine Braut zu werden. Wer sollte sich dann erkühnen, Hand an ihren Verwandten zu legen, den Sohn ihres Vormundes, den Gespielen ihrer Jugend? Natürlich mußt du mir deine Liebe schenken. In diesem Fall ist Wilfred gerettet, andernfalls stirbt er, so sicher als ich hier stehe."

„Der kalte Ton und die gleichmütige Kürze Eurer Rede sagen mir, daß Eure Macht nicht weit reicht," antwortete Rowena.

„Wenn du diesen Glauben hast," entgegnete de Bracy, „so bist du auf verkehrtem Wege. Dein begünstigter Geliebter liegt verwundet in diesem Schloß. Es kostet Front de Boeuf, um seinen Gegner aus dem Wege zu räumen, nichts als einen Dolchstich. Und sollte er sich scheuen, eine solche Tat offen einzugestehen — kann nicht der Arzt ein Versehen mit der Medizin begehen? Kann nicht ein Diener ihn vom Leben zum Tode befördern? Und Cedric? —"

„Auch Cedric?" jammerte Rowena. „O ich große Sünderin! Wie konnte ich um seines Sohnes willen sein eigenes Los vergessen! Habt Erbarmen mit Cedric, meinem edlen, großherzigen Vormund!"

„Sein Schicksal liegt in deiner Hand," entgegnete de Bracy kühl, fast herzlos.

Wenngleich auch die anfängliche Festigkeit, mit der Rowena dem Ritter gegenübertrat, in dieser grausamen Scene etwas erschüttert worden war, so hielt sie doch die Gefahr nicht für besonders groß und naheſtehend. Sie war — wie gewöhnlich alle Blondinen — sanft und schüchtern; Erziehung und Verhältnisse hatten ihren Charakter einigermaßen gestählt. Voll Mut und Selbstvertrauen konnte sie es kaum für möglich halten, daß man ihrem Willen Widerstand entgegensetzte, geschweige daß man ihn ganz mißachten könne. Ihr angenommener und nur künstlich aufrecht erhaltener Hochmut ließ sie daher im Stich, als ihr die Augen über die Gefahr geöffnet wurden, die nicht nur ihr, sondern auch ihrem Geliebten und ihrem Vormund drohte, und als nun gar ihr Wille, der bisher stets als Gesetz gegolten hatte, dem eines selbstbewußten, entschlossenen Mannes gegenüberstand, der im Vorteil gegen sie war, da zitterte sie und brach in leidenschaftliche Tränen aus, die selbst den rohen de Bracy nicht ungerührt ließen. Er schritt im Zimmer auf und ab, bald das Mädchen beschwörend, sich zu fassen, bald über sein weiteres Vorgehen nachsinnend.

„Teufel!“ sagte er endlich leise zu sich selbst. „Was würde ich einernten, wenn ich mich von den Seufzern und Tränen dieser trostlosen Dame weich finden ließ? Gewiß den Spott des Prinzen Johann und seiner lustigen Kameraden! Und dann den Verlust meiner schönen Hoffnungen! Es ist zu schrecklich. Aber offen gesagt: ich tauge schlecht zu der Rolle, die ich da spiele. Ich kann ein schönes Gesicht nicht schmerzzerrissen sehen. Wollte Gott, ihr Hochmut kehrte wieder, oder ich besäße etwas von Front de Boeufs hartem Sinn!“

So in Gedanken mit sich selbst beschäftigt, ertönte plötzlich der Ruf jenes Horns, der Front de Boeuf von dem Juden Isaak fortgescheucht hatte. De Bracy kam diese Unterbrechung keineswegs ungelegen; er war an dem Punkt der Unterredung mit Lady Rowena angelangt, wo es ihm schwierig wurde, sein Vorhaben durchzuführen oder aufzugeben, und so entfernte er sich denn so rasch als möglich aus dem Zimmer, um nach der Ursache des Signals zu fragen.

* *
*

Rebekka saß während der oben erzählten Vorgänge in einem wohlverwahrten Turm und erwartete die Entscheidung ihres Geschickes. Als die rohen Krieger sie hierher gebracht hatten, fand sie in ihrer Zelle eine alte Zauberin, die sich mit Spinnen und dem Aufsagen sächsischer Verse die Zeit vertrieb. Bei Rebekkas Eintritt hob sie rasch den Kopf und warf der schönen Jüdin neidische Augen zu.

„Steh auf, nichtswürdige Hexe!“ befahl einer der Häscher. „Unser Herr hat befohlen, daß du dies Zimmer einem schönern Gast zu überlassen hast!“

„Natürlich,“ brummte die Sibylle; „treue Dienste werden ja selten besser gelohnt. Ich weiß die Zeit, wo es nur eines einzigen Wortes meinerseits bedurft hätte, um den besten Kriegsmann unter euch aus Haus und Dienst zu treiben, und nun soll ich einem Knecht wie du bist gehorchen!“

„Herrenwort muß befolgt werden, alte Dame,“ entgegnete der Knecht. „Deine glückliche Zeit ist dahin. Du gleichst jetzt einem kraftlosen Roß, das man auf die Heide jagt, damit es dort verende. Früher hobst du den Kopf stolz in die Höhe — jetzt aber bleibt dir nichts mehr übrig als ein kurzer Trab. — Komm, trab ab!“

„Nicht eher, bis das Werg von meiner Spindel verarbeitet ist,“ rief die Alte zornig. „Übrigens wünsche ich euch das böse Wetter auf den Hals, ihr Hunde! Was für teufliches Beginnen habt ihr wieder im Sinn?“

Damit warf sie einen Seitenblick auf Rebekka und fuhr fort:

„Nun, es läßt sich leicht erraten, warum man das Täubchen in den einsamen Turm sperrt, wo man ihr Schreien so wenig hört, als wenn er fünfhundert Meter tief aus der Erde käme. Ja, schönes Kind, du wirst Eulen zur Nachbarschaft haben, und ihr Geschrei wird so wenig Gehör finden, wie das deinige. — Wie ich sehe, kommst du aus fernem Land. Bist du eine Sarazenin? Eine Ägypterin? — Warum antwortest du nicht? — Weinen kannst du, warum nicht auch reden!“

„Verzeiht meine Schweigsamkeit, gute Mutter,“ entgegnete Rebekka.

„Ich weiß genug!“ fiel Ursula ein. „Man erkennt den Vogel am Gesang und den Menschen an der Sprache — Ihr seid Jüdin.“

„Ja," antwortete Rebekka; „doch sagt mir, was ich an diesem Orte zu gewärtigen habe! Wird man mir das Leben nehmen?"

„Dein Leben, Kind?" versetzte die Sibylle. „Nein, das steht in keiner Gefahr; aber es soll dir ein Los werden, wie das, wofür man einst ein edles sächsisches Mädchen gut genug fand. Sieh mich an! Ich war einst ebenso jung und schön wie du. Da kam Front de Boeuf, der Vater dieses Reginald, mit seinen Normannen und erstürmte dieses Schloß. Mein Vater, dem die Feste gehörte, verteidigte mit seinen sieben Söhnen das Erbgut von Stockwerk zu Stockwerk, von Zimmer zu Zimmer, und es floß viel Blut. Alle starben, und bevor ihre Leichname erkalteten, war ich die Beute der rohen Sieger geworden!"

Rebekka schauderte.

„Gibt es keinen Weg zur Flucht?" fragte sie. „Ich würde deinen Beistand reichlich lohnen."

„An ein Entweichen ist nicht zu denken, es müßte denn sein, daß man durch die Pforten des Todes ginge," antwortete die Hexe. „Einerlei, ob Jüdin oder Christin, unser Schicksal bleibt dasselbe; denn wir haben es mit Menschen zu tun, die weder Erbarmen noch Gewissensbisse kennen. Leb wohl, schönes Kind! Mein Faden ist abgesponnen — deine Arbeit beginnt erst!"

„Ich bitte dich um des Himmels willen, Ursula, bleibe hier!" jammerte Rebekka. „Deine Gegenwart bietet mir doch einigen Schutz, und ich glaube, ich habe ihn nötig."

„Hier schützt uns nichts vor Gewalttat und Unrecht," sprach das alte Weib, „selbst die Gegenwart der Mutter Gottes nicht, wenn du sie kennst. Dein Schicksal ruht allein in Gottes Hand. Auf ihn verlaß dich!"

Mit diesen Worten öffnete sie die Tür und trat hinaus; Rebekka aber konnte noch lange hören, wie sie auf jeder Stufe einen Fluch ausstieß, als sie die Turmtreppe hinabstieg.

Die Jüdin hatte ein noch entsetzlicheres Los zu gewärtigen, als Rowena; denn wer würde einer Jüdin gegenüber auch nur die geringste Form der Höflichkeit anwenden? Und doch befand sich Rebekka über die Sächsin im Vorteil. Ihre natürliche Seelenstärke wappnete sie besser für jede Gefahr; auch war sie unbekannt mit der Pracht des häuslichen Lebens. Vor ihrem geistigen Auge

schwebten stets die unsicheren Verhältnisse, unter denen ihr Volk lebte, und das stimmte ihr Temperament, das zu Eigensinn und Hochmut neigte, auf den Grundton einer vernünftigen Überlegung. Von ihrem Vater hatte sie gelernt, allen, die ihr nahten, mit Freundlichkeit und Wohlwollen zu begegnen. Seine übertriebene Demut nachzuahmen war ihr allerdings nicht möglich, weil ihr die stete Angst und die Niedrigkeit der Seele fehlten, durch die sie bei Isaak hervorgerufen war. Trotzdem trug sie eine stolze Bescheidenheit zur Schau, als füge sie sich in die ungünstige Lage, in der sich ihr Geschlecht befand — und das war gut für sie.

Zunächst betrachtete sie das Gemach, in dem sie untergebracht war. Es enthielt weder eine Falltür, durch die sie hätte entfliehen können, noch eine Nebentreppe, noch ein geheimes Fachwerk. Ein einziges Fenster führte auf einen kleinen Balkon, der über die runde Turmmauer hinausragte und den Bogenschützen im Fall einer Belagerung Raum zur Verteidigung bot. So blieb ihr keine Hoffnung auf Rettung, und nur ihr starkes Gottvertrauen machte sie standhaft und entschlossen, alles Ungemach, das über sie hereinbrechen würde, sündlos zu leiden.

Als sie so über ihre Lage nachdachte, vernahm sie laute Tritte auf der Treppe. Trotz ihres Vorsatzes, mutig allen Gefahren zu widerstehen, zitterte die Gefangene doch, und ihre Wangen erbleichten. Noch mehr aber erschrak sie, als ein Mann in der Kleidung jener Banditen eintrat, welchen sie ihr Unglück verdankte, und die Tür hinter sich schloß. Das Gesicht des Unbekannten war durch die tief herabgezogene Mütze und den hoch aufgestülpten Kragen des Mantels vollständig verhüllt.

Da der Fremde die Absicht, weshalb er hierher gekommen sei, nicht sofort kundtat, sondern so vor der erschrockenen Rebekka stand, als sinne er auf eine Tat, deren er sich selbst schämte, so gewann die Jüdin Zeit, seiner Erklärung zuvorzukommen. Schnell hielt sie ihm ihre beiden Armbänder und das kostbare Halsband hin mit den Worten:

„Nimm dieses Gold und sei barmherzig gegen mich und meinen alten Vater! Wohl ist dieser Schmuck, den ich Euch reiche, wertvoll, aber doch nur eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was er Euch geben würde, wenn Ihr uns die Freiheit schenktet."

Zu Seite 172.

„Ich bin gewohnt, die Schönheit dem Reichtum vorzuziehen," entgegnete der Geächtete. „Alles Gold und alle Perlen stehen deinem Liebreiz nach. Ich schätze nur deine Person."

„Sprich nicht so!" sagte Rebekka. „Mit Gold kannst du alle Freuden der Welt kaufen, und mein Vater wird, falls du uns kein Leid antust, deine kühnsten Wünsche erfüllen, so daß du in die bürgerliche Gesellschaft, von der du jetzt ausgeschlossen zu sein scheinst, als reicher Mann zurückkehren kannst."

„Mag sein, schöne Blume von Palästina," erwiderte der Geächtete; „aber bedenke, daß dein Vater sich schon in den Händen eines Menschen befindet, der es versteht, sogar die rostigen Gitterstäbe eines Kerkers in Gold zu verwandeln. Dein ehrwürdiger Vater wird seines Reichtums entledigt sein, und so will ich dein Lösegeld in keiner andern Münze ausgezahlt erhalten, als in Schönheit und Liebe."

„Höre, Fremder!" sagte Rebekka. „Da du ein solches Anerbieten zurückweisest, so nehme ich an, daß du kein Geächteter bist; auch spricht kein Geächteter das Französische, wie du. Du bist ganz bestimmt ein Normanne — vielleicht sogar von edler Herkunft. O sei auch im Handeln edel! Wirf deine Maske von dir und zeige dich mir in deiner wahren Gestalt und Herzensbeschaffenheit!"

„Ich will es tun," versetzte Brian von Bois-Guilbert, den Mantel vom Gesicht ziehend. „Wie du siehst, bin ich also kein Geächteter, aber — und das muß ich sagen — du bist auch keine rechte Tochter Israels, sondern in allen Stücken eine liebliche kleine Hexe, dazu eine schöne Rose von Saron, die man lieben muß."

„Keine Schmeichelreden!" wehrte Rebekka entschieden und mit Würde ab. „Wir können und dürfen nichts miteinander gemein haben; du bist Christ und ich bin Jüdin. Sowohl das Gesetz deiner Kirche als auch das der Synagoge steht unserer Verbindung entgegen."

„Da hast du recht," lachte der Tempelherr. „Denkst du denn wirklich, ich wollte eine Jüdin ehelichen? Beileibe nicht, und wenn es selbst die Königin von Saba wäre! Ich heirate überhaupt nicht, auch die schönste Tochter des allerchristlichsten Königs darf ich nicht zu meiner Lebensgefährtin erkiesen; ich bin ein Tempelherr. Als solcher aber finde ich, falls ich eine Torheit, eine Sünde

oder dergleichen getan habe, beim nächsten Großmeister unseres Ordens leicht Absolution; auch dürfen sich die Beschützer des Tempels Salomos bei mancherlei Freiheiten auf Salomos Beispiel berufen."

„Deine Frömmigkeit ist weiter nichts als Schein," versetzte die Jüdin; „du gleichst, weil du die heilige Schrift und das Leben der Heiligen nur zu dem Zweck liest, um deine eigenen Übergriffe und Ausschweifungen zu beschönigen, jenem Manne, der aus den notwendigsten und nützlichsten Kräutern Gift zieht."

„Schweig!" donnerte der vor Zorn glühende Ritter. „Ich sehe, milde Worte verfehlen bei dir die Wirkung; so werde ich die Sprache des Siegers annehmen. Du bist meine Gefangene. Als solche hast du mir zu gehorchen, und ich werde mit Gewalt nehmen, was du mir nicht geben willst."

„Meine Kraft vermagst du allerdings zu überwältigen; denn Gott schuf das Weib schwach und empfahl es der Großherzigkeit des Mannes. Wirst du ausführen, was du mir androhtest, so werde ich deine Schurkentat von einem Ende Europas bis zum anderen verkünden. Jedes Templerhaus, jedes Kapitel deines Ordens soll es erfahren, wie du mit mir umgegangen bist, damit jeder rechtschaffene Christ dich für verdammt halte, weil du das Kreuz, das du trägst, durch eine schändliche Tat entehrt hast."

„Du hast viel vor, Jüdin," entgegnete Brian, „und es würden mich schwere Strafen treffen, wenn du dein Vorhaben ausführtest; aber hier bist du hinter dicken Mauern, die weder Klagen, noch Seufzer, noch Hilferufe hindurchlassen. Es bleibt dir nichts anderes übrig, als dich in dein Schicksal zu ergeben — nimm unseren Glauben an, und du sollst als die Begünstigte der besten Lanze unter den Tempelrittern in solcher Herrlichkeit einhergehen, daß dich manche stolze normannische Dame beneiden wird."

„Mich in mein Schicksal ergeben?" rief Rebekka aus. „In welches? — Deinen Glauben annehmen? — Was für eine Religion mag das sein, die einen solchen Schurken erzeugt? — Du willst die beste Lanze der Templer sein? Ein Feigling — ein meineidiger Priester bist du! Du bist nicht wert, daß man dich anspeit. — Wahrlich, Gott ist mir gnädig; er zeigt mir einen Weg aus der Hölle des Löwen!"

Mit diesen Worten schritt sie fort an den Rand der Balkon-

brüstung und schaute in den gähnenden Abgrund. Schon war sie fest entschlossen, sich hinabzustürzen, da stellte er sich ihr in den Weg und wollte sie festhalten.

„Bleibe, wo du bist, stolzer Herr!“ rief sie mit hocherhobenen Händen. „Näherst du dich mir noch einen Schritt, so stürze ich mich hinunter; eher zerschmettere mein Leib auf den Steinen jenes Hofes, als daß ich das Opfer deiner Brutalität werde.“

Der Ritter zauderte, und seine anfängliche Entschlossenheit wich der Bewunderung ihrer Seelenstärke.

„Beruhige dich, tollkühnes Mädchen,“ sagte er sanfter; „ich will dir nichts zu Leide tun — ich schwöre es dir!“

„Du hast deine Glaubwürdigkeit bei mir verscherzt,“ erwiderte Rebekka. „Ich weiß nun, was ich von den Tugenden deines Ordens zu halten habe; das nächste Kapitel würde dich deines Eides entbinden, an dem nichts hängt als mein guter Name.

„Du tust mir unrecht,“ versetzte Brian; „ich schwöre dir bei diesem Kreuz auf meiner Brust — bei meinem Schwert an der Seite, daß dir kein Leid irgend welcher Art geschehen soll. Laß ab von deinem Vorhaben — um deines Vaters Willen! Ich will sein Freund sein, und in diesem Schloß bedarf er eines mächtigen.“

„Das wäre wohl schön,“ meinte Rebekka; „aber darf ich dir auch trauen?“

„Möge mein Name auf ewig entehrt sein, wenn ich dir Ursache zur Klage über mich gebe! Wohl habe ich manches Gesetz gebrochen — nie aber ein Wort!“

„So will ich dir trauen,“ sagte die Jüdin mit dem Tone eines festen edlen Mutes, der mit der ausdrucksvollen Schönheit ihrer Züge so sehr im Einklang stand. Der Templer, selbst kühn und stolz, meinte nie eine mehr durchgeistigte oder gebieterische Schönheit erblickt zu haben und rief deshalb:

„Wir wollen Frieden miteinander schließen, Rebekka!“

„Ja — aber unter der Bedingung, daß du meine Ehre unangetastet läßt!“

„Fürchte nichts, Mädchen,“ erwiderte der Templer. „Ich bin von Natur nicht so wie du mich gesehen hast. Ein Weib lehrte mich einst Grausamkeit, und so übe ich sie denn gegen Weiber, aber nicht gegen solche, wie du bist.“

„Darf ich wissen, wer dies Weib war?“ forschte Rebekka.

„Ich will dir's sagen,“ entgegnete der Templer. „Unter allen Rittern war wohl keiner seiner Dame treuer ergeben als ich. Sie, die Tochter eines unbedeutenden Barons von wenig Besitztum, wurde überall bekannt, wo Waffentaten geschahen, und so erwarb ihr Name höheren Ruf als der mancher Dame, die eine Grafschaft zur Mitgift hatte. Ja, meine Taten, meine Gefahren, mein Blut machten den Namen Adelaide von Montemare vom Hofe Castiliens bis zu dem von Byzanz bekannt. Aber wie wurde mir gelohnt! Als ich mit durch Blut und Wunden erworbenen Ehren zurückkehrte, fand ich sie mit einem Gascogner verheiratet, dessen Name mir noch nie zu Ohren gekommen war. Mein liebendes Herz war bis auf den Grund verletzt, und ich rächte mich bitterlich ob ihrer Untreue; doch fiel die Rache auf mich selbst zurück. Seit jenem Tage sagte ich mich los vom Leben — mein Mannesalter darf keine Häuslichkeit erquicken — mein Greisenalter wird einsam verfließen — kein Sprößling meines Blutes darf den Namen Bois-Guilbert weiter führen. Ich trat in den Orden der Templer, gab das Recht der freien Selbstbestimmung auf, und wurde ein Sklave, der nur noch lebt, handelt und atmet nach dem Willen eines anderen.“

„Und was entschädigt dich für dieses Opfer?“ fragte Rebekka.

„Die Macht der Rache, Rebekka, und die Aussichten, die sich dem Ehrgeiz eröffnen.“

„Wahrlich, eine schlechte Entschädigung für das Opfern von Vorrechten, die der Menschheit doch so heilig und teuer sind.“

„Sage das nicht, Mädchen!“ erwiderte der Templer. „Rache ist süß und ein Fest für die Götter. Haben aber diese sie sich vorbehalten, wie die alten Priester uns lehren, so ist es, weil sie diesen Genuß den Sterblichen nicht gönnen —“

Brian schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Rebekka, du hast mir durch dein Verhalten bewiesen, daß du eine starke Seele besitzest. Du mußt mein werden!“

Die Jüdin schaute ihn ängstlich an.

„Erschrick nicht,“ fuhr er fort. „Mein sollst du werden, doch mit deiner freien Einwilligung und auf deine eigenen Bedingungen hin. Du sollst Hoffnungen mit mir teilen, wie sie auch vom Throne

eines Monarchen nicht umfassender gehegt werden können. Wenn, wie du vorhin hörtest, der Templer seine sozialen Rechte, seinen freien Willen verliert, so wird er doch das Glied eines großen Körpers, vor dem selbst mächtige Könige zittern. Jene mächtige Verbindung ist eine stolz anschwellende Flut. Ich bin darin nicht das unbedeutendste Glied; ich bin Komtur und werde später einmal Großmeister werden. Unser eiserner Handschuh soll den Scepter aus der Könige Händen winden. Nicht das Reich Eures vergeblich erwarteten Messias bringt Eurem zerstreuten Volk eine so große Macht, wie ich sie in meinem Ehrgeiz erstrebe. Dazu aber bedarf ich eines verwandten Geistes — und diesen habe ich in dir gefunden!"

„Bedenke, daß du mir unsere Glaubensverschiedenheit vorhältst," entgegnete Rebekka.

„Mit nichten," fiel ihr der Templer ins Wort. „In unseren geheimen Beratungen spotten wir dieser Sache. Unser Orden nahm bald kühnere, weittragendere Ideen als die seiner Stifter an; unsere ausgedehnten Besitzungen in jedem Königreich Europas, unser hoher militärischer Ruf sind einem Endziel geweiht, an das unsere frommen Gründer nicht im Traum dachten, und das auch jenen schwachen Seelen geheim gehalten wird, die unserem Orden seiner alten Grundsätze wegen beitreten und deren Aberglaube sie zu willenlosen Werkzeugen in unseren Händen macht. Doch genug davon! Ich höre eben das Horn ertönen, das meine Gegenwart fordern dürfte. — Lebe wohl, und vergib mir meine anfängliche Gewalttätigkeit. Ich habe dich als lauteres Gold erkannt. Bald kehre ich zurück, um weiteres mit dir zu besprechen."

Der Ritter eilte hinaus, und Rebekka blieb allein. Sie war mehr erschrocken über den tiefen Blick in den schrankenlosen Ehrgeiz dieses Menschen, als über die Todesgefahr, in der sie geschwebt hatte. Dankerfüllten Herzens betete sie zu dem Vater da droben für den gewährten Schutz, vergaß aber auch nicht, seinen ferneren Beistand für sie und ihren Vater zu erflehen und des verwundeten Christen fürbittend zu gedenken, den das Schicksal in die Gewalt roher blutdürstiger Männer gegeben hatte.

Neuntes Kapitel.

Gegenseitig herausgefordert. — Wambas Opfermut. — Entwischt.

Brian und de Bracy begegneten sich in der Schloßhalle.

„Gewiß ist Euer Liebeswerben wie das meine durch diesen Hornruf unterbrochen worden," begann de Bracy. „Ich hoffe, daß das Eure angenehmer war als das meine."

„War Euer Bemühen um die Gunst der schönen Sächsin fruchtlos, edler Freund?" fragte der Templer. „Das sollte mir leid tun."

„Bei allen Heiligen!" rief de Bracy. „Lady Rowena muß wissen, daß ich Tränen nicht sehen kann."

„Wie? Ein Führer der Freischaren kann Tränen nicht sehen? Lassen nicht gerade Weibertränen die Flammen der Liebe höher auflodern?"

„Mag sein," entgegnete de Bracy; „aber dieses Dämchen machte es entschieden zu toll. Sie muß offenbar von einer Wassernixe besessen sein. — Was aber hältst du von der schönen Jüdin?"

„Ein ähnlicher Stolz und eine gleiche Entschlossenheit sind mir noch nie an einer Vertreterin des schwachen Geschlechts entgegengetreten als in dieser Person," antwortete Brian. „Sie ist ja eine wahre Hexe und gewiß von einer Legion böser Geister besessen. — Doch, wo ist Front de Boeuf?"

„Jedenfalls unterhandelt er mit dem alten Juden so eifrig und laut, daß ihr Gespräch den Hornruf übertönt," meinte de Bracy.

In diesem Augenblick erschien Front de Boeuf, und als das Horn ein zweites, dringenderes Signal gab, sagte der Besitzer des Schlosses:

„Wir müssen doch nach der Ursache dieses Lärmes sehen."

Eben wollten sie die Halle verlassen, als ein Bote eintrat und Front de Boeuf einen Brief überreichte.

„Ein Brief," meinte der Ritter. „Irre ich nicht, so ist er in sächsischer Sprache verfaßt. — Lies ihn, de Bracy, wenn du es kannst!"

„Und wenn es die deutlichste Schrift wäre," entgegnete de Bracy, der ebenso unwissend war, wie fast die ganze Ritterschaft jener Zeit, „ich kann es nicht. Unser Kaplan bemühte sich allerdings, mich Schreiben und Lesen zu lehren, aber meine Buchstaben bekamen alle die Form von Schwertern und Speeren, so daß er die Arbeit aufgab."

„Dann gebt mir den Brief," bat der Templer, „ich darf mich einiger Kenntnisse des Lesens und Schreibens erfreuen."

de Bracy überreichte dem geistlichen Ritter den Brief.

„Nun, was enthält er?" fragte de Bracy, als Brian das Lesen beendet hatte.

„Nichts weiter als eine Herausforderung — wohl das seltsamste Kartell, das je über die Zugbrücke eines Baronenschlosses gesandt wurde. Oder sollte es Scherz sein?"

„Scherz?" rief Front de Boeuf. „Bei Gott, in solchen Dingen lasse ich nicht scherzen mit mir. — Lest, Sir Brian!"

Der Tempelherr las wie folgt:

„Ich, Wamba, der Sohn von Kopflos, Hausnarr Cedrics von Rotherwood, des Sachsen, und ich, Kurt, der Sohn des Beowulph, der Schweinehirt —"

„Sind diese Menschen toll?" unterbrach Front de Boeuf den Leser.

„Beim heiligen Johannes, es steht hier so," entgegnete der Templer und fuhr fort:

„— der Schweinehirt des benannten Cedric sowie unsere Verbündeten, die in dieser Fehde gemeinsame Sache mit uns machen, nämlich der gute Ritter, genannt der ‚schwarze Müßiggänger', und der wackere Freisasse Robert Locksley, tun Euch, Front de Boeuf und allen Euren Alliierten und Mitschuldigen zu wissen, da Ihr ohne Veranlassung die Person unseres Herrn und Meisters Cedric gefangen nahmt, ebenso auch die freigeborne Dame Lady Rowena von Hargottstandstede, den edlen Athelstane von Coningsburgh, mehrere freigeborne Männer, verschiedene Leibeigene sowie den greisen Juden Isaak von York, seine Tochter Rebekka und verschiedene Pferde und Maultiere von des Königs Landstraße weg in die Gefangenschaft führtet, daß die besagten edlen Personen nebst ihren Dienern, Vasallen und Knechten nebst Pferden

und Maultieren, neben Juden und Jüdin, innerhalb vier Stunden nach Empfang dieses Briefes ausgeliefert werden und zwar unbeschädigt und unverletzt an Person und Besitz. Solltet Ihr auf diese Forderung nicht eingehen, so verkündigen wir Euch, daß wir Euch Räubern und Verrätern gleichstellen und uns in Person mit Euch messen wollen, sei es in offener Fehde, Krieg oder in jedem anderen Wege, und daß wir alles aufbieten werden, Euch zu vernichten. — Von uns unterzeichnet am Vorabend des heiligen Witholds Tage, unter der großen Versammlungseiche auf dem Harthillweg. Geschrieben von einem Priester Gottes in der Kapelle zu Copmanhurst."

Das Dokument war unterzeichnet mit der Handschrift Wambas, eine rohe Zeichnung eines Hahnenkopfes mit Kamm darstellend, dann folgte ein Kreuz, das Zeichen Kurts, weiter kamen die kühnen Züge des „schwarzen Müßiggänger", und den Schluß des Ganzen bildete ein ziemlich nett gezeichneter Pfeil, die Unterschrift Locksleys.

Als das ungewöhnliche Schriftstück verlesen war, sahen sich die Ritter in stummer Bewunderung an, als begriffen sie seine Bedeutung nicht. Endlich brachen de Bracy und der Templer in ein lautes Gelächter aus. Front de Boeuf dagegen schien über diese unzeitgemäße Heiterkeit sehr erzürnt.

„Es wäre besser," sagte er, „wir berieten uns, was unter solchen Umständen zu tun ist, als daß man sich solch törichter Heiterkeit hingibt."

„Du scheinst seit deiner Niederlage die gute Laune noch nicht wiedergefunden zu haben," meinte de Bracy. „Schon der Name eines Kartells, obwohl von einem Narren und einem Schweinehirten ausgehend, erschreckt dich."

„Ich wünsche, de Bracy, du hättest das Abenteuer allein zu bestehen," engegnete Front de Boeuf. „Jedenfalls würden es die Burschen nie gewagt haben, mit so unbegreiflicher Unverschämtheit vorzugehen, wären sie nicht von starken Banden unterstützt. In diesen Wäldern habe ich unter den Geächteten Feinde genug, die mir nicht verzeihen können, daß ich das Wild in Schutz nehme. Eines Tages hatte ich nur einen Burschen, den ich wildernd fand, an die Hörner eines Hirsches binden lassen, der ihn in fünf Minuten zu Tode stieß, als auch gleich so viele Pfeile auf mich

abgesandt wurden, wie neulich in Ashby nach der Zielscheibe. — Sage, Bursche," wandte er sich an einen seines Gefolges, „hast du denn nachgesehen, von welcher Streitkraft diese Herausforderung unterstützt wird?"

„Jawohl, Herr," lautete die Antwort; „es sind wenigstens zweihundert Mann im Walde versammelt."

„Das wird gut werden," sagte Front de Boeuf besorgt. „Wir haben in ein Wespennest gestochen und werden die Folgen bald erkennen."

„Wespen?" erwiderte de Bracy. „Eher stachellose Drohnen! Diese Bande träger Knechte haust lieber im Wald und vernichtet Wild, als daß sie sich durch ehrliche Arbeit den Lebensunterhalt erwirbt."

„Stachellose Drohnen?" fragte Front de Boeuf erstaunt. „Wahrlich, sind ellenlange, gezinkte Speere, in eine Weidenrute geschlossen, nicht Stacheln genug?"

„Ihr seid ja ganz mutlos geworden, Ritter," versetzte der Templer. „Wir wollen unsere Leute sammeln und einen Ausfall wagen. Ich wette, daß einer der unsrigen zwanzig solcher Bauern in die Flucht schlägt."

„Nur nicht so zuversichtlich, Freund!" antwortete Front de Boeuf. „Wären es Türken oder Franzosen, dann — ja; aber wir haben es hier mit englischen Freisassen zu tun, denen wir nichts voraus haben, als unsere Waffen und Pferde, die uns im Waldesdickicht wenig nützlich sein können. Einen Ausfall, sagst du? Wir haben kaum Männer genug zur Verteidigung unseres Schlosses. Was sind zwanzig Mann, die uns zur Verfügung stehen!"

„Fürchtest du einen Sturm auf deine Feste?" fragte der Templer.

„Keineswegs, Sir Brian; denn ohne Maschinen, Sturmleitern und eine kriegskundige Anführung läßt sich gegen mein Schloß nichts ausrichten. Doch haben die Geächteten einen kühnen Hauptmann."

„So schicke zu deinen Nachbarn, daß sie zum Entsatz deiner Ritter kommen, die von einem Hausnarren und einem Schweinehirten belagert werden," riet der Templer.

„Ihr scherzt," entgegnete der Baron. „Doch, zu wem soll

ich schicken? Malvoisin ist zur Zeit in York, ebenso meine anderen Verbündeten."

„Dann laßt Eure Leute von York holen; es sind doch jedenfalls Eure Besten," sagte de Bracy.

„Und wer soll ihnen die Botschaft überbringen?" fragte Front de Boeuf. „Sie werden jeden Pfad besetzt halten und ihm sein Pergament mit Blut abnehmen. — Doch halt, ich weiß einen besseren Rat. Ihr, Sir Brian, könnt ebenso gut schreiben als lesen. Wie wäre es, wenn wir den Geächteten eine geharnischte Zuschrift übermittelten?"

„Der Plan ist nicht schlecht," versetzte Bois-Guilbert, „wenngleich ich auch lieber mit dem Schwert als mit der Feder kämpfe; aber Euer Wille geschehe. — Habt Ihr Schreibzeug hier?"

„Mit Verlaub," fiel ein herbeigerufener Bewaffneter ein, „ich glaube die alte Ursula bewahrt ein solches zum Andenken an ihren Beichtiger, den alten Kaplan auf, der vor einiger Zeit starb."

„So geh, Engelred," sagte Front de Boeuf, „und laß es dir geben von der Alten. Dann, Sir Brian, könnt Ihr auf diese dreiste Herausforderung antworten."

Bald kam der Diener zurück und stellte das Schreibgerät auf den Tisch. Der Templer setzte sich und verfaßte in französischer Sprache ein Schriftstück folgenden Inhalts:

„Sir Reginald Front de Boeuf und seine edlen ritterlichen Verbündeten halten es unter ihrer Würde, eine Herausforderung aus der Hand von Sklaven, Knechten oder Flüchtlingen anzunehmen. Desgleichen sollte die Person, die sich der ‚schwarze Ritter' nennt, bedenken, daß ihn, falls er in Wahrheit ein Ritter ist, seine gegenwärtige Gesellschaft erniedrigt und ihm das Recht nimmt, mit guten Männern aus edlem Blut in die Schranken zu treten. Was nun die von uns gemachten Gefangenen betrifft, so erlauben wir euch, ihnen einen religiösen Bruder zu senden, der ihnen ihre Beichte abnimmt; denn es ist unser fester Entschluß, sie heute kurz vor der Mittagszeit zu töten. Ihre Köpfe, die wir auf die Schloßzinnen pflanzen werden, sollen andeuten, wie gering wir diejenigen schätzen, die sich zu ihrer Befreiung berufen fühlen."

Dieser Brief wurde dem Boten übergeben, der ihn als Antwort mit sich nehmen sollte. Er begab sich auch demgemäß in das

Hauptquartier der Verbündeten, das sich einstweilen im Schatten der großen Eiche befand, die nur drei Bogenschuß weit vom Schloß entfernt stand. Hier warteten Wamba, Kurt, der schwarze Ritter, Locksley und der lustige Eremit mit ihren Verbündeten auf den Bescheid. In einiger Entfernung standen und lagerten die kühnen Freisassen mit wettergebräunten Gesichtern und einer weidmännischen Kleidung, die ihre gewöhnliche Beschäftigung verriet. Es mochten ihrer zweihundert sein, und fortgesetzt strömten neue herzu, die in Kleidung und Waffenausrüstung den Freisassen glichen. Die Führer waren durch eine an der Mütze steckende Feder ausgezeichnet. Außer diesen Trupps hatten sich auch sächsische Einwohner aus den umliegenden Städten, sowie Knechte und Diener von Cedrics ausgedehnten Besitzungen eingefunden, die zur Befreiung ihres Herrn mitwirken wollten. Es waren weniger geordnete Scharen mit höchst unvollkommener Ausrüstung. Einige trugen Eberspeere, andere Sensen, wieder andere Dreschflegel; denn die Normannen hüteten sich mit der gewohnten Vorsicht aller Eroberer, den unterdrückten Sachsen den Gebrauch von Schwertern und Speeren zu gestatten.

Den Führern dieser bunt zusammengewürfelten Schar wurde jetzt des Templers Brief überreicht, und man bat den Mönch, das Schreiben zu entziffern.

„Ich schwöre bei allen Heiligen, daß ich es nicht kann," entgegnete der würdige Geistliche, der mehr Schafe in den Schafstall als Heilige in das Paradies zu führen sich bemühte. „Diese Sprache ist mir fremd."

Das Schreiben machte die Runde, bis es bei Locksley angelangte.

„Wären die Buchstaben Bogen und Pfeile, so würde ich etwas davon verstehen," meinte der ehrwürdige Freisasse. „Wie die Dinge aber liegen, ist ihr Inhalt mir vollkommen rätselhaft."

„So will ich das Rätsel lösen," versetzte der schwarze Ritter. Er ließ sich den Brief geben, las ihn leise für sich durch und erklärte darauf seinen Genossen den Inhalt.

„Wie, den edlen Cedric töten?" rief Wamba erstaunt aus, „bei Gott, du irrst, guter Ritter!"

„Ich irre nicht, Freund," antwortete der Ritter. „Sie wollen

die Köpfe der Gefangenen sogar auf die Schloßzinnen pflanzen, um uns zu schrecken."

„Dazu darf es nicht kommen," erwiderte Kurt. „Eher wollen wir das Schloß niederreißen!"

„Womit?" fragte Wamba. „Quadersteine lassen sich mit bloßen Händen nicht zerbröckeln."

„Fürchtet nichts!" tröstete Locksley. „Man will jedenfalls nur Zeit gewinnen. Die Herren im Schloß wissen genau, daß sie für jede rohe Tat zur Rechenschaft gezogen werden."

„Ich wollte," fiel der schwarze Ritter ein, „es könnten sich einige von uns Einlaß in das Schloß verschaffen und auskundschaften, wie es um die Belagerten steht. Da sie einen Beichtvater begehren, so wäre es klug von uns, unseren heiligen Eremit dahin abzuschicken."

„Ich danke für die Mission, die du mir zu übertragen gedenkst," erwiderte der Eremit; „ich fühle mich dieser Aufgabe schwerlich gewachsen; denn ziehe ich meine Kutte aus, so verschwinden mit mir mein Priestertum, meine Heiligkeit, sogar mein bißchen Latein, und stecke ich im grünen Wams, so kann ich eher zwanzig Stück Wild töten, als einem Christen die Beichte abhören."

„Aber wer sollte geeigneter sein, eine Weile den Charakter des Beichtvaters anzunehmen, als du?" sagte der schwarze Ritter.

„Vielleicht spielt Wamba, der ja sonst ein Narr ist, auch hier den Narren," meinte der Mönch.

„Ich bin es zufrieden," versetzte Wamba. „Ihr müßt nämlich wissen, verehrte Vettern und Landsleute, daß ich vor dieser scheckigen Tracht ein rotes Wams trug und zum Mönch bestimmt war, bis mich ein Nervenfieber befiel und mir ebensoviel Verstand übrig ließ, um ein Narr zu werden. Mit Hilfe der Kutte dieses Mönchs und einer angenommenen Heiligkeit hoffe ich, im stande zu sein, unseren würdigen Gebieter Cedric und seine Mitgefangenen mit geistlichem und weltlichem Trost versorgen zu können."

„So kleide dich um und mach dich fort!" redete ihn der schwarze Ritter an. „Bringe uns von deinem Herrn genauen Bericht über die Lage innerhalb des Schlosses. Es können nur wenige Mann zur Verteidigung anwesend sein, und ich wette, daß ein Angriff erfolgreich sein würde."

„Pax vobiscum!“ (Friede [sei] mit euch!) murmelte Wamba, als er in seiner geistlichen Hülle steckte, und mit feierlicher Miene machte er sich auf den Weg, seine Mission zu erfüllen.

„An uns ist es jetzt,“ sagte Locksley, „daß wir die Feste umzingeln. Du aber, Wamba,“ rief er dem Pseudomönch zu, „gib diesen Tyrannen die Versicherung, daß jede an ihren Gefangenen verübte Gewalttat hundertfach an ihnen gerächt werden soll.“

Wamba nickte und schritt seines Weges rüstig dahin.

* * *

Nach wenigen Minuten stand Wamba, in der Kutte des Mönchs und umgürtet mit dem Strick, vor Front de Boeufs Schloß. Als ihn der Pförtner nach seinem Namen fragte, antwortete der Narr:

„Pax vobiscum, ich bin ein armer Bruder des heiligen Franziskanerordens und komme hierher, um den armen Gefangenen den Trost des Lebens zu spenden.“

„Du wagst viel, Mönch,“ entgegnete der Pförtner; „wisse, seit zwanzig Jahren hat außer unserem eigenen Beichtvater kein Hahn deines Gefieders in diesem Schloß gekräht.“

„Trotzdem bitte ich, mich deinem Herrn zu melden. Ich hoffe, daß er mich gut aufnimmt, und dann soll der Hahn einmal ganz gehörig krähen.“

„Gut,“ erwiderte der Pförtner; „ich werde dich anmelden; begegnet mir aber irgend etwas Unangenehmes, weil ich meinen Posten verließ, so wird deine Kutte mit meinem Pfeil Bekanntschaft machen.“

Mit diesen Worten entfernte er sich und meldete in der Halle, ein Mönch bitte um Einlaß. Zu seiner großen Verwunderung gab sein Gebieter ihm den Befehl, den heiligen Mann sofort vorzuführen. Er gehorchte, ließ aber die Wachen am Tor verdoppeln, um gegen irgend welchen Überfall gesichert zu sein.

Wamba betrat die Halle. Als er sich der fürchterlichen Erscheinung Front de Boeufs gegenüber sah, beschlich ihn eine große Zaghaftigkeit, und leise murmelte er sein „Pax vobiscum“, das seiner Ansicht nach hauptsächlich dazu beitragen sollte, seine Maske aufrecht zu erhalten. Front de Boeuf fiel die Ängstlichkeit des

Mönches weniger auf; er, der allgemein Gefürchtete war es gewöhnt, Männer von jedem Rang vor sich zittern zu sehen.

„Wer bist du und woher kommst du, Priester?" fragte er.

„Pax vobiscum!" wiederholte Wamba. „Ich bin ein armer Diener des heiligen Franziskus, der auf der Reise Dieben in die Hände fiel. Diese schickten mich hierher, um einigen Gefangenen meinen geistlichen Beistand zu bringen."

„Schön, daß du kommst, heiliger Mann," sagte Front de Boeuf. „Kannst du mir vielleicht die Zahl der Banditen angeben, die da draußen lagern?"

„Nicht genau, edler Herr," entgegnete der Narr; „nomen illis legio — ihr Name ist Legion."

„Du weißt es besser. Sage mir, wie groß die Anzahl ist, oder du verfällst meinem Gericht!"

„Mindestens fünfhundert Mann — Freisassen und Gemeine," war die kurze Antwort des falschen Priesters.

„Wie?" rief der Templer aus. „Schwärmen die Wespen da draußen wirklich so dicht? Diese Brut muß zerstört werden." Darauf zog er Front de Boeuf beiseite und fragte:

„Kennst du diesen Mönch?"

„Nein, aber er kommt, wie er sagt, aus einem fernen Kloster."

„Ich bitte dich, traue ihm nicht zu viel," warnte Brian. „Gib ihm schriftlich den Auftrag, de Bracys Freischaren sofort hierher zu berufen. Um jedoch keinen Verdacht bei dem Geschorenen zu erregen, so stelle ihm inzwischen frei, unsere sächsischen Schweine, die Gefangenen, für das Schlachthaus vorzubereiten."

Front de Boeuf ging auf den Vorschlag ein und befahl einem Diener, Wamba zu Cedric und Athelstane zu führen.

Cedric ging in seinem Zimmer auf und ab. Auf seinem Antlitz lag die Miene eines Menschen, der zornig auf einen Menschen losgeht. Er sprach bald mit sich selbst, bald mit Athelstane, der den Ausgang ihrer Gefangenschaft mit größtem Gleichmut abwartete und indessen mit Behagen das reichlich eingenommene Mahl verdaute.

„Pax vobiscum!" sagte der Narr eintretend. „Aller Heiligen Segen sei mit euch?"

„Und mit dir," entgegnete Cedric, über das Erscheinen des

vermeintlichen Mönches erfreut. „Tritt näher, Priester, und sage mir, welche Absicht führt dich hierher?"

„Euch auf den Tod vorzubereiten."

„Du scherzest!" rief Cedric aus. „Wenn unsere Peiniger auch furchtlos und gottlos sind — eine solche ungerechtfertigte Grausamkeit werden sie doch nicht wagen!"

„Traut ihnen nicht mehr Gefühl zu, als sie haben!" warnte der Narr. „Heute noch sollt ihr beide über eure guten und bösen Taten vor einem höheren Richterstuhle Rechenschaft ablegen."

„Hörst du, Athelstane, was der Diener Gottes sagt?" sprach Cedric. „Wir müssen uns zu dieser letzten Tat aufraffen. Übrigens ist es auch besser, als Männer zu sterben, denn als Sklaven zu leben."

„Da hast du recht," erwiderte Athelstane; „ich will dem Tode so ruhig entgegengehen, wie zu einem Mittagsmahl."

„So laß uns an die Arbeit gehen, heiliger Mönch!" sagte Cedric. „Gern will ich meine Übertretungen bereuen und sie dir aufzählen."

„Nicht so eilig, lieber Onkel," entgegnete der Narr mit natürlicher Stimme; „denn vorgetan und nachbedacht hat manchen —"

„Meiner Treu!" rief Cedric entsetzt aus. „Habe ich diese Stimme nicht schon früher gehört?"

„O doch," antwortete Wamba, „es ist die Eures getreuen Hausnarren." Dabei schlug er die Kapuze zurück und fuhr fort: „Hättet Ihr seiner Zeit besser auf meinen Rat gehört, so würdet Ihr heute nicht hier sein. Doch nehmt jetzt meinen Vorschlag an, und Ihr werdet nicht mehr lange hier sitzen."

„Was willst du damit sagen, Wamba?"

„Hüllt Euch in diese Kutte und verlaßt das Schloß, so seid Ihr gerettet; ich aber werde für Euch den großen Schritt vom Leben zum Tode tun."

„Danke, Freund," entgegnete Cedric, „soviel mich auch deine Liebe und dein Opfermut erfreuen, ich kann auf dein Anerbieten nicht eingehen. Doch wenn du anstatt mit mir mit Athelstane die Kleidung wechseln willst, dann soll mir's recht sein."

„Um keinen Preis," rief Wamba aus. „Was sollte mich dazu treiben? Den Sohn Herewards zu retten, sterbe ich gern, wenig

weise aber würde es sein, zum Wohl eines Menschen das Leben zu lassen, dessen Väter mir fremd waren."

„Weißt du nicht, daß Athelstanes Väter in England Monarchen waren?"

„Mag sein," versetzte Wamba; „aber mein Hals ist mir zu lieb, um ihn ihretwegen zuschnüren zu lassen. Nehmt also, edler Cedric, mein Anerbieten an, oder laßt mich diesem Kerker bald wieder den Rücken drehen!"

„Gern will ich als alter Stamm des sächsischen Fürstenhauses absterben, damit die stolze Hoffnung des Waldes erhalten bleibe," sagte Cedric. „Rate aber dem edlen Athelstane, der jünger ist als ich. Wir beide, du und ich, wollen gern die Wut unserer Unterdrücker über uns ergehen lassen; er aber soll, sobald er seine Freiheit erlangt hat, den Mut unserer Landsleute neu beleben, er soll uns rächen."

„Niemals," fiel Athelstane ein, „werde ich in diesen Fluchtplan einwilligen, den der Sklave für seinen Herrn schmiedet."

„So will ich versuchen, Onkel Cedric und Vetter Athelstane, diesen Streit zwischen euch zu schlichten. Ihr nennt euch weise Männer und mich einen hirnlosen Narren; aber ich gleiche jenem Esel, der sich nur von seinem Herrn reiten läßt, von sonst niemand. Ich kam, um meinen Herrn zu retten, willigt er nicht ein, so kann ich weiter nichts tun, als wieder abtrollen. Freundschaftsdienste läßt man nicht wie einen Heller von Hand zu Hand wandern. Ich will nur für meinen Herrn am Galgen baumeln."

„Folgt diesem Rate, edler Cedric," bat Athelstane. „Eure Anwesenheit draußen wird die Menge unserer Freunde begeistern, Euer Hierbleiben aber kann uns alle verderben."

„Sollte es denn gar keine Aussicht auf Befreiung von draußen geben?" fragte Cedric.

„Das will ich meinen!" rief Wamba. „Jenseit dieser Mauern werdet Ihr General. Drei Bogenschuß weit von hier stehen unter einer mächtigen Eiche fünfhundert Mann. Heute morgen noch war ich einer ihrer Führer. Meine Narrenkappe diente als Helm, meine Pritsche als Schwert. Jedenfalls gewinnt die tapfere Schar, wenn sie einen Narren gegen einen Weisen umtauscht."

„Lebt wohl, mein Herr, und seid gütig gegen den armen Kurt

und seinen Hund Fangs, laßt auch meinen Hahnenkamm in der Halle von Rotherwood hängen und betrachtet ihn als Andenken, daß ich mein Leben für meinen Herrn hingab wie — ein Narr."

Cedrics Augen standen voll Tränen.

„Solange Treue und Anhänglichkeit auf Erden geehrt werden, wird man deiner in Liebe gedenken," sagte er. „Hoffte ich nicht, Mittel und Wege zu finden, die übrigen Gefangenen zu retten, ich würde mich nie zu diesem Schritt haben bewegen lassen."

Während des Kleiderwechselns stieg in Cedric ein Zweifel auf.

„Höre, Wamba," sprach er, „ich kenne keine Sprache als meine eigene und ein wenig normannisch. Wie soll ich mich da als ehrwürdiger Bruder benehmen?"

„Ganz einfach," erwiderte der Narr. „Die wenigen Worte Pax vobiscum helfen über alle Schwierigkeiten — Ihr mögt essen oder trinken, segnen oder fluchen — hinweg. Sie sind für einen Mönch ebenso wertvoll, wie der Besenstiel für die Hexe oder der Zauberstab für den Hexenmeister. Sprecht die Worte nur recht dumpf und feierlich — und sie wirken unwiderstehlich auf Wächter und Pförtner, Ritter und Knappen, Reiter und Fußgänger. Vielleicht benutze ich morgen, wenn ich zum Galgen geführt werde, auch noch einmal diesen Zauberspruch — hoffentlich nicht erfolglos!"

Cedric hatte seine Verwandlung beendet — er stand im Mönchsgewand da.

„Lebe wohl, edler Athelstane," sagte er, „lebe auch du wohl, mein braver Wamba! Ich will euch retten oder zurückkehren und mit euch sterben. — Lebt wohl!"

Mit diesen Worten begann Cedric sein gewagtes Unternehmen, und bald fand er Gelegenheit, die Kraft jenes Zaubers zu erproben, welchen der Narr als allmächtig empfohlen hatte. Als er einen nach der Halle zuführenden dunklen niedrigen Gang einschlug, trat ihm eine weibliche Gestalt entgegen.

„Pax vobiscum!" murmelte der falsche Mönch und wollte vorbeischlüpfen, aber die Stimme der anderen Person antwortete in einem längeren lateinischen Satze, den Cedric nicht verstand.

„Ich bin schwerhörig," antwortete Cedric in gutem Sächsisch und ärgerte sich über sich selbst und Wamba, der ihn in diese Verlegenheit hineingebracht hatte.

Nun war es in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, wenn ein Priester auf dem lateinischen Ohr schwerhörig war. Das wußte auch die Person, die Cedric ansprach; deshalb redete sie ihn in seiner eigenen Sprache also an:

„Ehrwürdiger Vater, ich bitte Euch inständig, so gütig zu sein, einem armen Verwundeten Euren geistlichen Trost zu bringen. Gott der Herr wird die edle Tat Eurem Kloster reichlich lohnen."

„Gern würde ich den Pflichten meines Berufes in diesem Schlosse nachkommen," entgegnete Cedric in großer Verlegenheit; „aber meine Zeit ist zu knapp bemessen. Ich muß eiligst von hier fort; es handelt sich um Leben und Tod."

„So wollt Ihr also die Unterdrückten und von Gefahr Bedrohten ohne Rat und Hilfe lassen?"

„Leider kann ich nicht anders."

„Dann fahre der böse Geist mit mir durch die Lüfte!" rief Ursulas rauhe Stimme.

„Rede nicht so gottlos!" warnte Cedric. — „Doch sage, wer ist die Person, die sich hinter deinem Kleide verbirgt?"

„Eine Jüdin!"

„Laß mich vorbei, Weib!" sagte Cedric, die Gelegenheit benutzend, um loszukommen. „Halte mich nicht länger auf; ich möchte mein geistliches Gewand vor jeder Befleckung bewahren!"

„Ich sehe, Vater," begann die alte Hexe, „du findest dich in diesem Schloß ohne Führer nicht zurecht. Folge mir, ich habe mit dir zu sprechen! — Du aber, Jüdin, kehre zu dem Kranken zurück und warte seiner, bis ich wiederkomme, und wehe dir, wenn du sein Zimmer ohne meine Erlaubnis verläßt!"

Rebekka zog sich zurück und erfüllte mit Freuden wieder die ihr auferlegten Pflichten, den verwundeten Ivanhoe in seinem Zimmer zu pflegen.

* * *

Ursula hatte den widerstrebenden Cedric in ein kleines Gemach gezogen und die Tür sorgfältig geschlossen. Jetzt saßen sie um den Tisch, auf dem ein Krug Wein und zwei Becher standen, und waren in ein Gespräch vertieft.

„Dem Klang deiner Sprache nach zu urteilen, der meinen

Ohren so wohl tut, bist du ein Sachse, Vater!" sagte Ursula. „Ach, die sächsische Sprache höre ich so selten, abgesehen von den Lippen der herabgewürdigten Leibeigenen, welchen die stolzen Normannen dieses Schlosses so harte Frondienste auferlegen."

„Kehren sächsische Priester bei Euch nicht ein?" fragte Cedric. „Es wäre doch ihre Pflicht, den unterdrückten Kindern ihres Stammes Trost zu spenden."

„Sie kommen wohl, aber dann ziehen sie es vor, an der Tafel ihrer Unterdrücker zu zechen, statt die Klagen ihrer Landsleute anzuhören. Vor etwa zehn Jahren kehrte zum letztenmal ein Diener Gottes hier ein. Es öffneten sich danach wohl noch manchmal dem liederlichen normannischen Kaplan, der an Front de Boeufs nächtlichen Gelagen teilnahm, die Pforten; aber der ist nun auch längst tot. — Wie ich sehe, bist du ein sächsischer Priester, und ich möchte dir eine Frage stellen."

„Nur ein Sachse," entgegnete Cedric; „den Namen Priester führe ich mit Unrecht. Laß mich meines Weges ziehen, damit ich dir einen unserer Brüder schicke, der würdiger ist als ich, dir die Beichte abzunehmen."

„Noch einen Augenblick, mein Vater!" bat Ursula. „Ich muß dir zuvor meine Lebensgeschichte erzählen."

Cedric, der sich schon erhoben hatte, ging auf ihren Wunsch ein und setzte sich wieder, leerte auch mit ihr einen Becher, den sie mit Wein gefüllt hatte, und hörte den Worten der Alten zu.

„Ich bin nicht," sagte sie, „als das elende Geschöpf geboren, das du jetzt vor dir siehst. Einst war ich frei, glücklich, geehrt und geliebt — innig geliebt. Heute bin ich eine Sklavin, unglücklich und herabgewürdigt — das Spielzeug der Leidenschaften eines Gebieters, solange ich Schönheit besaß — der Gegenstand seiner Verachtung, sowie sie schwand. Sicherlich wunderst du dich nicht, Vater, wenn ich die Menschen hasse, besonders aber das Geschlecht, das eine solche Veränderung mit mir bewirkte! Oder sollte ich je vergessen können, daß ich einst die Tochter des edlen Than von Torquilstone war, vor dem tausend Vasallen zitterten?"

„Du die Tochter Torquil Wolfgangers?" fragte Cedric; „du — du die Tochter des Freundes und Waffengefährten meines Vaters?"

„Wie, deines Vaters, Freund?" entgegnete Ursula. „Bist du

etwa Cedric, der Sachse? — Du mußt es sein; denn der edle Hereward von Rotherwood hatte nur einen Sohn. Wenn du aber Cedric von Rotherwood bist, so sage, was soll diese Kutte?" —

„Wer ich bin, kann dir ja gleich sein," versetzte Cedric. „Jedenfalls hast du eine große Schuld zu beichten. Fahre also in deiner Erzählung fort."

„Ja, eine Schuld, eine schwarze, verdammenswerte Schuld beschwert meine Brust mit Zentnerlast — eine Schuld, die kein Fegefeuer tilgen kann. Ich lebte in diesen Hallen, die mit dem Blut meines Vaters und meiner Brüder bespritzt sind, mit dem Mörder zusammen als Sklavin und Teilnehmerin seiner Leidenschaften."

„Verruchte!" schrie Cedric. „Während deines Vaters Freunde über ihn und seine Söhne in ihren Gebeten auch der gemordeten Ulrika nicht vergaßen — während alle die Toten bejammerten und beweinten, verlebtest du an der Seite des elenden Tyrannen ein Leben der Freude, der Schande."

„Du redest die Wahrheit; aber es war ein Leben ohne Liebe. Selbst in den süßesten Stunden, die ich in Gemeinschaft mit Front de Boeuf hier zubrachte, war ich von einem ausgesprochenen Haß gegen ihn und sein ganzes Geschlecht erfüllt."

„Elende!" rief Cedric, „gab es für dich keinen Dolch — kein Messer — kein Gift, dich aus dieser unwürdigen Umgebung zu entfernen? Hätte ich es nur geahnt, die Tochter Torquils wohne mit dem Mörder ihres Vaters unter einem Dache, ich würde mein Schwert gegen dich erhoben haben!"

„Würdest du Torquils Namen wirklich Gerechtigkeit haben widerfahren lassen?" sagte Ulrika, die wir jetzt bei ihrem wirklichen Namen nennen können. „Dein Ruf drang bis hinter diese Mauern, und wenngleich ich auch eine Elende bin, so erfüllte es mich doch mit Freude, zu hören, daß unserer unglücklichen Nation ein Rächer lebt. Auch ich habe nicht selten der Rache gefrönt, indem ich unter unseren Feinden die Zwietracht nährte und mörderischen Kampf beförderte. Ich sah ihr Blut fließen und hörte ihr Todesächzen. — Schau mich an, Cedric, trägt mein verwittertes Antlitz nicht die Spuren von Torquils Zügen an sich?"

„Schweig, Ulrika!" erwiderte Cedric im Tone tiefer Trauer. „Wohl sind Spuren der Ähnlichkeit vorhanden, aber es sind Spuren,

wie sie aus den Gräbern steigen, wenn ein böser Geist den Körper belebt."

„Ich gebe dir recht," versetzte Ulrika, „und doch waren diese höllischen Züge gottgesandt, als sie es fertig brachten, den älteren Front de Boeuf und seinen Sohn Reginald in Zwietracht zu versetzen, die dann endlich gelegentlich eines wüsten Zechgelages zu heller Flamme aufloderte, daß der Sohn den Vater ermordete. — Ja, solche Geheimnisse bergen diese Gewölbe! O, ihr Mauern, fallt zusammen und begrabt alle diejenigen, die um diese Geschehnisse wissen!"

„Und welches war dein Los nach dem Tode des alten Front de Boeuf?" fragte Cedric.

„Leicht kannst du es erraten. Ich lebte hier, bis das vorzeitige Alter seine gespenstischen Zeichen in mein Antlitz schrieb, wurde geschmäht und beschimpft, wo man mir einst gehorchte, fand in einem einsamen Turm meine Wohnung und verbrachte dort, herabgestimmt zu erbärmlicher Bosheit gegen das Gesinde und unter unbeachteten Flüchen, meine Zeit als ohnmächtige — Hexe."

„Das ist ein verfehltes Leben," entgegnete Cedric. „Noch aber steht dir der Weg zur Besserung offen. Bitte Gott, daß er dich vom Aussatz deiner Seele heile."

„Eben deshalb wandte ich mich an dich, den vermeintlichen Mönch. Es beschleichen mich in den letzten Tagen neue wunderbare Gefühle: Längst vergangene Taten steigen in tausend Schrecken vor mir auf — die Frage nach dem Schicksal der Unglücklichen jenseit des Grabes beunruhigt mich, und so glaubte ich, mit deiner Hilfe Trost und Rettung zu finden."

„Leider bin ich kein Priester, obgleich ich sein Kleid trage —"

„Aber du bist der erste Mensch, den ich seit zwanzig Jahren sehe, der Gott fürchtet," fiel Ulrika ihm in die Rede. „Solltest du es wirklich fertig bringen, mich der Verzweiflung anheimzugeben?"

„Bete nur, Ulrika," sagte Cedric, „so wirst du schon Erhörung und Vergebung deiner Sünden von Gott empfangen. — Ich aber kann und darf nicht länger hier verweilen."

„So geh deines Weges, du harter Mann, der du es nicht für der Mühe wert erachtest, mir zur Erleichterung meines schwerbeladenen Herzens behilflich zu sein. Vergiß in deiner Lieblosigkeit

auch, daß mein Vater deines Vaters Freund war. Stehe ich auch durch meine Leiden von der Menschheit getrennt da, so will ich nicht weniger getrennt von ihr in meiner Rache sein. Niemand soll mich bei meiner Tat unterstützen, aber alle sollen hören, was ein Weib zu wagen im stande ist. Lebe wohl, Cedric! Deine Hartherzigkeit hat das letzte Band zerrissen, das mich noch mit der Menschheit vereinte, es war der Gedanke, mein Unglück müsse das Mitleid meines Volkes erwecken."

„Du hast viel erlitten und ertragen, Ulrika," sagte Cedric erweicht, „und jetzt, wo deine Augen über deine Verbrechen geöffnet sind, wolltest du dich der Verzweiflung überlassen? Ach, es würde besser sein, du bereutest deine bösen Taten und bätest Gott um Vergebung."

„Lieber Cedric," entgegnete Ulrika, „deine Worte haben einen neuen Geist in mir erweckt — ich habe gelernt, daß der, der dem Tode trotzt, alles erreichen kann. Du sollst sehen, daß, wie immer auch mein Leben gewesen sein mag, ich doch im Tod eine würdige Tochter des edlen Torquil bin. — Du weißt, daß unser Schloß belagert wird; eile hinaus und führe die Scharen zum Angriff! Siehst du vom östlichen Turm ein rotes Tuch wehen, dann gehe mutiger gegen die Normannen vor, denn sie haben im Innern genug zu tun, und du sollst die Mauern erstürmen, ohne von Bogen und Wurfgeschossen bedroht zu werden. Verlaß dich dabei auf Gott und dich selbst, wie ich mich auf mich verlasse. Doch nun eile; ich höre Tritte!"

Cedric würde gern nach ihren dunklen Plänen geforscht haben, aber da rief schon die Stimme Front de Boeufs in zornigem Tone vor der Tür:

„Was treibt der elende Priester solange hier? Wahrlich, ich will einen Märtyrer aus ihm machen, wenn er nur deshalb hier verweilt, um Verrat unter der Dienerschaft anzuzetteln!"

„Er ahnt nichts Gutes," flüsterte Ulrika dem Cedric ins Ohr; „aber achte nicht auf ihn, sondern eile zu deinem Volk und führe es unter Schlachtgesang und dem sächsischen Kriegsruf gegen diese Mauern."

Kaum hatte sich Ulrika durch eine Nebentür entfernt, als auch schon Reginald Front de Boeuf das Gemach betrat.

„Die Beichte deiner Kinder hat lange gedauert," sagte er. „Hast du sie zum Tode vorbereitet, Vater?"

„Jawohl, Herr; sie waren auf das Schlimmste gefaßt."

„Aber bester Mann, deine Sprache verrät ja die sächsische Zunge?" —

„Ich wohne im Kloster des heiligen Withold von Burton," erwiderte Cedric.

„Das ist ein verdammtes Eulennest, ganz des Plünderns wert," versetzte der Baron. „Nun, bald wird der Tag kommen, wo die Kutte den Sachsen so wenig schützt, als das Panzerhemd. — Es wäre besser für dich und meinen Zweck, wenn du ein Normanne wärst; aber ich habe keine Boten zur Auswahl. So folge mir; ich will dich durch das Hinterpförtchen entlassen."

Sie gingen. Unterwegs sprach Front de Boeuf weiter zu dem vermeintlichen Geistlichen: „Jedenfalls siehst du im Geist schon unsere Bewaffneten in deinem Refektorium und in deinem Keller. Doch befolgst du heute meinen Willen, so sollst du — möge den anderen geschehen, was da wolle — in deiner Zelle sicher sein, wie die Schnecke in ihrem Haus. — Und nun zur Sache! Du siehst jene Herde sächsischer Schweine, die es wagt, das Schloß von Torquilstone zu umlagern. Erzähle ihnen, was dir eben einfällt, von der Schwäche dieses Unternehmens, so daß sie veranlaßt werden, den Sturm noch einen Tag hinauszuschieben. Während dieser Zeit trage diesen Brief — doch halt, kannst du lesen, Priester?"

„Keinen Buchstaben, außer in meinem Gebetbuch," antwortete Cedric, „und auch das nur, weil ich es auswendig kenne. Gelobt sei der heilige Withold!"

„Dann taugst du um so besser zu meinem Boten. Also du trägst diesen Brief in das Schloß Philipps von Malvoisin und bestellst, er sei von dem Tempelherrn Brian von Bois-Guilbert geschrieben, und ich bäte ihn, die Schrift, so schnell als Pferd und Mann eilen können, nach York zu schicken. Doch braucht er nicht zu denken, daß wir uns fürchteten; es ist uns nur unangenehm, daß wir uns vor einem Pack entlaufener Schelme hinter diesen Mauern verborgen halten müssen. Ich bitte dich nochmals, Priester, wende eine List an, dieses Gesindel an seinem Platze festzuhalten, bis unsere Freunde mit ihren Lanzen anrücken!"

„Euer Befehl soll so pünktlich befolgt werden," entgegnete Cedric mit erheuchelter Miene, „daß kein einziger Sachse von der Stelle weichen wird."

„Das ist schön, Mönch," versetzte Front de Boeuf; „aber du sprichst mir mit einem Male so kühn und dreist, als wäre dir etwas daran gelegen, diese sächsische Herde zu vernichten, und du bist doch mit ihr verwandt!"

Obgleich Cedric in der Verstellungskunst wenig geübt war, so murmelte er etwas vor sich hin, als seien die in Frage stehenden Männer von der Kirche sowohl, als vom Königreich Geächtete.

„Du hast recht," rief Front de Boeuf. „Diese Schelme banden ja einst den Abt von St. Ivas an einen Eichbaum und zwangen ihn, ein Ave zu singen, während sie seine Kisten und Kasten plünderten. — Doch halt! Das war ja ein Scherz unseres Freundes Gualtier von Middleton; aber die Bursche, die die Kapelle von St. Bee beraubten, waren Sachsen. Nicht wahr?"

„Gottlose waren es."

Sie standen an dem Hinterpförtchen, das in das freie Feld führte, und Front de Boeuf sagte:

„Jetzt geh' und erfülle deine Mission! Kommst du zurück, so sollst du sehen, wie sächsisches Fleisch so billig ist, als das der Schweine in Sheffield es je sein kann. Hast du deine Sache gut gemacht, so sollst du dich in Malvoisinwein satt trinken; du scheinst ein lustiger Kumpan zu sein."

„Wir sehen uns auf alle Fälle wieder," antwortete Cedric.

„Einstweilen nimm dieses Geschenk an," fuhr der Normanne fort und drückte ihm ein Goldstück in die Hand.

„Cedric eilte fort, drehte sich aber nach einiger Zeit um und warf das Geldstück dem Geber nach mit den Worten:

„Verflucht seist du und dein Gold, falscher Baron!"

Front de Boeuf konnte freilich diese Worte nicht verstehen, aber die Tat schien ihm verdächtig, und schon wollte er dem Mönch durch die Wachen auf den äußeren Zinnen einen Pfeil zusenden lassen; „aber halt!" dachte er, „wir müssen dem Schwarzen trauen, denn wir haben keinen anderen Boten. Gewiß wird er sich vor dem Verrat hüten!" —

Der Ritter war wieder im Schloß angelangt.

„Hallo, Kerkerwärter," rief er, „bringe diesen Cedric von Rotherwood vor mich und den anderen Tölpel, seinen Kameraden Athelstane von Coningsburgh, daß ich mit diesen sächsischen Hunden unterhandle. Führe sie in die Rüstkammer!"

Als der Baron das gotische Gemach betrat, an dessen Wänden erbeutete Trophäen seines Vaters hingen, fand er auf dem Tisch eine Flasche Wein. Während er einen langen Zug aus dem Becher tat, erschienen auf der Türschwelle unter der Bedeckung von vier Bewaffneten die Gefangenen. Wamba hatte die Mütze und den Mantel so geordnet, daß der Ritter bei der matten Beleuchtung der Rüstkammer die Verwechslung nicht sofort bemerkte.

Nachdem die Gefangenen vor Front de Boeuf Aufstellung genommen hatten, begann der Schloßherr:

„Nun, ihr tapferen Engländer, wie seid ihr mit eurem Aufenthalt in Torquilstone zufrieden? Seht, so ergeht es allen denen, die aus Anmaßung und Frechheit ein Bankett bei dem Prinzen des Hauses Anjou verschmähen. Beim heiligen Dennis, zahlt ihr nicht ein um so reicheres Lösegeld, so will ich euch bei den Füßen an den Eisenstäben dieser Fenster aufhängen lassen, und die Krähen und Falken sollen euch bei lebendigem Leibe die Knochen bloßlegen. Wie hoch schätzt ihr euer wertloses Leben? Sprecht doch, ihr sächsischen Hunde! Was meint Ihr, Cedric von Rotherwood?"

„Ich habe keine Meinung," antwortete Wamba. „Was aber das Aufhängen bei den Füßen anbelangt, so tut Ihr mir damit vielleicht einen nicht geringen Gefallen; denn man sagt, mein Hirn sei verdreht, seit man mir das erste Kindermützchen aufsetzte. Stürzt Ihr mich jetzt um, so kommt es dadurch jedenfalls wieder in seine richtige Lage."

„Was zum Teufel ist das?" rief Front de Boeuf verwundert aus. „Wen habe ich vor mir?"

Mit diesen Worten schlug er dem falschen Cedric die Kappe vom Kopf und riß ihm den Mantel auf, daß das Zeichen der Knechtschaft — ein silberner Reif um Wambas Hals — zum Vorschein kam.

„Wer bist du?" donnerte Front de Boeuf.

„Ich kann es dir sagen," versetzte der eintretende de Bracy. „Es ist Cedrics Narr; derselbe, der sich so wacker mit der Speckschwarte gegen den Juden Isaak verteidigte."

„Bezahlen sein Herr und dieses Schwein von Coningsburgh nicht tüchtig für sein Leben, so soll er mit ihnen an demselben Galgen baumeln," rief der Normanne.

„Bevor es dazu kommt, müssen sie das Gesindel, das unser Schloß umkreist, fortführen und außerdem auf ihre eingebildeten Rechte verzichten. Geh, Wallo," redete er einen Diener an, „geh und hole den richtigen Cedric!"

„Eure ritterliche Hoheit werden aber bald die Entdeckung machen," bemerkte Wamba, „daß hier mehr Narren als Cedrics zu finden sind."

„Was will der Bursche damit sagen?" wandte sich Front de Boeuf fragend an seine Vasallen.

Diese meinten, wenn dies nicht Cedric sei, so wüßten sie nicht, was aus ihm geworden sein könne.

„Vielleicht ist er in jenem Mönchsgewand entkommen," fiel de Bracy ernst ein.

„Wie, so war ich es selbst," tobte der Ritter, „der den Rotherwooder Eber zum Hinterpförtchen hinausließ? — Warte nur," wandte er sich an Wamba, „nur deiner Weisheit verdankt es der Sachse, daß er entrann. Ich will dich dafür heilig sprechen und dir eine Tonsur besorgen, die dir nicht angenehm sein soll. — Reißt ihm den Skalp ab und werft ihn kopfüber in den Schloßgraben. — Du bist ein Spaßmacher. Weißt du jetzt auch einen Scherz?"

„Ich danke Euch für Eure Großmut, Herr Ritter," entgegnete mit angebornem Witz der arme Wamba; „denn gebt Ihr mir die rote Mütze, so macht Ihr aus dem schlichten Mönch einen angesehenen Kardinal."

„Das ist ein köstlicher Bursche," fiel de Bracy ein. „Töte ihn nicht, Front de Boeuf, es wäre schade um ihn. Schenke ihn mir; er soll meine Freischaren lustig erhalten. — Willst du mit mir in den Krieg ziehen, Schelm?"

„Warum nicht," erwiderte Wamba. „Anderenfalls dürfte ich doch mein Halsband nicht abwerfen."

„Sei unbesorgt; eine normannische Feile wird das sächsische Band mit Leichtigkeit durchschnitten haben," versetzte de Bracy.

„Natürlich," sagte Wamba. „Ihr kennt ja das Bild von der

normannischen Säge an der englischen Eiche; aber ich sage Euch, England wird nie wieder das alte, lustige England werden, so lange es nach normannischem Sinn regiert wird."

„Es ist unklug von dir, de Bracy, auf das Geschwätz eines Narren zu hören, während uns der Untergang droht. Siehst du nicht, daß jede Verbindung mit unseren Freunden draußen durch diesen listigen Burschen vereitelt wird? Wir haben nichts anderes als einen sofortigen Angriff zu erwarten."

„Dann auf die Wälle!" befahl de Bracy. „Ich habe nie vor einem Kampf gezittert, Front de Boeuf. Rufe den Templer herbei! Kämpft er nur halb so wacker für sein Leben, wie er es für seinen Orden tat, bemannst du die Wälle mit deinen Vasallen, tue ich das Meinige: dann soll es diesen sächsischen Geächteten vergehen, Schloß Torquilstone zu erstürmen. Hast du aber Lust, mit diesen Banditen zu unterhandeln, so bediene dich jenes Menschen, der in Betrachtung des Weines versunken ist. — Höre, Sachse!" redete er Athelstane an, indem er ihm den gefüllten Becher reichte. „Spüle deine rauhe Kehle ab und sage mir, was du für deine Freiheit zu tun gedenkst."

„Alles, was ein Mann tun kann, ohne gegen seine Mannes-würde zu verstoßen," entgegnete Athelstane. „Ich zahle Euch für meine und meiner Gefährten Freiheit ein Lösegeld von tausend Mark. Seid Ihr damit einverstanden?"

„Ja," versetzte Front de Boeuf; „aber du mußt uns noch den Rückzug jener Gesellen sichern, die das Schloß umschwärmen."

„Gern," versicherte Athelstane. „Hoffentlich ist mir Vater Cedric dabei behilflich."

„Dann wären wir ja einig," sagte Front de Boeuf. „Du wirst mit allen gegen eine Zahlung von tausend Mark in Freiheit gesetzt. Es ist zwar ein kleines Lösegeld, aber du sollst erfahren, daß wir Genügsamkeit besitzen. — In diesen Handel ist natürlich der Jude Isaak nicht eingeschlossen."

„Auch dessen Tochter nicht!" setzte der Tempelritter hinzu, der eben eintrat.

„Soll mir recht sein," entgegnete Athelstane. „Macht mit ihnen, was Ihr wollt!"

„Auch Lady Rowena muß zurückbleiben," begann de Bracy seinerseits.

„Und ebensowenig wird die Freiheit des Narren durch dies Lösegeld erwirkt," fiel Front de Boeuf ein. „Ich werde den Burschen zum warnenden Beispiel für andere zurückbehalten."

„Was Lady Rowena anbelangt," sagte Athelstane mit Entschiedenheit, „so muß ich hier bekennen, daß sie meine Verlobte ist. Ich werde mich nie von ihr trennen und sollte ich von wilden Tieren zerrissen werden. Wamba hat heute Cedric das Leben gerettet, und ich werde das meinige hingeben, bevor —"

„Schweig, frecher Sachse!" donnerte de Bracy dazwischen. „Lady Rowena — die Braut eines Vasallen? Du träumst wohl, die Tage deiner sieben Königreiche seien wiedergekehrt? Die Prinzen des Hauses Anjou geben die Hand einer ihrer Mündel keinem Mann von solcher Abstammung, wie die deinige ist."

„Höre, stolzer Normanne!" rief Athelstane, „ich stamme aus älterer und reinerer Quelle, als ein bettelhafter Franzose, der seinen Lebensunterhalt damit fristet, daß er das Blut der Diebe verkauft, die sich um sein armseliges Banner scharen. Meine Ahnen waren Könige — weise im Rat und stark in der Tat. Sie wurden besungen von den Fahrenden und über ihren Grabstätten erbaute man stolze Münster."

„Was der Sachse eine schlagfertige Zunge hat!" spottete Front de Boeuf.

„Seine schlagfertige Zunge wird ihm wenig nützen," entgegnete de Bracy mit scheinbarem Gleichmut. „Lady Rowenas Freiheit liegt in meiner Hand."

Hier meldete ein Diener die Ankunft eines Mönches, der an der Hinterpforte stehe und Einlaß begehre.

„Ist es einer vom echten Schrot und Korn oder ein Betrüger?" fragte Front de Boeuf. „Untersucht ihn, Bursche — und laßt Ihr Euch wieder zum Narren haben, so werde ich Euch ein Fingerglied nach dem anderen abhacken lassen. Verstanden?"

„Jawohl, Herr!"

„Euer Zorn treffe mich, Mylord," sagte ein Vasall, „wenn er nicht ein echter Geistlicher ist. Euer Knappe Jocelin kennt ihn; es ist der dienende Bruder Ambrosius aus dem Kloster des Priors von Jorvaulx."

„Laßt ihn eintreten; vielleicht bringt er Nachricht von seinem Herrn. Führt die Gefangenen ab, und du, Sachse, überlege dir, was du soeben gehört hast."

„Ich fordere eine meinem Stand zukommende Verpflegung und Wohnung, wie sie jedem ziemt, der wegen Lösegeld in Unterhandlung steht," entgegnete mit Entschiedenheit Athelstane. „Übrigens bitte ich den Tapfersten unter euch, mir persönlich für den Angriff auf meine Freiheit Rechenschaft zu geben. Diese Botschaft sollte euch der Truchseß bringen. Nun habt ihr sie aus meinem eignen Munde vernommen, und ihr seid mir zur Antwort verpflichtet. — Hier liegt mein Handschuh!"

„Auf eines Gefangenen Herausforderung habe ich keine Antwort," entgegnete Front de Boeuf; „auch du darfst ihm keine geben, Bracy — John, hänge diesen Fehdehandschuh an das Ende eines Hirschgeweihes. Dort mag er solange bleiben, bis dieser Franklin ein freier Mann geworden ist. Sollte er dann seine Herausforderung noch aufrecht erhalten, dann soll er — beim Gürtel des heiligen Johannes — jemand finden, der sich nie weigerte, einem Feinde zu stehen. Ich werde ihn in des Teufels Reich hinabschicken."

Die Gefangenen verließen die Rüstkammer, und Ambrosius trat ein.

„Das ist der echte pax vobiscum," meinte Wamba, als er an dem Mönch vorüberging; „die andern waren bloß nachgemacht."

„Heilige Mutter Gottes!" begann der Mönch. „Wie freue ich mich, in Sicherheit und unter christlichen Händen zu sein!"

„In Sicherheit bist du," versetzte de Bracy, „und was das Christentum anbelangt, so steht hier der wackere Baron Reginald Front de Boeuf, dem jeder Jude ein Greuel ist, und hier der edle Tempelritter Brian von Bois-Guilbert, der es sich zur Aufgabe machte, Sarazenen zu erschlagen. Wahrlich, das sind der Anzeichen wahren Christentums genug. Oder forderst du mehr?"

„Ihr seid Freunde und Verbündete unseres ehrwürdigen Vaters des Priors Aymer von Jorvaulx," sagte der Mönch, ohne auf die Frage zu achten, „und schuldet ihm deshalb Hilfe sowohl vermöge eures Eides, als um der Barmherzigkeit willen. Schreibt doch schon der heilige Augustin in einer seiner Abhandlungen —"

„Schweig!“ fiel Front de Boeuf ihm ins Wort. „Wir haben weder Zeit noch Lust, gelehrte Auszüge aus den Schriften der Heiligen zu hören.“

„Heilige Maria!“ stöhnte der Mönch. „Wie gleichgültig sind doch diese Weltmenschen!“

„Wirf uns nicht Gleichgültigkeit vor,“ sagte der Templer; „sage uns lieber, ist der Prior gefangen oder nicht?“

„Er befindet sich in den Händen solcher, die dem Teufel dienen und das Wort der heiligen Schrift nicht beachten: ‚Lege deine Hand nicht an den Gesalbten des Herrn und tue einem Propheten nichts Böses.‘“

„So wartet unser neue Arbeit,“ meinte Front de Boeuf nachdenklich; „der Prior bedarf selbst der Hilfe, anstatt zu unserem Beistand herbeizukommen. — Sprich, Mönch, was erwartet dein Herr von uns?“

„Er bittet Euch, ihm entweder mit den Waffen oder mit dem geforderten Lösegeld, das sich ziemlich hoch beläuft, beizustehen.“

„Zum Teufel mit diesem Prior!“ rief Front de Boeuf. „Jedenfalls hat er diesen Morgen einen tüchtigen Schluck getan, daß er glaubt, ein normannischer Baron habe allezeit soviel Geld im Säckel, um einen geistlichen Herrn frei zu kaufen! — Und was unsere Hilfe mit den Waffen anbelangt, so können wir erst recht nicht helfen, da wir selbst von zehnfacher Übermacht eingeschlossen sind und jeden Augenblick einen Angriff zu gewärtigen haben.“

„Ich wollte es Euch schon sagen,“ erwiderte der Mönch; „aber Eure Heftigkeit ließ mich nicht dazu kommen. — Die Feinde werfen einen Damm gegen die Mauern Eures Schlosses auf und sammeln sich zum Sturm.“

„Auf die Wälle!“ befahl de Bracy. „Laßt die Schurken nicht aus dem Auge!“

Mit diesen Worten schritt er selbst auf einen kleinen Altan hinaus und rief in das Gemach zurück:

„Heiliger Denis, Ambrosius berichtet die Wahrheit. Sie bringen schon die Blendung, und ihre Schützen ziehen sich enger zusammen.“

Dann spähte Front de Boeuf nach außen, griff hastig nach seinem Hifthorn, stieß hinein und schickte seine Vasallen auf ihre Posten nach dem Walle.

„de Bracy," ordnete er an, „sieh nach der Ostseite, wo die Wälle niedrig sind — Brian, dein Beruf ist, die Westseite zu schützen. Ich selbst will hier Aufstellung nehmen. Beschränkt aber eure Anstrengung nicht bloß auf einen Punkt, werte Freunde! Heute müssen wir unsere Augen und Hände überall haben, ganz besonders da, wo der Angriff am heftigsten ist. Unsere Streitkraft ist leider gering; aber Mut und Entschlossenheit kann diesen Mangel decken. Wir haben es ja doch nur mit schuftigen Knechten zu tun."

„Aber, edle Herren," rief Ambrosius in dem Wirrwarr, „will keiner von euch die Botschaft unseres ehrwürdigen Priesters Aymer vernehmen? Ich bitte, erbarmt euch über ihn!"

„Wir haben jetzt nicht Zeit, auf deine Worte zu hören," entgegnete der wilde Front de Boeuf. — „Hallo, Klemens! Halte siedendes Öl und Pech für die Köpfe dieser verwegenen Verräter bereit! — Steckt mein Banner auf die Mauer, damit die Hunde sehen, daß sie es heute mit mir zu tun haben."

„Aber, Herr Ritter," flehte der Mönch weiter, „könnte nicht —"

„Ruhig!" donnerte ihn Front de Boeuf an. „Ich kann heute, wie ich schon betonte, auf solches Gerede nicht achten. — Sperrt ihn in die Kapelle, dort kann er seine Gebete leiern, bis der Kampf entschieden ist."

„Spotte nicht!" warnte Bracy. „Vielleicht bedürfen wir heute noch des Beistandes der Heiligen."

Währenddessen hatte der Templer das Verhalten der Belagerer genauer beobachtet als der ungeschlachte Front de Boeuf und sein leichtsinniger Gefährte.

„So wahr ich lebe," sagte er, „die Leute rücken mit seltener Ordnung an. Sie wissen jede Deckung, die ihnen Baum oder Strauch bieten, geschickt zu benutzen, und zeigen einen großen Mut. Trotzdem sie weder Banner noch Wimpel führen, so möchte ich doch wetten, daß ihr Befehlshaber ein echter, in der Kriegskunst wohl bewanderter Ritter ist."

„Dort ist er ja," rief de Bracy. „Ich erkenne ihn an dem wogenden Federbusch und der glänzenden Rüstung. — Bei Gott, es ist der schwarze Ritter, der dich, Front de Boeuf, im Turnier zu Ashby um den Sieg brachte."

„Dann ist mir ja heute Gelegenheit geboten, an dem Burschen

Rache zu üben," versetzte der Schloßherr stolz. „Jedenfalls ist er ein lumpiger Wicht, daß er in Ashby sein gutes Recht im Stich ließ. Wo Ritter sonst ihre Feinde zu suchen pflegen, würde ich ihn nicht gefunden haben; um so mehr freut es mich, ihn unter dieser schuftigen Bande zu sehen."

Jeder Ritter eilte an seinen Posten und stellte sich an die Spitze der Vasallen, die ihnen in nur geringer Zahl zur Verfügung standen, um die Mauern zu besetzen. Wärenddessen rückte der Feind immer näher an die Feste heran.

Zehntes Kapitel.

Das Dunkel lichtet sich. — Wie ein Ritter gern möchte, aber nicht kann. — In Todesqualen. — Gerechte Vergeltung.

Der Leser begleite uns einige Schritte rückwärts, damit wir ihm manches bisher Befremdliche erklären.

Als Ivanhoe ohnmächtig zu Boden sank und von aller Welt verlassen schien, beredete die wackere Rebekka ihren Vater, den tapferen, jungen Krieger vom Turnierplatz nach dem Hause in Ashby überführen zu lassen, das sie zur Zeit bewohnten. Unter anderen Umständen würde der an sich gütige und wohltätige Isaak sofort eingewilligt haben, allein vorerst mußten die Vorurteile und die Ängstlichkeit seines unterdrückten Volkes, die ihn beschlichen, beschwichtigt werden.

„Bei Gott," rief er, „es ist ein mutiger Jüngling, und mein Herz blutet beim Anblick des Blutes, das seine gestickte Schärpe befleckt — aber ihn in unser Haus bringen! Das geht nicht — das Gesetz verbietet uns, mit Fremden und Heiden zu verkehren, es sei denn geschäftlich nötig."

„Willst du dich lieblos zeigen, Vater?" entgegnete Rebekka. „Freilich sollen wir Feste und Bankette nicht mit ihnen teilen; aber wird nicht in der Not und im Unglück der Heide zum Bruder des Juden?"

„Da magst du recht haben, Kind," meinte Isaak. „Wenn ich nur wüßte, wie Rabbi Jakob Ben Tudela darüber dächte. — Aber höre, Rebekka, der gute Jüngling darf nicht verbluten. Laß Seth und Reuben ihn nach Ashby tragen.

„Dann ist es das beste, wir legen ihn in meine Sänfte und ich besteige den Zelter," sagte Rebekka.

„Fürchtest du nicht die Blicke dieser Hunde von Ismael und Edom?" flüsterte ihr der Vater zu, der argwöhnisch auf die Menge der Ritter und Knappen schaute.

Rebekka ließ sich durch diese Worte nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Da zupfte sie ihr Vater am Ärmel und sagte ihr leise ins Ohr:

„Wie aber, wenn der Jüngling in unserer Wohnung stirbt? Man wird uns anklagen, an seinem Tode schuld zu sein, und dann wird uns das Volk in Stücke zerreißen."

„Sei nicht ängstlich," tröstete Rebekka; „er wird nicht sterben, wenn wir ihm unsere Hilfe nicht entziehen. Wenn wir es allerdings täten, dann wären wir Gott und Menschen für sein Blut Rechenschaft schuldig."

„Es bereitet mir Schmerzen, sein Blut fließen zu sehen," sagte Isaak gerührt. „Wir wollen ihm helfen. Du bist ja in der Heilkunst so wohl unterrichtet und verstehst aus der verborgenen Kraft der Kräuter so wohltuende Getränke zu bereiten, daß dir gewiß die Heilung nicht fraglich erscheint. Tue also, wie deine Seele dir gebietet. Du bist ein gutes Mädchen, ein Segen für mein Haus, die Krone unseres Volkes."

Isaaks Befürchtungen waren nicht unbegründet; die edelmütige Aufopferung seiner Tochter setzte sie bei ihrer Rückkehr nach Ashby wirklich den unheimlichen Blicken Brians aus. Er ritt verschiedene Male an ihnen vorüber und richtete dabei seine Augen fest auf die schöne Jüdin. Welche Folgen diese Bewunderung ihrer Reize in dem Wüstling hervorrief, haben wir bereits gesehen, als der Zufall sie in die Gewalt dieses Mannes brachte. —

In ihrer Wohnung angekommen ging Rebekka sofort daran, die Wunden ihres Patienten mit eigener Hand zu untersuchen und zu pflegen. Sie war, wie alle Frauen jener Zeit, in allen medizinischen Kenntnissen sehr bewandert, so daß man zu der Vermutung

gelangte, sie sei im Besitz besonderer Geheimnisse der Heilkunde. Es blieb daher auch nicht aus, daß man die schöne, kenntnisreiche Jüdin — wenigstens von ihren Stammesgenossen — mit bewundernder Ehrfurcht anschaute. Ja selbst ihr Vater empfand neben seiner Liebe solche Verehrung vor ihren Talenten, daß er ihr größere Freiheit gestattete, als die Gebräuche seines Volkes dem weiblichen Geschlecht zu gewähren pflegten; auch beugte er sich sonst gern unter ihren Willen.

Als Ivanhoe in der Wohnung des Juden ankam, war er infolge des starken Blutverlustes noch besinnungslos. Rebekka untersuchte die Wunden und erklärte ihrem Vater, wenn kein Fieber eintrete und der Balsam Miriams, den sie mit sich führte, seine Heilkunst nicht eingebüßt habe, dann sei für das Leben des Gastes keine Gefahr mehr vorhanden — er könne dann schon am folgenden Tage die Reise nach York mit ihnen unternehmen.

Isaak blickte bei diesen Worten seine Tochter etwas betroffen an. Er beabsichtigte nämlich, den Verwundeten in Ashby unter der Pflege des Hebräers zurückzulassen, dem das Haus gehörte, und letzterem die Versicherung zu geben, er würde alle Kosten bestreiten. Aber gegen diesen Plan erhob Rebekka zwei wichtige Einwendungen. Einmal wollte sie den kostbaren Balsam keinem anderen Arzt überlassen, aus Furcht, ihr Geheimnis möchte ergründet werden; zum anderen sagte sie, dieser verwundete Ritter, Wilfred von Ivanhoe, sei ein Günstling des Königs Richard Löwenherz. Falls dieser aber wieder in sein Land zurückkehrte, würde Isaak, der dessen Bruder Johann durch große Geldsummen in seinen aufrührerischen Unternehmungen unterstützt hatte, einen mächtigen Beschützer brauchen können.

„Du redest klug, Rebekka," sagte Isaak. „Es wäre Leichtsinn, die Geheimnisse deines Balsams zu verraten; wir dürfen das Gute, das uns Gott erwiesen, nicht leichtfertig an andere verschwenden — seien es Talente von Gold und Silber oder die verborgenen Geheimnisse eines weisen Arztes. Und was Richard Löwenherz anbelangt, so wäre es wahrlich besser für mich, in die Klauen eines arabischen Löwen zu fallen, als in die seinigen, wenn er um meine Verbindung mit seinem Bruder weiß. Ich befolge also gern deinen Rat. Wir lassen diesen Jüngling mit uns nach York reisen. Dort mag er so lange bei uns wohnen, bis seine Wunden vollständig geheilt sind. Kehrt dann Löwenherz wirklich zurück — und man

erzählt sich's ja als Tatsache — dann soll mir dieser Ivanhoe eine Schutzwehr gegen des Königs Angriffe sein; kehrt er aber nicht heim, nun so, denke ich, wird die Ehrlichkeit Wilfreds uns alle Auslagen ersetzen, die wir um seinetwillen gehabt haben. Er hat ja gestern und heute reiche Schätze mit seinem Schwert und seiner Lanze erworben. Also können wir vorerst in jeder Beziehung uns zufrieden geben."

Ivanhoes Bewußtsein kehrte in später Abendstunde zurück. Trotzdem war er noch nicht im stande, sich die Umstände in das Gedächtnis zurückzurufen, die seiner Ohnmacht auf dem Turnierplatz vorangegangen waren. Als er nach einem Versuch, den Vorhang seines Lagers zurückzuziehen, wobei er große Schmerzen litt, sich umschaute, befand er sich zu seiner großen Verwunderung in einem prachtvoll ausgestatteten Gemach von so ausgeprägt orientalischem Charakter, daß er im ersten Augenblick zweifelte, ob er nicht während seines Schlafes nach Palästina zurückversetzt worden sei. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als unter der Tür eine weibliche Gestalt erschien, die in morgenländische Kleider gehüllt und von einem schwarzen Diener gefolgt war. Ivanhoe wollte die schöne Dame anreden; sie aber legte ihre Hand auf die Lippen und deutete ihm an, daß er schweigen möge. Nun löste der Diener den Verband, und die Jüdin überzeugte sich selbst von dem befriedigenden Zustande der Wunde. Ihre Aufgabe löste sie mit so würdevoller Bescheidenheit, daß sie in nichts gegen die strengsten Forderungen des Anstandes verstieß. Man hatte keineswegs den Eindruck, daß ein schönes, junges Weib die Wunden eines jugendlichen Mannes verband, sondern bloß den, daß eine warmherzige Samariterin die Schmerzen ihres Nächsten linderte und den Gefahren des Todes trotzte. Rebekkas Befehle, die sie in hebräischer Sprache gab, wurden von Reuben schnell und gewandt befolgt, und Ivanhoe ließ geduldig alles mit sich geschehen. Als die Unbekannte sich für einen Augenblick entfernen wollte, begann er in arabischer Sprache, die er auf seinen Reisen im Orient erlernt hatte und von der er glaubte, daß dieses Mädchen sie am ersten verstehen werde, eine kleine Unterredung.

„Holde Tochter Israels," sagte er, „ich bitte dich —"

„Ich bin aus England, Herr Ritter, und spreche englisch," fiel

sie ihm mit freundlichem Lächeln in die Rede. „Meine Kleidung und meine Abstammung gehören freilich einem anderen Lande an."

„Edles Mädchen," begann Ivanhoe wieder; aber auch hier unterbrach ihn Rebekka:

„Nennt mich nicht ‚edel', Herr Ritter; dieser Titel gebührt mir nicht. Es ist das beste, Ihr erfahrt es sofort, wer ich bin: Ich heiße Rebekka und bin die Tochter Isaaks von York, gegen den Ihr Euch vor kurzem so gütig und herablassend zeigtet. Mein Vater und ich halten es für unsere Pflicht, Euch eine solche Pflege angedeihen zu lassen, wie sie von Eurem Zustand gebieterisch gefordert wird."

In des Ritters Antlitz und Wesen war, als er die schönen Gesichtszüge, die ebenmäßige Gestalt und das glänzende Auge der lieblichen Rebekka betrachtete, eine seltsame Erregung zu erkennen, die freilich weiter nichts war, als jene allgemeine Huldigung, welche die Jugend der Schönheit stets zollt; aber Ivanhoe war ein viel zu gläubiger Christ, als daß er diesen Gefühlen in seinem Herzen längere Zeit Raum gegeben hätte — war doch Rebekka eine Jüdin, eine Tochter des verachteten israelitischen Geschlechtes.

Rebekka merkte das sehr wohl, ließ aber trotzdem nicht ab, für des Ritters Wohlergehen fortgesetzt tätig zu sein und ihm die aufopferndste Aufmerksamkeit zu widmen. Sie teilte ihm mit, daß sie gezwungen seien, nach York zurückzukehren und daß sie ihn in ihr eigenes Haus mitnehmen und dort bis zu seiner Wiederherstellung beherbergen wollten.

Ivanhoe erhob gegen diesen Plan ernsthafte Bedenken; er möchte — wie er sagte — seinen Wohltätern nicht so lange zur Last fallen. Dann fragte er, ob es in der Nähe nicht irgend einen sächsischen Edlen oder auch nur einen wohlhabenden Bauer gäbe, der ihn gegen entsprechende Vergütung so lange pflegen werde, bis er wieder im stande sei, seine Rüstung zu tragen.

„Befindet sich nicht auch ein Kloster in der dortigen Umgegend?" setzte er hinzu. „Oder könnte man mich nicht auch nach Burton bringen, wo Waltheoff, der Abt von St. Withold, seinen Wohnsitz hat?"

„Ich gestehe gern zu," entgegnete Rebekka, „daß jede dieser Wohnungen ein passenderer Aufenthaltsort für Euch ist, als das

Haus eines verachteten Juden; aber — und das ist wohl der Grund, weshalb Ihr hier bleiben müßt — Ihr könnt Eure Wohnung jetzt nicht wechseln, ohne auch mit dem Arzt zu wechseln. Gewiß ist es Euch bekannt, daß unsere Nation sich darauf versteht, Wunden zu heilen, und die Geheimnisse in der medizinischen Kunst sind von unserer Familie in Millionen Fällen erprobt worden. Kein Christ innerhalb der vier britischen Seen ist — ich wette darauf — im stande, Euch in vier Wochen so weit herzustellen, daß Ihr den Panzer tragen könnt!"

„Und in welcher Zeit gedenkst du es fertig zu bringen?" forschte Ivanhoe.

„Wenn Ihr Euch meinen Anordnungen fügt, in acht Tagen."

„So werde ich meine Ungeduld niederkämpfen und auf dem Bett ausharren," entgegnete der Ritter. „Geht aber dein Versprechen in Erfüllung, so soll mein Helm voll Goldstücke dich belohnen, ich mag sie wie immer gewinnen müssen."

„Ich gebe Euch die Versicherung, daß Ihr in acht Tagen Eure Rüstung tragt, vorausgesetzt, daß Ihr mir anstatt des angebotenen Geldes eine Bitte gewährt."

„Und welches wäre die Bitte?"

„Nur hinfort zu glauben, daß ein Jude einem Christen einen guten Dienst tun kann, ohne andern Lohn zu wünschen, als den Segen des großen Vaters da oben, der alle Menschen, einerlei ob Jude oder Heide, mit seiner allmächtigen Hand hervorgebracht hat."

„Daran habe ich noch nie gezweifelt, Mädchen," entgegnete Ivanhoe. „Ohne weitere Fragen und Bedenken vertraue ich mich deiner Geschicklichkeit an und hoffe zuversichtlich, in acht Tagen wieder hergestellt zu sein. — Doch nun laß uns von den Ereignissen des Tages sprechen. Weißt du mir etwas zu berichten von dem edlen Sachsen Cedric? — Von der holden Lady —?"

Hier hielt er inne, als zaudere er, Rowenas Namen in dem Hause eines Juden auszusprechen. — „Ich meine die Königin des Turniers."

„Von Euch erwählt, Herr Ritter — eine Wahl, die gleiche Anerkennung fand, wie Eure Tapferkeit."

Ivanhoe sah ein, daß er sich schon zu weit verraten hatte — er errötete.

„Ich wollte eigentlich weniger von ihr als vom Prinzen Johann sprechen," sagte er verlegen. „Auch hätte ich gern etwas über das Schicksal meines Knappen gehört und warum er nicht bei mir weilt!"

„Während ich Euch Auskunft gebe, bitte ich, sich vor jeder Aufregung sorgsam zu hüten," rief Rebekka; „auch möchte ich Euch Schweigen anempfehlen. Prinz Johann hob das Turnier plötzlich auf und setzte sich eifrig gegen York in Bewegung; sämtliche Edle, Ritter und Geistliche seiner Partei waren bei ihm. Man munkelt, er wollte sich die Krone seines Bruders aneignen."

„Das soll nicht ohne Kampf geschehen," entgegnete Ivanhoe, indem er sich von seinem Lager aufrichtete. „Ich will für Richards Recht die Waffen schwingen. Verlaß dich darauf, Rebekka!"

„An Eurer Tapferkeit habe ich nie gezweifelt," versetzte die Jüdin; „aber wenn Ihr Euren Vorsatz möglich machen wollt, dann müßt ihr meinen Anweisungen nachkommen und Euch ruhig verhalten."

„Gern, Rebekka, so ruhig, als es bei diesen unruhigen Zeiten mein Innerstes mir erlaubt. — Doch sage, wie geht es Cedric?"

„Sein Verwalter holte eben bei meinem Vater das Geld für die gekaufte Wolle ab. Bei dieser Gelegenheit hörte ich auch, Cedric und Athelstane hätten des Prinzen Schloß in argem Groll verlassen und seien auf dem Wege zur Heimat."

„Wohnte auch eine Dame dem Fest des Prinzen bei?" fragte Wilfred.

„Nein, Lady Rowena war nicht zugegen. — Was nun Euren treuen Knappen Kurt anbelangt —"

„Ah, du kennst seinen Namen!" staunte der Ritter. — „Doch ganz recht; er erhielt ja gestern aus deiner Hand hundert Zechinen."

„Pst," warnte Rebekka, „nicht davon sprechen! Man sieht doch wieder, wie leicht die Zunge etwas verrät, was das Herz geheim halten möchte."

„Aber meine Ehre fordert es, diese Summe deinem Vater mit Zinsen zurückzugeben."

„Das soll bei Euch stehen," antwortete Rebekka; „doch jetzt denkt an weiter nichts als an Eure Genesung!"

„Ich werde es tun; doch zuvor noch ein Wort über Kurts Schicksal, wenn ich bitten darf!"

„Es tut mir leid, Euch die Mitteilung machen zu müssen," begann Rebekka, „daß er auf Cedrics Befehl in Haft genommen wurde."

Ivanhoe wurde über diese Nachricht tief betrübt, und als das die Jüdin sah, setzte sie tröstend hinzu:

„Oswald meinte indes, Cedric würde ihm wohl vergeben, zumal er doch stets ein treuer Knecht war und das Vergehen nur aus Liebe zu Cedrics Sohn beging. Übrigens trage man sich mit dem Gedanken, Kurt unterwegs entschlüpfen zu lassen, falls Cedrics Zorn nicht nachlassen sollte."

„Der Herr mache sie stark, daß sie ihren Vorsatz ausführen!" seufzte Ivanhoe. Dann setzte er laut hinzu: „Ich scheine dazu erkoren, alle, die mir Gutes erwiesen, ins Unglück zu stürzen: die Schönste ihres Geschlechts kam durch meine Auszeichnung in Kummer und Verdruß — mein König, der mich schützte und liebte, sieht den Bruder, der ihm am tiefsten verpflichtet ist, die Waffen gegen ihn erheben — und nun kann es noch kommen, daß mein Vater in seinem Grimm diesen armen Knecht tötet, bloß weil er mir in Treue anhängt. Du siehst, Rebekka, ich bin ein tief unglücklicher Geselle und du pflegst vielleicht — einen Unwürdigen. Darum sei weise und laß mich ziehen, bevor das Unglück, das mich wie ein Bluthund verfolgt, auch dich erreicht!"

„Ihr urteilt zu schwarz über Eure Lage, Herr Ritter!" versetzte die Jüdin. „Ist es nicht eine Schickung von oben, daß Ihr Eurem Land in dem Augenblick wiedergegeben werdet, wo es eines starken Armes und eines mutigen Herzens am meisten bedarf? Darum habt Vertrauen! Euere Hand wird noch Wunder tun! Lebt wohl — nehmt den Trank, den Euch mein Diener bringen wird, und dann überlaßt Euch der Ruhe, die Ihr zur morgigen Reise nötig habt!"

Ivanhoe kam den Anordnungen seiner Pflegerin in allen Stücken nach, und der beruhigende Heiltrank versenkte ihn in einen süßen Schlummer. Am anderen Morgen fühlte sich der Ritter wohl genug, die Strapazen der Reise ertragen zu können. Vorsichtig bettete man ihn in eine Sänfte und traf alle erdenklichen Anstalten zu seiner Bequemlichkeit. Nur in einem Punkte wurde die Behaglichkeit des Verwundeten völlig außer acht gelassen. Isaak, in steter Angst vor Räubern und marodierenden norman-

nischen Edlen, reiste mit großer Hast und hielt kurze Ruhepausen und noch kürzere Mahlzeiten, so daß er Cedric und Athelstane, die bereits verschiedene Stunden früher aufgebrochen waren, noch überholte. Auf einen anderen Kranken hätten diese Umstände vielleicht nachteilig eingewirkt, allein die Heilkraft jenes Balsams war so groß und Wilfreds Konstitution so kräftig, daß die Reise für ihn keine üblen Folgen nach sich zog, worüber sich Rebekka, die ihren Vater in diesem Fall nicht zum Nachgeben hatte bewegen können, natürlich herzlich freute. — Zum anderen erzeugte die Hast, mit welcher Isaak reiste, allerlei Zank unter den Leuten, die er zum Tragen der Sänfte gemietet hatte. Diese Leute, meistens Sachsen, waren nicht frei von ihrer nationalen Vorliebe für Behaglichkeit und guten Tisch, was die Normannen böswillig als Trägheit und Völlerei brandmarkten. Sie hatten sich dem Juden in der Hoffnung vermietet, es sich wohl sein zu lassen. Nun sie ihre Erwartungen nicht erfüllt sahen, entstand ein heftiger Streit über die ihnen zu jeder Mahlzeit zu liefernde Quantität Wein und Ale, ja es kam sogar so weit, daß Isaak von den feilen Burschen, auf deren Schutz er gerechnet hatte, gerade in dem Augenblick verlassen wurde, wo er ihrer Hilfe am ersten bedurfte.

In dieser traurigen Lage befanden sich der Jude, dessen Tochter und der Verwundete, als sie, wie bereits früher erzählt, in die Gewalt de Bracys und seiner Freunde fielen. Anfänglich wollte man die Sänfte stehen lassen; als aber de Bracy in seiner Neugierde hineinschaute und dort den Verwundeten erblickte, den er für einen Geächteten hielt, ließ er sie mit sich führen. Wilfred von Ivanhoe gab sich freimütig zu erkennen und trotz allen Leichtsinns, der in de Bracys Brust saß, hielten den Ritter doch die Gefühle seiner Ehre davon ab, dem kampfunfähigen Ivanhoe ein Leid anzutun, oder ihn an Front de Boeuf zu verraten. Dieser würde sich kein Gewissen daraus gemacht haben, den Mitbewerber um das Lehen Ivanhoe zu Tode zu martern. Im Schloß wurde daher der jugendliche Ritter von den Knappen als vorgeblich verwundeter Kamerad in ein entlegenes Gemach getragen, und als Front de Boeuf die Burschen zur Zeit des Angriffs zur Rede stellte, weshalb sie nicht auf die Zinnen eilten, gaben sie ihm die Antwort, es sei ein im Kampf verletzter Krieger.

„Ein verletzter Krieger?“ rief Front de Boeuf ebenso erstaunt, als zornig. „Kann man sich da wundern, wenn Bauern sich erfrechen, ein Ritterschloß zu belagern, und Narren und Schweinehirten ein geharnischtes Schreiben an edle Ritter senden, wenn Gepanzerte das Bett eines Kranken schützen? Marsch, auf die Zinnen, ihr Mannen! Oder ich mache euch zu Wurmmehl!“

„Wir wünschen nichts sehnlicher, als an dem Kampfe teilzunehmen,“ entgegneten die Männer; „aber unser Gebieter befahl uns, den Sterbenden zu pflegen —“

„Was, ein Sterbender ist es?“ fiel ihnen der Ritter ins Wort. „Ich versichere euch, wir werden bald alle Sterbende sein, wenn wir noch länger hier müßig stehen. Doch will ich eurem elenden Kameraden eine andere Wartung besorgen. — Heda, Ursula! — Hexe! — Teufelsbraten! Hörst du nicht?“

„Ich komme,“ antwortete eine Stimme auf dem Gang, und bald betrat Ulrika das Zimmer.

„Pflege diesen Kranken!“ befahl er. — „Ihr aber“ — und damit wandte er sich an die Knechte — „schert euch auf die Wälle und tut eure Schuldigkeit!“

So befand sich Ivanhoe unter der Pflege Ulrikas; doch diese, von düstern Racheplänen erfüllt, übertrug so schnell als möglich der Jüdin das lästige Amt.

* * *

Rebekka, in dessen Pflege sich Ivanhoe wieder befand, wunderte sich über die seltene Freudigkeit, die sie selbst in den Augenblicken der Belagerung erfüllte, da sie doch beide von Not und Tod bedroht waren. Als die Jüdin sich nach seinem Befinden erkundigte, verriet sie durch den sanften, weichen Ton ihrer Sprache ein tieferes Interesse an dem Ergehen des Kranken, als sie selbst hätte zugestehen wollen.

Ein kaum hörbarer Seufzer entfloh seinen Lippen, als er bloß im Tone höflicher Freundschaft antwortete:

„Ich danke dir, liebe Rebekka; ich fühle mich heute körperlich ganz wohl —“

„Er nennt mich ‚liebe‘ Rebekka,“ sagte sie leise zu sich; „aber aus dem gleichgültigen Ton seiner Worte merke ich, daß ihm sein

Streitroß und sein Hund doch lieber sind, als die verachtete Jüdin."

„Meine Seele wird nur von einer großen Unruhe gefoltert," fuhr Ivanhoe fort. „Aus den Reden meiner früheren Wärter entnehme ich, daß ich ein Gefangener bin, und wenn ich recht gehört habe, so befinde ich mich gegenwärtig im Schlosse Front de Boeufs. Ist dem so, wie kann ich dann Lady Rowena und meinen Vater schützen?!"

„Er denkt nur an Christen," sagte Rebekka zu sich, „und von meinem Vater und mir spricht er gar nicht, obgleich wir doch so viel Gutes an ihm getan haben. Jedenfalls ist es für mich eine Strafe von Gott; meine Gedanken weilten mehr bei diesem Christen als bei meinen Volksgenossen."

Obgleich sich Rebekka in ihrem Innern verletzt fühlte, teilte sie dem Verwundeten doch in freundlichen Worten mit, daß das Schloß von dem Tempelherrn Brian von Bois-Guilbert und Reginald Front de Boeuf verteidigt und von einer Streitmacht belagert werde — von wem, wußte sie nicht. Zum Schluß sagte sie, daß ein christlicher Priester im Schlosse anwesend sei, der wisse vielleicht besser Bescheid als sie.

„Ein christlicher Priester!" rief Ivanhoe erfreut aus. „Ich bitte dich, Rebekka, führe ihn, wenn du kannst, zu mir. Sage ihm, ein Kranker bitte um seinen geistlichen Beistand. Ich muß etwas unternehmen. Wie aber kann ich mich für das eine oder andere entscheiden, ohne zu wissen, was draußen vorgeht?"

Hierauf hatte Rebekka durch Ulrika jenen mißlungenen Versuch gemacht, Cedric zu dem Verwundeten zu führen. Als sie dann an Ivanhoes Seite zurückkehrte und ihm den Mißerfolg ihrer Sendung mitteilte, ging schon alles im Schloß drunter und drüber. Von Minute zu Minute wuchs die Gefahr. Schwere klirrende Schritte der Bewaffneten dröhnten durch die Hallen und die zu den Zinnen und Wällen führenden Gänge und Treppen. Kommandoworte erschallten — darauf Waffengeklirr und Kampfgeschrei bis in diese entlegene Ecke des Schlosses, wo Ivanhoe von Rebekka gepflegt wurde.

Trotz des grausigen Klanges dieser eigenartigen Töne lag doch in der ganzen Situation etwas Großartiges, das auf das

weiche, empfindsame Gemüt der edlen Jüdin mächtig einwirkte. Ihre Wangen waren erbleicht, aber ihre Augen blitzten, und halb vor Angst, halb unter dem Eindruck der Erhabenheit des Augenblicks zitternd, betete sie: „Herr hilf!“ Ivanhoe aber glich einem feurigen Schlachtroß, das zur Untätigkeit verdammt ist. Er sehnte sich danach, an dem Kampf teilnehmen zu können.

„Hätte ich nur einen Bogen,“ sagte er, „um auch einen Pfeil abzusenden — oder eine Streitaxt, um doch wenigstens einen Streich zu unserer Befreiung zu führen. — Aber alles ist vergebens — ich bin ohne Kraft und ohne Waffen!“

„Seid unbesorgt, edler Ritter,“ entgegnete Rebekka, „es wird wahrscheinlich nicht zum Kampf kommen — die Töne sind plötzlich verstummt.“

„Das ist die Stille vor dem Sturm,“ rief Ivanhoe. „Jetzt haben sich alle Mannen auf ihre Wallposten begeben und warten auf den Angriff. — O, könnte ich doch jenes Fenster erreichen, um Zeuge des bald losbrechenden Unwetters zu sein!“

„Der Versuch, Euch dorthin zu bringen, würde Eurer Gesundheit nur schädlich sein,“ versetzte die Pflegerin; „aber ich will selbst ans Gitter treten und Euch, so gut ich's kann, von dem, was ich sehe, Bericht erstatten.“

„Nein,“ rief Wilfred; „das sollst du nicht. Jedes Fenster wird bald zur Zielscheibe ihrer Geschosse werden. Leicht könnte dich ein Pfeil treffen.“

„Das würde mir sehr lieb sein!“ flüsterte Rebekka und schritt mutig auf das Fenster los.

„Teures Mädchen — Rebekka!“ warnte Ivanhoe. „Das ist kein Zeitvertreib für dich. Setze dich nicht dem Tode aus und belade mich nicht mit Gewissensbissen, die Ursache davon zu sein! Wenn du aber mit Gewalt willst, so decke dich wenigstens mit jenem alten Schild und laß dich so wenig als möglich blicken!“

Gern kam Rebekka diesen letzten Weisungen nach, stellte den großen Schild gegen das untere Ende des Fensters und suchte dann mit großer Gewandtheit Deckung hinter ihm. Dabei konnte sie, da das Fenster gerade eine Ecke des Hauptgebäudes einnahm, die Vorgänge außerhalb des Schlosses beobachten und sie dem Ritter mitteilen. Allem Anschein nach sollte dies Außenwerk des Schlosses

den ersten Angriff aushalten. Es war der Teil, durch dessen Hinterpforte Front de Boeuf Cedric entlassen hatte. Da das Gebäude durch den Schloßgraben von der übrigen Festung getrennt war, so konnte, falls es vom Feinde genommen wurde, die Verbindung mit dem Hauptgebäude schnell durch Entfernung der transportablen Brücke aufgehoben werden. Der Hintertür gegenüber hatte man an dem Außenwerk eine Ausfallpforte angebracht, die von starken Palisaden umgeben war.

Rebekka konnte von ihrem Platze aus die Zahl der zur Verteidigung bestimmten Bewaffneten mit Leichtigkeit erkennen; ebenso bemerkte sie deutlich die Absicht der sich sammelnden Feinde, wie er diesen schwächsten Teil des Schlosses zu seinem Angriffspunkt wählte.

„Der Waldrand," sagte sie, „scheint ganz mit Bogenschützen besetzt zu sein, obgleich nur wenige aus seinem Schatten herausgetreten sind."

„Wie sieht ihr Banner aus?"

„Ich sehe keins," antwortete Rebekka.

„Das ist mir ein Rätsel," murmelte Ivanhoe. „Kannst du ihre Anführer erkennen?"

„Am auffälligsten ist ein Ritter in schwarzer Rüstung," entgegnete die Jüdin. „Er ist vollständig geharnischt und scheint Befehlshaber zu sein."

„Welches Wappen trägt sein Schild?"

„Eine Eisenstange und ein blaues Vorhängeschloß auf schwarzem Grund."

„Das ist mir unbekannt," versetzte der Ritter. „Kannst du das Motto nicht lesen?"

„Nein; die Entfernung ist noch zu weit."

„Fallen dir keine anderen Führer mehr auf?" fuhr Ivanhoe fort.

„Bis jetzt nicht. Es könnte aber möglich sein, daß das Schloß noch von einer zweiten Seite angegriffen wird. — Heiliger Vater!" rief sie plötzlich, „jetzt gehen sie zum Sturm vor! Gott, welcher Anblick! — Die Vordersten tragen große Schilde und aus Planken gezimmerte Bollwerke, die übrigen rücken nach und senken die Bogen. — Jetzt erheben sie sie —! Herr, Allmächtiger, nimm uns in deinen Schutz!"

In diesem Augenblick ertönte das Angriffssignal, und als Entgegnung darauf schmetterte von der Schloßzinne herab eine Fanfare der normannischen Trompete, in das sich das lärmende Gerassel der Kesselpauken und das wilde Geschrei der Krieger mengte. Die Sachsen riefen: „Hoch Altengland!", die Normannen aber brüllten je nach dem Kriegsruf ihrer Führer: „Hoch lebe de Bracy! — Front de Boeuf!"

Bloßer Lärm entscheidet niemals den Kampf — so auch hier nicht; die verzweifelten Anstrengungen der Angreifer stießen auf eine ebenso mannhafte Verteidigung von seiten der Belagerten. Die durch das freibeuterische Leben äußerst gewandt gewordenen Bogenschützen schossen so wacker, daß kein freier Punkt an dem Körper der Verteidiger ihren Pfeilen entging. Heftige, hageldichte Salven flogen auf jede Öffnung und Spalte der Mauern und Zinnen und verwundeten einige der Belagerten, während zwei oder drei bei dieser Gelegenheit den Tod fanden. Front de Boeufs Anhänger und Verbündete zeigten hinter ihren schützenden Panzern eine ausdauernde Hartnäckigkeit in der Verteidigung, die ganz der ungestümen Wut des Angriffs entsprach. Die Sachsen beantworteten den Schauer von Pfeilen mit Bolzen ihrer Armbrüste, Pfeilen ihrer Bogen und mit anderen Wurfgeschossen. Da die Belagerer nur schlechte Deckung hatten, so erlitten sie weit größeren Schaden, als sie solchen den Normannen zufügten. In das surrende Getöse der hin und her schwirrenden Geschosse drang nur zuweilen das Geschrei der einen oder anderen Partei, welche eben einen empfindlichen Verlust erlitten oder verursacht hatte. Ivanhoe war außer sich vor Ungeduld.

„Könnte ich doch auch mittaten!" rief er. „O, es ist zu schrecklich, hier liegen zu müssen, während alle andern kämpfen und ehrenvoll bluten! — Sieh noch einmal hinab, gutes Mädchen, und sage mir, ob sie zum Sturm vorgehen! Nimm dich aber vor den Pfeilen und Bolzen in acht!"

Mit fester Entschlossenheit schob Rebekka das kleine Fenster aus dem Rahmen, hielt den Schild vor sich und schaute hinunter.

„Was siehst du, Wackere?" fragte der Ritter.

„Nichts als Pfeile. Sie fliegen so dicht, daß sie meine Augen blenden und die Schützen verbergen, die sie abschießen."

„Diese Kampfweise ist unnütz," entgegnete Ivanhoe. „Was können Pfeile gegen steinerne Mauern und Bollwerke ausrichten? Nichts! — Sieh dich nach dem schwarzen Ritter um, schönes Mädchen! Achte darauf, wie er sich benimmt; denn ihm als Führer werden die anderen folgen."

„Er scheint verschwunden zu sein."

„Was, verschwunden?" rief Ivanhoe. „Verläßt ein Steuermann das Ruder, wenn der Sturm am heftigsten tobt?"

„Ich sehe ihn jetzt!" jubelte Rebekka. „Eben führt er einen Trupp seiner Leute dicht unter die eiserne Schranke des Außenwerks. — Jetzt läßt er die Pfähle und Palisaden umhauen. Sein hoher schwarzer Helmschmuck wogt über der Menge wie ein Rabe über dem Leichenfeld! — Ha, endlich haben die Tapferen eine Bresche in die Schranken geschlagen — sie fluten herein! — O weh, sie werden wieder zurückgeworfen! Front de Boeufs Riesengestalt steht an der Spitze der Verteidiger. — Ah, jetzt wendet sich das Blättlein; die Sachsen drängen wieder in die Bresche — sie erkämpfen sich den Durchgang; Mann gegen Mann, Faust gegen Faust!"

Entsetzt wandte Rebekka den Kopf vom Fenster ab, als könnte sie den grausigen Anblick nicht länger ertragen.

„Sieh weiter nach, Rebekka!" bat Ivanhoe.

Die Jüdin gehorchte, und als sie eben wieder hinab schaute, rief sie:

„O Gott, Front de Boeuf und der schwarze Ritter kämpfen in der Bresche gegeneinander — Mann gegen Mann unter dem Gebrüll ihrer Vasallen! — Möchte doch der Himmel den Gefangenen und Unterdrückten gnädig sein!"

Nach wenigen Minuten schrie Rebekka laut:

„Er ist gestürzt, er ist gestürzt!"

„Wer?" fragte rasch Ivanhoe.

„Der schwarze Ritter!" entgegnete Rebekka ängstlich, setzte aber sofort in freudiger Hast hinzu: „Doch nicht — er steht wieder und kämpft mit erneuter Kraft. — Ach, sein Schwert ist gebrochen — jetzt entreißt er einem Vasallen die Streitaxt und dringt auf Front de Boeuf ein — der Riese wird getroffen und schwankt wie die Eiche unter der Axt des Holzfällers — er stürzt!"

„Front de Boeuf?“ forschte Ivanhoe.

„Ja,“ erwiderte jubelnd Rebekka. „Seine Kameraden eilen ihm, geführt von dem stolzen Templer, zu Hilfe. Ihre vereinte Kraft hält den schwarzen Ritter zurück — sie bringen Front de Boeuf hinter die Mauern in Sicherheit.“

„Sind die Schranken von den Belagerern noch nicht genommen?“ fragte Ivanhoe.

„Soeben ist es ihnen gelungen,“ antwortete Rebekka. „Die Belagerten werden hart bedrängt. Einige der Angreifer legen Leitern an, andere klettern auf die Schultern der Vordermänner, und Steine, Baumstämme und Balken fallen auf ihre Köpfe; aber so schnell sich auch die Verwundeten zurückziehen, ebenso schnell füllen sich wieder die Lücken mit frischen Männern.“

„Wer ist im Vorteil, Rebekka?“

„Die Belagerten. — Die anderen liegen zum großen Teil unter den umgefallenen Leitern, wie zerschmettertes Gewürm.“

„Ziehen sich die Angreifer zurück?“ fragte der Ritter weiter.

„Nein,“ erwiderte Rebekka; „sie zeigen sich tapfer und kühn. Ganz besonders mutig ist der schwarze Ritter. Er dringt mit hocherhobener Hand auf die Hinterpforte ein — laut krachen die Streiche, die er mit starkem Arm auf dieselbe ausführt —, es fällt ein Hagel von Steinen und Pfeilen auf den Wackeren; aber er achtet sie nicht mehr, als wären es Federn.“

„So wahr ich lebe, ich war vermessen!“ rief Ivanhoe, sich auf dem Lager emporrichtend. „Ich glaubte, es gäbe in ganz England nur einen Mann, der solches leisten könnte — und das wäre ich —“

„Die Hintertür,“ fiel ihm Rebekka ins Wort, „zersplittert eben unter des Schwarzen wuchtigen Hieben — sie stürmen herein — das Außenwerk ist genommen! — Barmherziger Himmel! — sie schleudern die Verteidiger von den Zinnen hinab in den Schloßgraben.“

„Wie steht es mit der Brücke?“ forschte Ivanhoe weiter. „Haben sie diese auch schon genommen?“

„Bis jetzt noch nicht. Sir Brian hat die schmale Planke, die als Brücke diente, zerstört. Nur wenige der Verteidiger

retteten sich mit ihm ins Schloß. Hört Ihr nicht das Schreien der übrigen? Es verkündet ihr Schicksal. O, es ist schrecklich, einer solchen Metzelei zuzusehen!"

Rebekka wandte sich schaudernd ab.

„Ich bitte dich, Mädchen, schau noch einmal hinaus! Wir müssen uns stark stellen," sagte Ivanhoe. — „Was geschieht?"

„Es scheint vorbei zu sein," antwortete Rebekka; „unsere Freunde, die Sachsen, verschanzen sich in dem eroberten Außenwerk, das ihnen jedenfalls guten Schutz bietet."

„Du irrst, meine Schöne," versetzte Ivanhoe; „meine Stammesbrüder werden ein so glücklich begonnenes und ruhmreich fortgeführtes Unternehmen niemals vor der Zeit aufgeben. Ich habe das feste Vertrauen zu dem wackeren Ritter, daß er voll und ganz das Seine tun wird. — Es wäre seltsam, wenn es zwei gäbe, die eine Tat von solchem Wagemut ausführen können! — Handfesseln und ein Vorhängeschloß, blau auf schwarzem Grunde — hm, was soll das bedeuten? — Siehst du weiter nichts Auffallendes an dem Ritter, Rebekka?"

„Nein," erwiderte die Jüdin; „alles an ihm ist schwarz. Er eilt in das Getümmel, wie zu einem Freudenfest. Nicht aber imponiert an ihm die rohe Kraft allein, sondern man merkt es ihm an, daß Seele und Geist seinen Arm und sein Schwert stählen. O, es ist etwas Herrliches, einen einzigen Mann über Hunderte triumphieren zu sehen! — Möchte ihm Gott die schwere Schuld des Blutvergießens vergeben!"

„Du schilderst einen Helden, Rebekka! Doch was treiben die anderen, die Sachsen? Jedenfalls gönnen sie sich nicht lange Ruhe. Sie werden alle Hebel in Bewegung setzen, über den Festungsgraben zu kommen; denn unter einem solchen Führer, wie du diesen schwarzen Ritter maltest, gibt es kein kaltblütiges Zaudern, keine feigherzige Furcht, kein Aufgeben des Kampfpreises, und wenn er noch so schwierig zu erobern wäre. Ich schwöre es vor Gott, dem Allmächtigen, gern wollte ich zehnjährige Gefangenschaft ertragen, wenn ich nur einen Tag an der Seite dieses Helden kämpfen dürfte!"

„Eure Ungeduld wird Euren kranken Zustand nur verschlimmern," warnte Rebekka, indem sie sich dem Lager des Ver-

Zu Seite 224.

wundeten näherte. „Wie könnt Ihr schon daran denken, anderen Wunden zuzufügen, bevor die Eurigen noch nicht geheilt sind!"

„Du mußt wissen, daß es für einen an kriegerische und ritterliche Ehren Gewöhnten nichts Unangenehmeres gibt, als müßig und untätig bleiben zu müssen, wo es gilt, Mannesmut durch die Tat zu beweisen. Unsere Nahrung ist die Kriegsluft, unser Lebens- odem das Kampfgewühl. Wir wünschen nur dann zu leben, solange wir Sieg und Ruhm genießen —"

„Aber," fiel Rebekka ein, „opfert Ihr Euch nicht schließlich doch nur dem Dämon des Scheinruhms? Was bleibt Euch als Preis für alle durch Eure Taten verursachten Tränen, wenn der Tod den Arm des kräftigen Mannes lähmt und alle Kriegsluft ein Ende hat?"

„Was dem Ritter bleibt?" fragte Wilfred hastig. „Der Ruhm natürlich, der Ruhm! Er vergoldet unser Grabmal, verewigt unsere Namen!"

„Ach ja, der Ruhm!" wiederholte die Jüdin nachdenklich. „Sind die verwitterte Inschrift und der verrostete Panzer auf dem verfallenen Grabmal wirklich genügende Ersatzmittel für das Opfer jeder liebevollen Neigung, für ein Leben, das Euch im Elend verfließt, damit Ihr auch andere elend macht? Oder liegt das Geheimnisvolle des Ritterwesens in den Liedern der fahrenden Sänger, die Euch Helden vor die Augen stellten, denen Ihr nachzuleben bestrebt seid?"

„Bei Gott," rief Wilfred ärgerlich aus, „du sprichst ja von Dingen, die du nicht verstehst, Mädchen! Nach deinem Sinn müßte der Edelgeborne mit dem Bauer auf eine Stufe gestellt werden. Aber wisse, wir stellen unsere Ehre höher als unser Leben, machen uns zu Siegern über Schmerz, Mühsale und Leiden und zittern vor keinem Übel als vor der Schande. Dir sind, da du nicht dem Christentum angehörst, diese großen Empfindungen vielleicht fremd. Bedenke, was ich dir sage: das Rittertum ist die Hilfe des Bekümmerten, der Zügel der Tyrannenmacht, die Stütze der Unterdrückten. Ohne dieses wäre der Adel ein leerer Name."

„Freilich gehöre ich einem Volke an," erwiderte Rebekka, „das sich nur mutvoll auf Befehl seines Gottes gegen Unterdrückung verteidigte, niemals aber auf eigene Faust Kriege anzettelte. Seit

Jahrtausenden weckt Juda kein Trompetenschall mehr und seine verachteten Kinder sind nichts als widerstandslose Opfer feindlicher und kriegerischer Übermacht."

Bitterer Schmerz über das Los ihres erniedrigten Stammes sprach aus der Rede des hochherzigen Mädchens, noch bitterer aber empfand sie es, daß Wilfred sie für unfähig hielt, ehrenhafte und großmütige Gedanken zu hegen.

„O," seufzte sie leise für sich hin, „wie wenig kennt er mein Herz, wenn er niedrige, feige Gesinnungen darin zu erkennen wähnt, weil ich das phantastische Rittertum tadle. Gern wollte ich mein Blut tropfenweise verspritzen, wenn ich meine Volksgenossen aus ihrer Gefangenschaft erlösen könnte. Wie würde ich mich freuen, auf diese Weise meinen Vater und seinen Wohltäter aus den Banden ihrer Tyrannen befreien zu können. Ja, dann sollte der stolze Christ sehen, daß auch ich ebensoviel Mut besitze, für meine Brüder und Schwestern zu sterben, als ein christliches Mädchen, das sich einbildet, von irgend einem Haupt des frostigen Nordens abzustammen."

Mit diesen Gedanken warf sie einen Blick auf Wilfreds Lager und bemerkte, daß er schlief.

„Die erschöpfte Natur fordert ihr Recht!" sagte sie. „Ist es ein Verbrechen, daß mein Blick sich auf ihn heftet — vielleicht zum letztenmal? Ach, wie bald können die schönen Züge im Tode erblassen! Dann stehen diese Augen glanzlos offen — der Mund schließt sich nicht mehr, und jeder elende Knecht dieses Schlosses kann ungestraft den Fuß gegen den edlen Ritter wenden! — Und mein Vater, o ich bedaure ihn, daß seine einzige Tochter mehr an des Fremden Gefangenschaft dachte, als die seinige. Ich bin von der Schönheit Wilfreds verblendet; aber ich will als treue Tochter meines Volkes diesen Wahnsinn aus meinem Herzen reißen, und müßte es dabei verbluten!"

Mutig entfernte sich die Jüdin vom Lager des Verwundeten, setzte sich an die gegenüberliegende Seite und bemühte sich, allen von innen und außen auf sie einstürmenden Gefühlen und Gefahren mit Selbstverleugnung und männlichem Sinn zu widerstehen.

* * *

Nachdem die Sachsen das Außenwerk des Schlosses genommen hatten, begaben sich der Tempelherr und de Bracy in die Halle, um Rat zu halten.

„Wo ist Front de Boeuf?“ fragte de Bracy. „Ist er tot?“

„Bis jetzt noch nicht,“ entgegnete der Templer; „aber ich fürchte, daß er in einigen Stunden mit seinen Vätern vereinigt ist. Prinz Johanns Unternehmen wird dann freilich des besten Gliedes beraubt sein.“

„Des Satans Reich aber um eins vermehrt,“ fiel de Bracy spottend ein.

„Schweige!“ fuhr ihn Brian an. „Dein Aberglaube steht mit Front de Boeufs Unglauben auf einer Stufe.“

„Ich muß Euch bitten, Herr Templer, Eure Zunge ein wenig mehr im Zaume zu halten, wenn Ihr mich zum Gegenstand der Besprechung macht. Beim Herrn des Himmels, ich bin ein besserer Christ, als Ihr und Eure Anhänger. Man sagt, der heilige Orden des Zionstempels nähre viele Ketzer, und zu diesen zähle auch Sir Brian.“

„Glaube nicht törichtem Geschwätz!“ versetzte der Templer. — „Es ist besser zu beraten, wie wir das Schloß halten können. — Wie kämpften die Freisassen?“

„Wie wahre Höllenteufel,“ rief de Bracy aus. „Irre ich nicht sehr, so waren sie von dem Schelm geführt, der beim Bogenschießen zu Ashby den Preis gewann — ich erkannte Wehrgehänge und Hifthorn. Wir konnten zum Glück unsere Posten halten, der Verlust Eures Außenwerkes dagegen ist hart. Dort finden die Banditen die beste Deckung und sind dem Schloß so nahe gerückt, daß sie auch dieses bald besitzen werden; denn unsere wenige Mannschaft fängt zu murren an und sagt, sobald sich ein Gesicht blicken lasse, umsausten es so viele Pfeile wie die Zielscheibe am Festtag. Front de Boeuf liegt im Sterben, und wir vermissen seine brutale Kraft, so daß wir auf uns selbst angewiesen sind. Wäre es da nicht besser, Sir Brian, wenn wir aus der Not eine Tugend machten und durch Entlassung unserer Gefangenen mit den Feinden Frieden schlössen?“

„Nimmermehr!“ donnerte der Templer heraus. „Wollen wir uns zum Gegenstand des Spottes, der Lächerlichkeit und der Ver-

achtung machen? Wir müssen der Menschheit zeigen, daß wir sehr wohl in der Lage sind, das Schloß gegen einen Vagabundentrupp von Geächteten zu halten, die von Schweinehirten, Narren und dem Abschaum der menschlichen Gesellschaft geführt werden. — Deinen Rat, de Bracy, kann ich also unter keiner Bedingung annehmen; eher sollen mich die Trümmer dieses Schlosses begraben, bevor ich in solche Schmach einwillige. Jedenfalls wäre es weiser von dir gewesen, dich solchen Rates zu enthalten."

„Seid versichert, Templer," bemerkte de Bracy gleichgültig, „es gab nie einen Mann — er sei Türke oder Heiliger — der sein Leben geringer schätzte als ich. Kommt mit auf die Wälle, und Ihr sollt sehen, daß ich keinem an Mut und Kühnheit nachstehe!"

Beide begaben sich auf die Wälle. Sie glaubten, die Belagerer würden von dem eroberten Außenwerk aus einen Scheinangriff gegen die Zinnen des Schlosses führen, die diesem gegenüberlagen, und dabei nach irgend einem vernachlässigten Punkt spähen, um diesen dann zu überrumpeln. Um sich gegen solche Überraschung nach Möglichkeit zu sichern, blieb ihnen in Anbetracht der wenigen Krieger, die ihnen zur Verfügung standen, nichts weiter übrig, als die Posten in gewissen Entfernungen voneinander aufzustellen, damit sie bei drohender Gefahr Alarm machen sollten. De Bracy übernahm den Oberbefehl über die Verteidigung an der Hinterpforte, der Templer sollte mit etwa zwanzig Mann die Reserve bilden, bereit, in jedem Augenblick an den Punkt zu eilen, wo man ihrer Hilfe am ersten bedurfte. —

Front de Boeuf lag währenddessen auf seinem Lager und litt körperliche und geistige Qualen. Er besaß sonst nicht den Trost der Scheinheiligen und Frommen jener abergläubigen Zeit, welche alle Sünden durch freigebige Geschenke an die Kirche zu sühnen hofften und durch solche Mittel etwaige Gewissensbisse und die Schrecken vor dem Richterstuhl Gottes zu beschwichtigen suchten — er war zu geizig und vielleicht auch zu klug, um sich den Trost der Sündenvergebung durch Schätze zu erkaufen. Jetzt aber war der Augenblick gekommen, wo die Erde mit ihren Gütern seinen Blicken entschwand, wo sein Herz, sonst hart wie ein Mühlstein, zu zittern begann, wenn es an sein ewiges Schicksal dachte. Von Stunde zu Stunde steigerte sich das Fieber des Leibes, die Ungeduld und die

Qualen seiner Seele, und der Todkranke befand sich in jenem entsetzlichen Seelenzustand, der seinesgleichen nur da findet, wo den Klagen keine Hoffnung, der Reue keine Sühne bleibt — ein grauenvolles Gefühl in banger Stunde!

„Ist denn keiner der hündischen Priester zur Stelle?" rief der Schloßherr. „Jedenfalls füllen sie ihren Bauch mit Ale und feiern ein lustiges Gelage. Vielleicht auch spielen sie ihre Komödie am Bett irgend eines sterbenden Knechtes. Mich aber, den Mann, der ihnen ihr Kloster gründete, lassen sie unbarmherzig liegen wie einen herrenlosen verendenden Hund — ohne Beichte, ohne Absolution. — Ruf mir den Templer! Er ist ja auch ein Priester und kann vielleicht etwas für mich tun. — Doch nein, lieber will ich dem Teufel beichten, als diesem Bois-Guilbert, der sich weder um Gott, noch die Welt kümmert. — Ich habe ja schon mehr gehört, daß der Mensch selbst für sich beten könne — aber ich wage es nicht!"

„Lebt Front de Boeuf noch, um zu sagen, es gäbe auf Erden etwas, das er nicht wagt?" ertönte plötzlich eine schrille Stimme neben ihm.

Front de Boeuf, der infolge seiner erschütterten Nerven und seines bösen Gewissens in diesem Augenblick glaubte, ein böser Geist habe sich eingestellt, um sein Hirn zu foltern und seine Gedanken von dem abzuleiten, was zu seinem Seelenheil ersprießlich war, schauderte, gewann aber bald seine Entschlossenheit wieder und rief:

„Wer wagt es, meine Worte mit dem Gekrächz eines Nachtvogels zu wiederholen? Tritt an mein Lager, daß ich dich sehen kann!"

„Ich bin Reginalds böser Geist," antwortete die Stimme.

„Bist du wirklich ein böser Geist," versetzte Front de Boeuf, „so wisse, daß ich mich vor dir nicht fürchte. Beim Teufel und seiner Brut, ich bin bereit, mit dir den Kampf aufzunehmen!"

„Sei nicht wortkühn, Reginald Front de Boeuf!" drang es ihm gespenstisch ans Ohr. „Denke an deine Sünden — an Empörung — Mord! Wer war es, der den ausschweifenden Johann gegen seinen grauen Vater aufstachelte? Wer hetzte ihn gegen seinen großmütigen Bruder auf?"

„Wer du auch sein magst, Geist, du lügst," sagte der Ritter. „Nicht ich allein reizte Johann zur Empörung, sondern etwa fünfzig

Barone und Ritter, die Krone der Adligen. — Nie legten tapferere Männer eine Lanze ein, und ich sollte nun für die Tat verantwortlich sein, die sie begangen? Lächerlich! Böser Geist, deine Worte schrecken mich nicht. Bist du ein Dämon, so ist deine Zeit noch nicht gekommen, bist du aber ein sterbliches Geschöpf, so verlaß mich, damit ich in Frieden sterbe!"

„Du wirst nie in Frieden sterben," antwortete die Stimme; „auch im Tode noch sollst du an deine Mordtaten denken — an die Seufzer, die in den Wänden dieses Schlosses widerhallten — an das Blut, das die Fliesen tränkte!"

„Auch diese Drohung kann mich nicht erschüttern," erwiderte Front de Boeuf mit erzwungenem Lächeln. „Den verfluchten Juden Isaak so zu behandeln, wie ich es tat, war eine Forderung der Gerechtigkeit — ein Verdienst gegen den Himmel. — Und die sächsischen Schweine, denen ich den Tod gab — sie waren die Feinde meines Stammes, meines Lehnsherrn. — Hallo, Geist, bist du entflohen? — Bist du verstummt?"

„Nein, feiger Mörder," entgegnete ihm die Stimme. „Denke an den Tod deines Vaters — an sein Blut, das von deiner Hand vergossen wurde!"

„Pah," sagte der Ritter nach einer Pause, „wenn du das weißt, dann bist du jedenfalls allwissend, Geist, und der Urheber alles Bösen. Schon glaubte ich, dies Geheimnis sei begraben in meiner Brust und der — höllischen Verräterin, meiner Mitschuldigen. — Verlaß mich, Satan! Geh zu Ulrika, dieser sächsischen Hexe; sie allein kann dir gesagt haben, was nur ihre und meine Augen sahen. — Eile zu ihr — sie wusch die Wunden aus und gab dem Leichnam eine solche Lage und ein solches Aussehen, als wäre der Mann eines natürlichen Todes gestorben. Sie war die Elende, die mich zu dieser Schreckenstat verleitete. Bereite auch ihr die Qualen, mit denen ich jetzt heimgesucht werde!"

„Sie teilt sie bereits mit dir," versetzte Ulrika, indem sie an sein Lager trat; „sie findet den bitteren Trank bereits versüßt, seit du ihn mit ihr teilst. — Warum rollst du so schrecklich die Augen, Front de Boeuf? — Knirsche doch nicht mit den Zähnen! — Öffne die geballte Faust! Sie ist jetzt ebenso schwach und ohnmächtig wie die meinige!"

„Teufelsbraten! Mordhexe!“ schrie Front de Boeuf. „Du also bist es? Du verstelltest dich und stimmtest dies Gekrächze über einen Toten an, dessen Leben du selbst verkürzt hast?“

„Ja, Herr Ritter, ich bin Ulrika, die Tochter des ermordeten Torquil Wolfganger — die Schwester seiner hingeschlachteten Söhne! Sie fordert alles zurück, was das Haus Front de Boeuf ihr geraubt hat: ihren Vater, ihre Familie, ihren Namen und ihre Ehre. — Spreche ich nicht die Wahrheit? Du warst mein böser Geist, nun will ich der deinige sein — will dich verfolgen bis zu deinem letzten Atemzug!“

„Rachsüchtiges Weib,“ brüllte Front de Boeuf, „diesen Augenblick sollst du nicht erleben! — Holla, Klemens, Giles, Eustach! Werft dieses verfluchte Tier in den Burggraben hinunter, daß sie Hals und Beine bricht! Sie hat uns an die Sachsen verraten! — Holla, Burschen, wo steckt ihr?“

„Rufe sie nur, Reginald,“ hohnlachte Ulrika, „sie werden dir doch weder Hilfe noch Gehorsam erweisen. — Hörst du nicht diese Töne,“ — denn das Getöse des wieder aufs neue ausgebrochenen Kampfes schallte durch das Schloß — „dieses Kriegsgeschrei? Es sagt uns: das mit Blut gekittete und erfüllte Haus Front de Boeufs ist dem Untergang nahe — die Sachsen pochen gewaltig an seinen morschen Grundfesten. Ja, die so tief von dir verachteten und viel geschmähten Sachsen erstürmen deine Wälle, Ritter, und du bist zur Untätigkeit, zum Tode verurteilt, wie ein angeschossener Hirsch. Bald werden die Feinde das Schloß im Besitz haben.“

„Hölle und Himmel!“ schrie der Sterbende. „Könnte ich nur noch einen Augenblick in dem Getümmel sein! Ich wollte kämpfen wie ein Held und dann sterben, wie es meinem Namen geziemt.“

„Du sollst nicht den ehrlichen Tod des Kriegers sterben, sondern verenden wie der Fuchs im Bau, der von seinen Feinden, den Hunden, zu Tode gehetzt und gebissen wird!“

„Lügenweib!“ entgegnete Front de Boeuf. „Mein Schloß ist fest, und meine Getreuen fürchten eine ganze Armee von Sachsen nicht, und ständen Hengist und Horsa selbst an ihrer Spitze. Der Templer und seine Scharen beherrschen das Getümmel. — Wie wäre es, alte Hexe, wenn wir zur Feier des Sieges dann ein Freudenfeuer anzündeten, das dich mit Haut und Haaren verzehrte?

Das würde für dich ein Vorgeschmack der Hölle sein, die wohl selten einen größeren Dämon ausgespieen hat als dich!"

„Tue wie und was du willst," antwortete Ulrika. — „Doch halt! Du sollst jetzt schon wissen, daß dir meine schwache Hand die Arbeit, die du dir vorgenommen hattest, erspart hat. Bemerkst du nicht den Rauch, der in dunklen Ringen durch das Gemach zieht? Glaubst du etwa, das seien bloß die Schatten des Todes, die dich umgeben? Denke an das Brennmaterial, das unter diesem Zimmer aufgespeichert liegt!"

„Xantippe!" schrie er. „Du wirst es doch nicht in Brand gesteckt haben? — Bei Gott, du hast es getan!"

„Ja, ich habe es getan. Schon fangen die Flammen an emporzulecken, und bald wird ein Signal den Belagerern andeuten, daß sie diejenigen, die die Flammen löschen würden, noch härter als bisher bedrängen sollen. — Lebe wohl, Front de Boeuf! Mögen die Götter der alten Sachsen, Zernebog, Mysta und Skopula, die jetzt von den Priestern Teufel genannt werden, meinen Platz an deinem Totenbett einnehmen. Ich verlasse dich in diesem Augenblick. Vielleicht bereitet es dir einigen Trost, wenn ich sage, daß auch ich, die Gefährtin deiner Sünden und deiner Strafen, dem Reich des Satans zusteure. Und nun noch einmal, lebe wohl! Möge dir jeder einzelne Stein dieser Decke das Echo des grausigen Wortes zurufen: Vatermörder!"

Mit diesen Worten eilte sie hinaus und legte krachend die schweren Riegel vor die Tür, so daß dem geängstigten Front de Boeuf jeder Rettungsweg abgeschnitten war. In seiner Todesangst rief er jammernd nach seinen Dienern und Verbündeten; aber alles war vergeblich — der Kriegslärm erstickte sein Rufen. Der Rauch wälzte sich dichter nnd dichter einher — das Feuer hatte die Decke unten ergriffen. Wilder Wahnsinn erfaßte den Ritter; bald fluchte er, bald betete er, bald stimmte er in das wilde Geschrei der Belagerten ein — es war, als würde seine Seele von Furien gepeitscht.

„Schon schlagen die Feuerzungen durch den Rauch!" schrie er. „Die bösen Geister rücken in Gemeinschaft gegen mich vor. — Weiche, Satanas! Ich gehe nur in Begleitung meiner Kameraden mit dir — sie gehören auch dir — die ganze Besatzung meines Schlosses gehört dir! Oder glaubst du, ich wollte allein in dein

dunkles Reich eingehen? Nimmermehr! Sie alle sollen mich begleiten: der heuchlerische Templer — der liederliche de Bracy — die Hexe Ulrika — die Männer meiner Verbündeten — die verfluchten Sachsen, sowie meine sämtlichen Gefangenen, der hündische Jude Isaak zuerst — alle, alle! Gibt das nicht ein glänzendes Gefolge? Hahaha!" und ein wahnwitziges Lachen hallte in den Mauern wider.

* * *

Cedric hatte dem schwarzen Ritter und Locksley von dem Versprechen Ulrikas Mitteilung gemacht. Darüber herrschte große Freude unter ihnen; sie waren gewiß, eine Freundesseele im Schloß zu haben, die ihnen allenfalls Einlaß verschaffen konnte, um die Gefangenen des grausamen Front de Boeuf zu befreien.

„König Alfreds edles Blut steht in Gefahr," meinte Cedric während der Beratung.

„Und einer edlen Dame Ehre," setzte der schwarze Ritter hinzu.

„Auch Wamba, diesen treuen Menschen, möchte ich nicht gern in den Händen des rohen Schloßherrn lassen," fiel Locksley ein. „Lieber wollte ich einen Arm verlieren, als zugeben, daß ihm ein Haar gekrümmt wird."

„Wer aber soll uns führen?" fragte der Mönch. „Cedric?"

„Ich habe es nicht gelernt, Tyrannenwohnungen anzugreifen oder zu verteidigen," antwortete dieser; „aber wenn ich auch nichts von der Belagerungs- und Kriegskunst verstehe, so will ich doch in der vordersten Reihe kämpfen."

„Die Führung der Bogenschützen will ich gern übernehmen," erbot sich Locksley, „und ihr dürft mich an die erste beste Eiche hängen, wenn nicht jeder Bursche, der sich auf den Wällen sehen läßt, so viele Pfeile in seinen Wams bekommt, als der Weihnachtsschinken Gewürznelken."

„Gut gesprochen, Freund!" nahm der schwarze Ritter das Wort. „Und ich bin bereit, als echter englischer Ritter — denn so darf ich mich wohl nennen — die anderen braven Männer zu führen."

Hierauf hatte der dem Leser bekannte erste Angriff stattgefunden. Nachdem das Außenwerk erobert war, ließ der schwarze Ritter

ein langes Floß zusammenzimmern, mit dessen Hilfe er über den Graben zu setzen hoffte. Als die Arbeit nach einiger Zeit beendet war, redete der schwarze Ritter die Belagerer also an:

„Wackere Helden! Wir dürfen nicht länger säumen; die Sonne sinkt im Westen, und ich habe eine Arbeit vor, die es mir nicht erlaubt, einen Tag länger bei euch zu verweilen. Auch könnte uns, sobald wir zaudern, de Bracys Reitervolk aus York auf den Hals kommen. Du, Hasso" — befahl er einem Diener —, „gehst jetzt zu Locksley, der auf der anderen Seite den Angriff leitet, und sagst ihm, er möge seine Bogen abschießen lassen und drüben einen Scheinangriff machen. Ihr anderen aber haltet euch bereit, das Floß in den Graben gleiten zu lassen, sobald die Hinterpforte sich auftut. Dann folgt mir kühn darüber nach und steht mir in der Berennung der Ausfallpforte im Hauptbau bei. Alle diejenigen, die dazu keine Lust verspüren oder zu schlecht bewaffnet sind, mögen auf die Zinnen des Außenwerks steigen und mit ihren Bogen diejenigen niederschießen, die sich drüben auf den Wällen zeigen. — Edler Cedric, wollt Ihr die Leitung über die Hierbleibenden übernehmen?"

„Bei Leibe nicht!" entgegnete der Sachse. „Anführer will ich nicht sein, aber ein tapferer Mitkämpfer. Wenngleich ich auch weiter nichts zu meinem Schutze habe als Helm, Schild und Schwert, so werde ich doch meine Brust dem Feinde mutig entgegenhalten."

„Dann vorwärts, Leute," sagte der Ritter. „Stoßt das Tor auf und setzt die Brücke ins Wasser!"

Bald schwamm das Floß im Wasser und bildete einen schwankenden Pfad für je zwei nebeneinanderstehende Streiter. Leichten Schrittes eilten der schwarze Ritter und Cedric über die unsichere Brücke und erreichten das jenseitige Ufer des Festungsgrabens. Mit gewaltigem Arm donnerte der Ritter mit seiner Axt gegen das Schloßtor, wobei die Trümmer der früheren Zugbrücke, deren eines Ende noch oberhalb des Portals an der Mauer festhielt, ihn einigermaßen gegen die von den Belagerten auf ihn herabgeschleuderten Steine und Pfeile schützten. Die Nachfolgenden entbehrten freilich solches Schutzes; zwei von ihnen fielen getroffen ins Wasser, die übrigen zogen sich in das Außenwerk zurück.

Cedrics und des schwarzen Ritters Lage war eine gefahrvolle. Sie wäre eine noch schlimmere gewesen, hätten nicht die Bogen-

schützen vom Außenwerk aus ihre Pfeile fortgesetzt gegen die Bemannung der Schloßwälle geschickt, wodurch naturgemäß deren Aufmerksamkeit von ihren zwei Führern abgelenkt wurde.

„Ihr wollt euch Schützen nennen," rief de Bracy seinen Bewaffneten zu, „und erlaubt diesen zwei Hunden dort, unter den Wällen des Schlosses feste Stellung zu nehmen? — Wohlan, setzt die Hebebäume an und werft ihnen jenes Gewölbe auf den Kopf!"

Damit deutete er auf ein über die Zinnen hinausragendes kleines Vordach.

In diesem Augenblick wurde ein rotes Tuch am Turme sichtbar. Locksley bemerkte es zuerst und eilte nach dem Außenwerk.

„Zum Angriff, wackere Freisassen!" befahl er. „Warum laßt ihr eure beiden Führer den Paß allein erzwingen? Seht ihr das rote Tuch nicht? Es ist das verabredete Zeichen. — Torquilstone ist unser! — Vorwärts, toller Priester! Zeige, daß du für deinen Rosenkranz kämpfen kannst! — Vorwärts, ihr Männer! Denkt an die Ehre — an die Beute! — Noch eine kleine Anstrengung, und das Schloß ist in unserem Besitz!"

Mit diesen Worten spannte er seinen Bogen und sandte einem feindlichen Normannen, der eben dem Befehle de Bracys gemäß die Steinbrüstung loslösen wollte, um sie auf Cedric und den schwarzen Ritter zu schleudern, einen Pfeil durch die Brust. Einem zweiten saß bald ein Pfeil im Auge — er stürzte tot von den Zinnen in den Festungsgraben hinab, und da Locksley ferner jeden Ritz in der Rüstung der Gegner erspähte, um ein tödliches Geschoß hineinzusenden, so überkam die Normannen eine heillose Angst, daß sie zu entfliehen suchten. Nur de Bracy schien noch Mut zu haben.

„Wollt ihr nicht entlaufen, feige Memmen!" donnerte er sie an. „Gebt mir den Hebebaum!"

Bald stemmte er ihn gegen das gelockerte Vordach, dessen Gewicht hinreichte, nicht nur die beiden unten zu töten, sondern auch das rohe Floß zu zerstören, welches den Angreifern als Brücke diente. Die Sachsen erkannten die Gefahr, und selbst die Kühnsten unter ihnen scheuten sich, das Floß zu betreten. Locksley bemühte sich dreimal, einen Pfeil gegen de Bracy abzusenden, aber jedesmal prallte das Geschoß an des Ritters waffenfestem Panzer ab.

„Zum Teufel mit diesem spanischen Stahlkleid!" rief Locksley;

„hätte es ein englischer Waffenschmied gemacht — ich wette drauf, meine Pfeile hätten es durchbohrt wie Seide. — Zurück, Freunde!“ setzte er plötzlich hinzu — „das Gemäuer stürzt im nächsten Augenblick zusammen!“

Seine warnende Stimme fand kein Gehör; sie wurde übertönt von den Streichen des schwarzen Ritters, die dieser gegen die Hinterpforte ausführte. Wohl sprang der treue Kurt auf die Brücke, um Cedric vor dem ihm drohenden Geschick zu bewahren oder es mit ihm zu teilen. Zu spät! Schon wankte der Vorbau, und de Bracy würde ihn hinabgeschleudert haben, hätte ihm nicht der Templer in diesem entscheidenden Augenblick zugerufen:

„Unsere Mühe ist umsonst, Freund; das Schloß brennt!“

„Wie? — Wo? — Ich glaube, du faselst!“ entgegnete der Ritter.

„Glaube das nicht! Die Westseite steht in hellen Flammen. Ich bemühte mich, das Feuer zu löschen, allein vergebens!“

Sir Brian erzählte nun mit der ihm eigenen Ruhe noch mehr über das Unglück, worauf de Bracy in großer Erregung hin und her sprang und ein über das andere Mal rief:

„Was sollen wir tun? Was sollen wir tun? Ein Leuchter von purem Gold dem, der —“

„Spare deine Versprechungen, Freund!“ entgegnete der Templer. „Höre lieber auf meinen Rat! Führe die Männer hinab wie zu einem Ausfall, stoße die Hinterpforte auf, schleudere die beiden dort stehenden Männer in den Graben und dringe nach dem Außenwerk vor. Derweil mache ich einen Ausfall durch das Haupttor und greife das Außenwerk von der anderen Seite an. Gelingt es uns, diesen Posten zurückzuerobern, so können wir uns vielleicht so lange halten, bis Entsatz kommt. Vielleicht stellen sie uns auch mittlerweile annehmbare Bedingungen.“

„Deine Ansicht ist nicht übel, Brian. Ich will meine Rolle, so gut ich's kann, durchführen, und du —“

„Ich natürlich auch,“ fiel ihm Bois-Guilbert ins Wort. — „Aber eile! — Der Herr gebe uns seinen Segen!“

De Bracy sammelte sofort seine Mannen um sich und eilte zur Hinterpforte, die er aufstoßen ließ. Aber kaum war dies geschehen, als auch schon die Riesenkraft des schwarzen Ritters sich

de Bracy und seinen Vasallen zur Wehr stellte und den Eingang erzwang. Zwei Diener sanken sofort tödlich getroffen nieder, die anderen suchten sich trotz allem Bemühen ihres Führers durch die Flucht in Sicherheit zu bringen.

„Schurken!" rief de Bracy ihnen zu, „fürchtet ihr euch vor zwei Männern, als wären es Abgesandte des Teufels? Das Schloß steht hinter uns in Flammen! Möge euch die Verzweiflung Mut geben! Oder laßt mich voran; ich will mich mit diesem schwarzen Gesellen messen!"

Und in der Tat! De Bracy hielt seinen Ruf mannhaft aufrecht; denn er erwiderte die Streiche seines Gegners mit wuchtigen Hieben, die den Torweg, in dem die beiden Krieger sich bekämpften, erzittern ließen — de Bracy mit dem Schwert, der schwarze Ritter mit der Streitaxt. Endlich traf den Normannen ein so wuchtiger Hieb auf den Helm, daß er der Länge nach zu Boden stürzte.

„Willst du dich nun ergeben?" fragte der schwarze Ritter, indem er ihm den Dolch an die Spangen des Visiers hielt, um ihm, wie üblich, den „Gnadenstoß" zu versetzen. — „Ergib dich, Moritz de Bracy, oder dein Leben ist verwirkt!"

„Niemals! Einem unbekannten Ritter erst recht nicht!" entgegnete de Bracy mit schwacher Stimme. „Sage mir wenigstens deinen Namen! Ich möchte nicht, daß ich der Gefangene eines namenlosen Knechtes würde."

Der schwarze Ritter beugte sich noch tiefer und flüsterte dem Besiegten einige Worte in das Ohr, worauf der Normanne, dessen Ton von entschlossener Halsstarrigkeit in dumpfe Ergebung übergegangen war, antwortete:

„So will ich dein Gefangener sein."

„Begib dich in das Außenwerk," befahl jetzt der Sieger, „und bleibe so lange dort, bis ich weiter über dich verfüge!„

„Bevor ich gehe," entgegnete de Bracy, „möchte ich dir eine wichtige Angelegenheit mitteilen. Wilfred von Ivanhoe, der auf dem Turnier zu Ashby verwundet wurde, liegt als Gefangener im Schloß und wird in den Flammen elend zu Grunde gehen, wenn ihm nicht schleunige Hilfe wird."

„Ist es möglich? — Wilfred gefangen — in Lebensgefahr?" rief der schwarze Ritter wie vom Donner gerührt. „Die ganze

Schloßbesatzung soll mir dafür büßen, wenn ihm nur ein Haar gekrümmt wird. — Kennst du sein Zimmer?"

„Ja, eile die Wendeltreppe hinauf," antwortete de Bracy, „dort kommst du zu ihm. — Wäre es nicht besser, ich führte dich?"

„Bleibe nur unten! Begib dich nach dem Außenwerk und warte dort meine weiteren Befehle ab! Ich traue dir nicht!" erwiderte der schwarze Ritter.

Cedric hatte währenddessen an der Spitze eines Trupps, unter dem der Mönch auffiel, de Bracys Mannen zurückgeworfen, von denen mehrere um Pardon baten, andere vergeblichen Widerstand leisteten und wieder andere sich in den Schloßhof flüchteten.

Betrübten Herzens blickte de Bracy seinem Besieger nach.

„Er traut mir nicht," sagte er zu sich selbst; „aber tut er nicht recht daran, mir sein Vertrauen vorzuenthalten?"

Mit diesen Worten begab er sich in das Außenwerk, wo er in demütiger Haltung Locksley sein Schwert einhändigte.

Der Brand des Schlosses griff weiter um sich, und bald drang das knisternde Geräusch des Feuers auch in das Gemach, wo Ivanhoe von Rebekka gepflegt wurde. Der Ritter war durch das Getöse des erneut ausgebrochenen Kampfes aus seinem Schlummer aufgeweckt worden. Als die Jüdin auf seinen Wunsch wieder aus dem Fenster schauen wollte, um nach dem Stand der Belagerung zu spähen, hinderte der aufsteigende Rauch ihr Auge.

„Wasser! Wasser!" schrie die Besatzung von unten.

„O Gott, das Schloß brennt," jammerte Rebekka. „Wie können wir uns retten?"

„Fliehe!" sagte Ivanhoe. „Mir zu helfen ist dir doch unmöglich."

„Ohne Euch rette ich mich nicht," erwiderte Rebekka; „lieber will ich mit Euch sterben. — Aber, barmherziger Himmel! — Mein Vater! Mein Vater! Wie wird es ihm ergehen?"

Da flog krachend die Tür auf, und der Templer trat mit seiner zerbrochenen, blutbefleckten Rüstung ein.

„So ist es mir endlich gelungen, fünfzig Gefahren zu überwinden, um mir den Weg zu dir zu bahnen und, wie ich dir versprach, Wohl und Wehe mit dir zu teilen. Es bleibt für uns nur eine Möglichkeit übrig — zu fliehen. Komm schnell und folge mir!"

„Erst dann, wenn du meinen bejahrten Vater und diesen Ritter gerettet hast!" entgegnete Rebekka.

„Ein Ritter muß mit seinem Geschick — welcher Art es auch immer sein mag — zufrieden sein," versetzte der Templer kalt, „um einen Juden kümmert sich ein ehrlicher Mensch schon lange nicht!"

„O herzloser Mann!" wandte sich Rebekka schaudernd ab, „lieber will ich in den Flammen umkommen, als dir mein Leben verdanken!"

Bois-Guilbert wurde rot vor Wut und mit den Worten: „Du sollst mir nicht wieder trotzen!" packte er das kreischende Mädchen und trug es trotz seines Sträubens und Geschreies auf seinen Armen fort.

„Elender, Schandfleck deines Ordens!" rief ihm Ivanhoe drohend nach. „Gib das Mädchen frei! Ivanhoe befiehlt es dir! — Hund, könnte ich, wie ich wollte! —"

„Da bist du, Wilfred!" sagte der schwarze Ritter, der eben das Gemach betrat. „Wie habe ich gesucht nach dir! Zum Glück führte mich deine Stimme."

„Bist du ein Ritter sonder Fehl," entgegnete Ivanhoe, „so denke nicht an mich, sondern an jenen Mädchenräuber, der dir eben begegnet ist — denke an Lady Rowena — denke an den edlen Cedric!"

„Später, jetzt ist erst die Reihe an dir," erwiderte freundlich der Unbekannte.

Damit hob er den Ritter so leicht empor, wie der Templer vorher Rebekka, trug ihn zur Hinterpforte und übergab ihn dort zwei Freisassen, um sofort den anderen Gefangenen zu retten.

Jetzt stand auch der Turm in hellen Flammen, die aus Fenstern und Schießscharten zum Himmel loderten. Da wo die Dicke der Mauern den Fortschritt des Feuers gehemmt hatte, triumphierte die Wut der Menschen, denn die Sieger verfolgten die Verteidiger des Schlosses von Gemach zu Gemach und stillten ihren Rachedurst in deren Blut. Wohl leistete der größte Teil der Besatzung verzweifelten Widerstand, aber die meisten mußten unterliegen. In das Gestöhn der Verwundeten und Sterbenden mischte

sich das Geklirr der Waffen, und der Fußboden bildete eine große Blutlache.

Durch all diese Jammerscenen eilten Cedric und Kurt, nach der geliebten Rowena zu suchen. Endlich erreichten sie deren Gemach in dem Augenblick, wo sie, aller Hoffnung entsagend, ein Kruzifix an den Busen drückte und sich auf ihre letzte Stunde vorbereitete. Cedric übergab die Lady Kurts Schutz; er sollte sie sicher nach dem Außenwerk geleiten, wo bis jetzt von den Flammen noch nichts zu bemerken war. Darauf forschte er nach Athelstane, um diesen letzten Sproß aus sächsischem Königsgeschlecht aus der Gefahr des Todes zu retten. Bevor er aber die Hallen, in der sich dieser aufhielt, betrat, war der Unglücksgefährte schon durch Wamba in Sicherheit gebracht worden. Als nämlich außen der Kampf am heftigsten wütete, rief der Narr mit Aufbietung aller Kraft seiner Lunge: „Heiliger Georg! Das Schloß ist erstürmt!“ und schlug, um das Getöse noch zu verstärken, verschiedene alte Panzerstücke, die er in der Halle vorfand, mit aller Wucht zusammen. Auf diese Weise jagte er den in der Vorhalle postierten Bewaffneten, die an sich schon ängstlich waren, die größte Furcht ein, so daß diese in aller Hast zu dem Templer liefen, um ihm die Nachricht zu bringen, der Feind sei in die alte Halle eingedrungen. Sie ließen die Tür hinter sich offen, und so gelang es den Gefangenen, den Schloßhof zu erreichen, der jetzt der Schauplatz des Kampfes war. Hier saß Bois-Guilbert hoch zu Roß, von Reitern und Fußsoldaten umgeben. Auf seinen Befehl war die Zugbrücke herabgelassen worden. Trotzdem blieb ihnen der Weg versperrt; denn kaum hatten bie Bogenschützen die Flammen aus dem Schloß hervorbrechen und die Brücke herablassen sehen, als sie alle dem Tore zudrängten, sowohl um den Abzug der Bemannung zu verhindern, als um sich ihren Beuteanteil zu sichern, ehe das Schloß in Rauch aufging. Auch ein Teil der Besatzung des Außenwerkes war in den Hof geeilt und drang wütend auf die Verteidiger ein. Diese sahen sich jetzt von zwei Seiten angegriffen und kämpften daher mit achtungswerter Tapferkeit, so daß es ihnen verschiedentlich gelang, die Angreifenden zurückzuwerfen.

Ein Sarazene hielt Rebekka vor sich auf dem Pferde, und Bois-Guilbert sorgte trotz des wilden Getümmels mit wachsamer

Sorgfalt für ihre Sicherheit. Oft sprengte er an ihre Seite und schützte sie, wenn die Pfeile zu dicht flogen, durch einen dreieckigen Schild, den er ihr vorhielt. Dann stürzte er sich wieder wie ein Löwe in das Kampfgewühl, schlug die Vordersten der Feinde nieder und kehrte wieder an ihre Seite zurück, um ihr denselben Schutz wie vorhin angedeihen zu lassen.

Athelstane, der wohl ein Zauderer aber kein Feigling war, hielt die vom Templer geschützte Dame für Lady Rowena und meinte, Bois-Guilbert wolle sie ihm entführen.

„Bei Gott und allen Heiligen," rief er, „das soll ihm nicht gelingen; ich will diesen hochmütigen Ritter erschlagen!"

„Tut es nicht," warnte Wamba; „eine allzu rasche Hand fängt Frösche statt Fische! Seht Ihr nicht das schwarze Haar? Lady Rowena trägt solches nicht. — Wollt Ihr aber doch Euren Willen durchsetzen, so kann ich Euch nicht daran hindern. Bedenkt indes das Wort: ‚Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht'; bedenkt auch, daß Ihr ohne Panzer seid!"

Athelstane hörte nicht auf die Worte des Narren, sondern raffte so schnell er konnte einen Streitkolben vom Boden auf und bahnte sich damit einen Weg durch das Getümmel zu dem Templer. Bald stand er auf eine Entfernung von zwei Metern vor ihm.

„Frecher Templer!" rief er. „Berühre diese Dame nicht; du bist ihrer nicht würdig!"

„Elender Wicht!" knirschte der Templer mit den Zähnen. „Ich will dich lehren, den heiligen Orden des Tempels von Zion zu lästern!"

Mit diesen Worten hob er sich in den Steigbügeln und führte einen entsetzlichen Streich nach Athelstanes Kopf, daß der Sachse zu Boden fiel.

„Siehst du, Bursche!" jubelte Bois-Guilbert, „so geht es den Verleumdern der Tempelritter!"

Dann benutzte er schnell die durch Athelstanes Fall entstandene Unruhe und Unordnung und schrie seinen Leuten zu: „Folgt mir, wir retten uns!" Indem er sich dem Außenwerk näherte, das er von de Bracy wiedererobert wähnte, rief er:

„De Bracy! de Bracy! bist du hier?"

„Jawohl, aber als Gefangener," antwortete der Ritter.

„So werde ich dich befreien!"

„Nicht doch, ich ergab mich und füge mich gern in die Gefangenschaft. Aber rette dich selbst — die Falken sind los — mehr sage ich nicht!"

„Willst du wirklich bleiben — dann gut; wer die Falken auch sein mögen, ich bin versichert, daß die Mauern des Präzeptoriums von Tempelstowe mir hinreichenden Schutz gewähren werden. Ich will dorthin ziehen, wie der Reiher zu seinem sicheren Nest."

Nach diesen Worten sprengte er mit seinem Gefolge davon. —

An verschiedenen Stellen des Schlosses tobte der Kampf weiter, und das Feuer verbreitete sich nach und nach durch alle Räume. Da erschien plötzlich Ulrika wie eine Furie auf einem Turm und stimmte ein altes heidnisches Kriegslied an. Ihr langes Haar flatterte im Winde, die Lust gekühlter Rache funkelte wild aus ihren Augen und sie schwang die Spindel in ihrer mageren Hand, als gehöre sie zu den drei Schicksalsschwestern, die den Faden des menschlichen Lebens spinnen und abreißen. Hoch schlug die rote Lohe zum Himmel empor und leuchtete gleich einer Fackel weit in das Land hinein. Krachend stürzten die Mauern zusammen, und Balken und Steine häuften sich in dem Hofe auf, aus dem die Kämpfenden geflohen waren. Nur wenige der Besiegten konnten sich noch rechtzeitig den nahen Wäldern zuwenden; die Sieger aber standen vor dem entsetzlichen Flammenmeer, das sich in ihren Schilden und Harnischen widerspiegelte. Einen Augenblick noch hob sich die Gestalt der wahnwitzigen Ulrika gegen den Himmel ab, als der Turm, auf dem sie stand, mit grauenhaftem Krachen zusammenstürzte und sie in den Flammen begrub, die ihren Gewalthaber verzehrt hatten.

Es entstand eine lange bange Pause, in der kein Laut der Krieger zu hören war. Alle schienen überwältigt von dem, was sie eben erlebt und gesehen hatten. Endlich sagte Locksley:

„Es ist aus mit der Hölle des Tyrannen. Jubelt, ihr Freisassen, und bringt eure Beute an den Sammelplatz unter der bekannten Eiche auf Harthill-Walk. Dort soll sie gleichmäßig unter euch und unsere treuen Verbündeten verteilt werden."

Elftes Kapitel.

Unter der Eiche auf Harthill-Walk. — Hohes Lösegeld.

Auf die grauenvolle Nacht, in der Torquilstone in Rauch und Asche aufging, folgte ein schöner Morgen. Die ersten Strahlen der Sonne brachen sich in den Tauperlen des saftigen Grases und kein Jäger war nahe, den Hirsch aufzuscheuchen, der majestätisch an der Spitze des kleinen Rudels einherschritt.

Unter jener Eiche, die etwa eine halbe Meile von dem zerstörten Schloß entfernt war, hatten die Geächteten den Rest der Nacht zugebracht — teils beim Wein, teils im Schlaf, teils im Besprechen der Ereignisse des Tages und der reichen Beute, die sie aufgebracht hatten. Keiner wagte es, von dem Silberzeug, dem Leinen, den Rüstungen und prächtigen Gewändern, die alle hier zusammengetragen waren, auch nur das Geringste sich anzueignen. Man hatte alles dem Führer zur Verfügung gestellt.

Locksley saß auf einer Rasenbank unter der Eiche. Den Platz zu seiner Rechten nahm der schwarze Ritter, den zu seiner Linken der edle Cedric ein.

„Verzeihung, tapfere Helden!“ sagte er. „In diesen grünen Hallen bin ich Monarch, und meine wilden Untertanen würden meine Macht gering anschlagen, falls ich innerhalb meines Machtgebietes irgend einem Sterblichen den Vorrang einräumte. — Hat niemand den wackeren Mönch gesehen?“

„Ich sah ihn mit dem Kellerschloß beschäftigt,“ antwortete der Müller. „Als ich ihn warnte, sagte er, er müsse bei allen Heiligen des Kalenders Front de Boeufs Wein kosten.“

„Mögen ihn die Heiligen in Schutz nehmen und zur rechten Zeit aus dem Keller treiben, damit ihn das zusammenstürzende Gebälk nicht erschlägt! — Fort, Müller! Nimm mehrere Mann mit dir und suche den Unglücklichen! Gießt Wasser aus dem Graben auf den dampfenden Schutt und räumt Stein für Stein sorgsam weg, bis ihr meinen wackeren Mönch wieder habt!“

„Wir anderen aber,“ fuhr er fort, „müssen an die Arbeit —

müssen diese Gegend so schnell als möglich verlassen; denn sobald unsere kühne Tat bekannt wird, werden uns die Truppen von de Bracy, Malvoisin und Front de Boeufs übrigen Verbündeten auf den Hals kommen."

„Edler Cedric," wandte er sich diesem zu, „ich habe die Beute in zwei Teile geschieden. Wähle nach Belieben und belohne damit deine Leute, die sich an unserem Unternehmen beteiligten."

„Ich bin sehr traurig, wackerer Freund!" entgegnete Cedric. „Der edle Athelstane von Coningsburgh, der letzte Sprosse des heiliggesprochenen Beichtigers, ist nicht mehr. Mit seinem Blute ist ein Geschlecht erloschen, das keine menschliche Macht je wieder zu beleben vermag. Meine Leute warten nur auf meine Rückkehr, um seine Überreste zu ihrer letzten Ruhestätte zu geleiten. Lady Rowena wünscht nach Rotherwood zurückzukehren. Das kann aber nur unter guter Bedeckung geschehen. Ich würde mich schon längst entfernt haben, wenn ich nicht meinen tapferen Freisassen für das gerettete Leben und die gerettete Ehre meinen Dank hätte aussprechen wollen. Glaube also nicht, daß ich der Beute wegen zögerte; denn — so wahr ich ein Christ bin — weder ich noch einer meiner Leute wird etwas davon anrühren!"

„So nimm wenigstens von derselben etwas für deine Vasallen, deine Nachbarn!"

„Nicht ein Atom! Ich bin reich genug, sie selbst zu belohnen!" versetzte Cedric. — „Aber du armer Schelm," wandte er sich an Wamba, „wie kann ich dir lohnen — dir, der nicht Ketten, nicht Not noch Tod fürchtete, um mich zu befreien?! — Alle verließen mich — du bliebst mir treu!"

Während so der würdige Than sprach, rollte eine Träne über seine rauhe Wange — ein Zeichen des Gefühls, das sogar Athelstanes Tod ihm nicht entlockt hatte.

„Nicht doch," sagte der Spaßmacher — „lohnt Ihr mich mit Augenwasser, so müßte ich mit Euch weinen — das aber paßte nicht zu meinem Beruf. Wollt Ihr mir aber eine Freude bereiten, so verzeiht meinem Kameraden Kurt, der Eurem Dienst eine Woche stahl, um sie Eurem Sohn zu widmen!"

„Er soll nicht nur Verzeihung, sondern sogar Belohnung finden," rief Cedric aus. „Kurt, knie nieder!"

In demselben Augenblick lag auch schon der Schweinehirt zu seines Herrn Füßen.

„Du sollst fortan," begann Cedric, ihn mit einem Stab berührend, „ein freier Mann sein — in Stadt und Land, in Feld und Wald! Ich übergebe dir in dieser Stunde und in Gegenwart aller umstehenden Zeugen eine Hufe Land in meiner Besitzung Walburgham für immer und ewig. Gottes Zorn sei über dem, der etwas dagegen hat!"

Vor Freude, kein Leibeigener, sondern ein Freier und Landbesitzer zu sein, machte Kurt verschiedene Luftsprünge, dann rief er aus:

„Gebt mir eine Feile, damit ich diesen Reif vom Hals eines freien Mannes löse! Nun ist meine Kraft verdoppelt, edler Herr, nun will ich doppelt für Euch kämpfen. Meine Brust beseelt ein freier Geist — ich bin ein anderer geworden für mich und meine Umgebung. — Ha, Fangs!" redete er seinen Hund an, der schwanzwedelnd um ihn herumsprang, „kennst du mich noch?"

In diesem Augenblick vernahm man Pferdegetrappel, und bald sah man Lady Rowena, umgeben von mehreren Reitern und einer bedeutenden Anzahl Fußvolk, auf die versammelten Sachsen zueilen. Sie saß, angetan mit kostbaren Gewändern, auf einem braunen Zelter. Ihr Gesicht war blaß und sprach von den erduldeten Leiden. Im übrigen aber schien auf ihrer lieblichen Stirn ein Hoffnungsstrahl das leichte Kummergewölke, das noch da lagerte, zerstreuen zu wollen, wußte sie doch, Ivanhoe ist gerettet, Athelstane tot. Ersteres rief inniges Entzücken in ihr hervor, und wenn letzteres sie auch nicht gerade erfreute, so war es doch natürlich und verzeihlich, daß das Bewußtsein, von seiner lästigen Werbung auf immer befreit zu sein, ihr wohltuende Erleichterung verschaffte.

Als Locksley Rowena vor sich sah, erhob er sich samt seinen Anhängern zu ihrer Begrüßung. Sie verneigte sich tief und äußerte in wohlgesetzter Rede ihren Dank gegen den tapferen Helden und die übrigen Befreier.

„Gott sei mit euch, ihr wackeren Freisassen!" schloß sie. „Er lohne es euch, was ihr zu meiner Befreiung und zur Hilfe der Unterdrückten getan habt! Solltet ihr irgend einen Wunsch haben, so kommt nur zu mir, er wird euch — sofern es in meiner Macht liegt — erfüllt werden. Vertreiben euch die Normannen aus

dieser Gegend — ich besitze Waldungen, wo ihr nach Gefallen frei umherwandern könnt, ohne von einem Förster belästigt zu werden."

„Tausend Dank, edle Dame!" sagte Locksley. „Dank von mir und meinen Gefährten! Aber Euch gerettet zu haben ist Lohn genug!"

Rowena wandte sich um und erblickte den gefangenen de Bracy, wie er mit verschränkten Armen und in tiefes Nachdenken verloren unter einem Baume stand. Sie hoffte, unbemerkt an ihm vorbei gelangen zu können; aber als sie eben ihr Roß weiter lenkte, blickte er auf und gewahrte sie. Eine tiefe Glut der Scham rötete sein Gesicht. Er stand noch einen Augenblick unentschlossen da, dann trat er vor, faßte den Zügel ihres Zelters und beugte ein Knie vor ihr.

„Will die holde Lady sich dazu herablassen, einem gefangenen — entehrten Ritter einen Blick zu schenken?"

„Nicht das Mißlingen Eurer Tat entehrt Euch," entgegnete Rowena, „sondern Euer Unternehmen selbst."

„Gegen Besiegte soll man milde sein," begann de Bracy wieder. „Sobald ich überzeugt bin, daß Lady Rowena die von flammender Leidenschaft eingegebene Gewalttat verzeiht, soll sie merken, daß de Bracy es versteht, ihr in edlerer Weise zu dienen."

„Als Christin vergebe ich Euch, Herr Ritter! Niemals aber kann ich das durch Euren Wahnwitz hervorgerufene Unglück und Elend vergeben!"

„Laßt die Zügel des Zelters los!" befahl Cedric, indem er näher trat. „Bei allen Heiligen, es wäre keine Schande, wenn ich Euch diesen Spieß durch die Brust jagte; aber verlaßt Euch darauf, Ihr sollt Eure ruchlose Tat büßen!"

De Bracy trat zurück und ließ die Lady vorbei.

Bevor der schwarze Ritter und Cedric voneinander schieden, stattete letzterer seinen Dank gegen den Ritter ab und bat ihn, mit nach Rotherwood sich zu begeben.

„Ich weiß," sagte er, „daß die fahrenden Ritter weder um Land noch Gut sorgen, sondern ihr Glück auf ihre Lanzenspitze setzen; aber die Launen des Krieges lassen auch in diesen Kämpen nicht selten den Wunsch nach einer Heimat rege werden. Ihr, edler Ritter, habt Euch eine solche in den Hallen von Rotherwood erworben. Ich bin reich genug, um die Ungerechtigkeit des Schick-

fals auszugleichen — alles, was mir gehört, gehört auch Euch, meinem Befreier. Darum kommt, Ihr sollt mein Gast — nein, mein Sohn sein!"

„Ihr habt mich schon reich gemacht," entgegnete der Ritter; „Ihr lehrtet mich den Wert sächsischer Tugend. Bald komme ich nach Rotherwood, vorerst aber halten mich wichtigere Angelegenheiten ab. Bin ich dann Euer Gast, so wäre es leicht möglich, daß ich Euch um eine solche Gabe bäte, die selbst Eure Großmut auf eine harte Probe stellen dürfte."

„Ist mir Eure Bitte auch noch unbekannt, so ist sie doch jetzt schon gewährt," erwiderte Cedric und schlug wie zur Bekräftigung seiner Worte mit der Rechten in die mit dem Panzerhandschuh bekleidete Hand des Ritters, „sie ist gewährt und gälte es mein halbes Vermögen!"

„Seid nicht voreilig in Euren Versprechungen," warnte der schwarze Ritter. „Doch hoffe ich auf Erfüllung meiner Bitte. — Einstweilen lebt wohl!"

„Ich möchte Euch noch sagen," fuhr Cedric fort, „daß ich während der Leichenfeierlichkeit Athelstanes in seinem Schlosse Coningsburgh wohnen werde, das allen offen steht, die am Leichenschmaus teilnehmen wollen."

„Der Schmaus wird köstlich sein," fiel Wamba unzeitig scherzend ein. „Wie schade, daß Athelstane nicht mitschmausen kann!"

„Ruhig!" herrschte ihn Cedric an. „Laß deine dummen Witze in dieser ernsten Sache!"

Hierauf verabschiedeten sich Cedric und Lady Rowena von dem schwarzen Ritter und ritten durch den Wald, wo ihnen ein langer Zug begegnete, der dieselbe Richtung einschlug, welche Rowena mit ihrer Begleitung gewählt hatte. Es war Athelstanes Leichenzug. Die Bahre, welche die irdische Hülle des Ritters trug, wurde von den Priestern eines nahegelegenen Klosters, die von Cedric eine reiche Gabe erhofften, begleitet. Ernst und feierlich schallten ihre heiligen Lieder durch die Stille bis zu Hengists Grab, wo Athelstane beigesetzt werden sollte.

Der Trauerzug führte auch an den Geächteten vorüber. Erst als er in der Ferne verschwunden war, gingen sie an die Teilung der Beute.

„Tapferer Ritter," redete Locksley den schwarzen Ritter an, „ohne Euren Mut hätte unser Unternehmen fehlschlagen müssen. Wollt Ihr Euch unter den eroberten Gegenständen nicht einen zur Erinnerung an diesen denkwürdigen Tag auswählen?"

„Ich danke Euch für Euer Anerbieten und nehme es so freimütig an, als es gemacht wurde," entgegnete der Ritter. „Außerdem bitte ich um die Erlaubnis, mit dem Gefangenen Sir de Bracy nach Belieben handeln zu dürfen."

„Die Bitte ist Euch gewährt," versetzte Locksley; „de Bracy ist jetzt Euer Gefangener und, wie ich annehme, seines Lebens sicher, während er andernfalls den höchsten Zweig dieser mächtigen Eiche geziert haben würde."

„So soll es sein — de Bracy, du bist frei!" redete ihn der schwarze Ritter an. „Ziehe ruhig deines Weges; denn ich verschmähe es, für Vergangenes niedrige Rache zu nehmen. Doch möchte ich dir den guten Rat geben, sich in Zukunft zu hüten, damit dir nicht Schlimmeres begegne. — Ich wiederhole es: hüte dich!"

Der Entlassene verbeugte sich tief und wollte sich entfernen. Da brachen die Freisassen in ein lautes Hohngelächter aus. Sofort blieb de Bracy stehen, schlug die Arme übereinander und rief ihnen in stolzem Tone zu:

„Still, ihr Hunde, die ihr einen Hirsch anbellt, der sich nicht mehr gegen euch wehren kann. Ich verspotte euren Tadel, wie ich euer Lob verschmähen würde. Verkriecht euch in eure Schlupfwinkel, ihr geächteten Diebe, und schweigt, wenn ein ritterliches Wort in der Nähe eures Fuchsbaues gesprochen wird."

Die Freisassen waren über diese unzeitige Herausforderung empört und schon wollten sie dem hochmütigen Sprecher einen Schauer Pfeile nachsenden, als ihnen Locksley abwinkte. Nun schwang sich de Bracy auf eines der Pferde, die aus Front de Boeufs Stallungen weggeführt worden waren und einen wertvolleren Teil der Siegesbeute ausmachten, und sprengte unbehelligt davon.

Jetzt nahm Locksley das Wehrgehäng und das Hifthorn, das er beim Schießen zu Ashby gewonnen hatte, und reichte es dem schwarzen Ritter mit den Worten:

„Verschmäht Ihr es nicht, edler Ritter, ein einfaches Hifthorn anzunehmen, so bitte ich Euch, dieses als Andenken an Eure Helden-

taten hinnehmen zu wollen. Und sollte Euch irgend etwas in den Wäldern zwischen dem Trent und dem Tees zustoßen, so daß Ihr der Hilfe benötigt wäret, so blast drei Töne in dieses Horn und Ihr werdet Helfer und Befreier finden. Seht Ihr, so: Wa — sa — hoa!"

Darauf blies er dem Ritter die Töne so lange vor, bis dieser das Signal gelernt hatte.

„Besten Dank, kühner Freisasse, für deine Gabe!" versetzte der Ritter. „Von wem sollte mir bessere Hilfe kommen als von dir und deinen Gefährten!"

Er ließ darauf das verabredete Signal ertönen.

„Vorzüglich geblasen, Freund!" sagte der Freisasse. „Ich will ein Schelm sein, wenn Ihr die Weidmannskunst nicht ebenso gut versteht, als die Kriegskunst. Kameraden, merkt euch diese drei Töne! So bald sie erklingen, wißt ihr, daß der Ritter von dem Fesselschloß in Gefahr ist und dringender Hilfe bedarf, die ihr ihm sofort gewährt."

„Hoch unser Hauptmann!" riefen die Tapferen. „Und hoch der schwarze Ritter. Möchte er bald unseren Dienst in Anspruch nehmen. Hei, wie schnell wollen wir auf dem Plane sein!"

Nun ging es an die Teilung der Beute. Locksley verfuhr dabei mit der lobenswertesten Unparteilichkeit: die Kirche bekam den zehnten Teil des Ganzen, der nächste Teil wurde dem gemeinsamen Schatz einverleibt, ein Teil fiel den Witwen und Waisen der Gefallenen zu und das übrige wurde je nach Rang und Verdienst unter die Geächteten verteilt. Nachdem jeder Anwesende befriedigt war, wurde der in den gemeinsamen Schatz fließende Teil von dem Schatzmeister und vier stämmigen Freisassen nach einem sicheren Versteck gebracht. Nur was der Kirche gebührte, blieb noch zurück. Man wartete noch auf den lustigen Mönch.

„Wo er nur steckt!" sagte der Führer. „Er blieb doch sonst nie fern, wenn es galt, ein Tischgebet zu sprechen, oder eine Beute zu teilen. Ich wünschte, wir hätten Nachricht von ihm! Es ist doch seine Pflicht, diesen Zehnten als kirchliches Gut in Verwahrung zu nehmen. Fast zweifle ich an seiner Sicherheit."

„Das sollte mir aber sehr leid tun," erwiderte der schwarze Ritter; „ich stehe ja noch in seiner Schuld für die mir gewährte

Gastfreundschaft. Kommt, wir wollen nach dem zerstörten Schloß gehen, vielleicht bringen wir dort etwas über ihn in Erfahrung."

Kaum hatte der Ritter das gesagt, so rauschte es im Gebüsch, und die kräftige Stimme dessen, um den man sich eben noch ängstigte, drang an aller Ohr.

„Platz gemacht," rief er; „ich bin da, euer geistlicher Vater, und bringe einen Gefangenen mit!"

Mit diesen Worten bahnte er sich Weg durch die Reihen der Geächteten und brachte unter schallendem Gelächter der Umstehenden an einer Halfter den unglücklichen Juden Isaak herbei, der vor Angst und Sorge am ganzen Leibe zitterte.

„Wen, zum Kuckuck, bringst du da?" fragte Locksley.

„Ich sagte es bereits: einen Gefangenen," antwortete der Mönch von Copmanhurst; „ich eroberte ihn mit Schwert und Lanze und befreite ihn dadurch aus noch schlimmerer Gefahr. Sag, Isaak, habe ich dich nicht vom Teufel losgekauft? — Habe ich dich nicht gelehrt, ein Credo, ein Paternoster und ein Ave Maria zu beten? Habe ich nicht die ganze Nacht mit dir getrunken und dir die höchsten Geheimnisse offenbart?"

„Ich bitte Euch um des Himmels willen," schrie der Jude, „befreit mich aus den Händen dieses wahnwitzigen — wollte sagen: heiligen Mannes!"

„Wie?" fragte der Mönch mit drohender Stimme. „Du hast dein Versprechen schon wieder vergessen? — Falle ja nicht in deinen Unglauben zurück, sonst könnte es dir leicht passieren, daß du wie ein Spanferkel gebraten würdest. Sei folgsam und sprich mir nach: Ave Maria!"

„Laß das, toller Priester!" fiel Locksley ein. „Es ziemt sich nicht, Heiliges in den Kot der Gemeinheit zu ziehen. Erzähle uns lieber, wie du den Gefangenen fandest."

„Das ist sehr einfach," begann der Mönch. „Ich begab mich in den Keller, um bessere Ware zu suchen — Ware, die noch zu retten wäre. Von dem Gedanken erfüllt, daß ein Becher gebrannten Weines mit gutem Gewürz einen königlichen Trunk gibt, hielt ich es doch für Verschwendung, gleich eine ungeheure Menge Glühwein zu bereiten. So zapfte ich denn ein Faß an und wollte eben Hilfe suchen, als ich an eine stark verrammelte Tür kam. Aha,

dachte ich, hier wird der auserlesenste Saft aufbewahrt, und der Kellermeister ließ aus Versehen den Schlüssel stecken. Ich ging hinein und fand nichts als etliche verrostete Ketten und diesen Hund von einem Juden, der sich mir sofort als Gefangenen ergab. Als ich darauf einen gehörigen Schluck Sekt zu mir genommen hatte und eben im Begriff war, meinen Gefangenen fortzuführen, stürzte einer der Türme mit Donnergekrach zusammen und verbarrikadierte mir den Weg. Diesem einen Turm folgten mit furchtbarem Getöse die anderen, und ich gab mein Leben schon verloren. Da es aber für mich eine unsagbare Schmach gewesen wäre, mit diesem Menschen hier aus dem Diesseits zu scheiden, so hob ich schon meine Hellebarde, um ihm den Rest zu geben, wurde aber von der Tat zurückgehalten, als ich sein graues Haar erblickte. Schnell warf ich die Waffe fort und machte mich mit geistlichen Mitteln an seine Bekehrung. Und wahrlich — meine Worte fanden Gehör, nur war mein Kopf infolge des langen Fastens und Predigens die Nacht über etwas wirr und wüst. Ich war — und das können Gilbert und Wibbald bestätigen — ganz und gar erschöpft."

„So ist es," sagte Gilbert; „denn als wir den Schutt von der Kellertreppe weggeräumt hatten, fanden wir das Faß Sekt halb leer, den Juden halb tot und den Mönch mehr als halb — erschöpft, wie er es nennt."

„Höllenhunde! Lügner!" schrie der beleidigte Mönch. „Ihr habt den Sekt als ‚Morgentrunk', wie ihr sagtet, aus dem Faß gesogen. Ich will verflucht sein, wenn ich das Getränk nicht für den Führer aufbewahrte! Doch was liegt daran? Isaak ist bekehrt, und das genügt mir."

„Ist das wahr?" fragte Locksley.

„Bei den frommen Erzvätern, ich weiß nichts davon, was der ehrwürdige Priester in jener schrecklichen Nacht mit mir verhandelt haben will."

„Du bist ein Lügner, Jude," sagte der Mönch; „hast du mir nicht versprochen, dein ganzes Hab und Gut unserem heiligen Orden zu schenken?"

„So möge mich der Herr mit Blindheit strafen, wenn je ein solches Wort über meine Lippen kam!" rief Isaak entsetzt aus.

„Ach, ich bin doch nur ein Bettler und, wie ich fürchte, auch ein kinderloser Mann. Habt Erbarmen mit mir und gebt mich frei!"

„Niemals," erwiderte der Mönch. „Du verleugnest deine heiligsten Eide, darum mußt du zunächst Buße tun."

Mit diesen Worten hob er den Schaft seiner Lanze, um auf den Juden loszuschlagen; aber der schwarze Ritter hielt ihn davon ab, lud aber auch damit dessen Zorn auf sich.

„Bei Gott und seinen heiligen Engeln," rief der Mönch wütend, „ich will Euch lehren, sich in meine Angelegenheiten zu mischen."

„Zürne mir nicht," entgegnete der Ritter. „Haben wir uns nicht Freundschaft und gute Kameradschaft gelobt?"

„Davon ist mir nichts bekannt, du aufdringlicher Bursche. Ich trotze dir und muß dir einen Schlag versetzen —"

„Für solche Geschenke danke ich," entgegnete der Ritter; „aber als Darlehn will ich deinen Schlag annehmen und ihn mit Wucherzinsen zurückgeben. Bist du das zufrieden?"

„Rede nicht so kühn!" schrie der Mönch. „Ich werde —"

„Was willst du tun, wahnsinniger Wicht?" fiel ihm Locksley ins Wort. „Willst du etwa an unserem friedlichen Versammlungsort Streit verursachen?"

„Nur einen kleinen Austausch von Höflichkeiten möchte ich vornehmen," antwortete der Ritter. „Schlage nur zu, Mönch, wenn du meinem Streich standhalten willst."

„Du hast zwar einen großen eisernen Topf auf deinem Haupt," meinte der Mönch, „aber sei versichert, du fällst, und wärest du der Riese Goliath!"

Mit diesen Worten entblößte der Geistliche seinen sehnigen Arm bis zum Ellbogen und tat einen so gewaltigen Schlag nach dem Ritter, daß gewiß ein Ochse davon zu Boden gefallen wäre; aber sein Gegner stand fest wie eine Mauer.

„Und jetzt, Priester," begann der Ritter „stehe du fest als echter Mann; wenn eben mein Kopf im Vorteil war, meine Hand braucht es nicht zu sein."

Damit zog er den Panzerhandschuh aus.

„So du mich vom Fleck bringen kannst," entgegnete der Priester mit herausforderndem Trotz, „so sollst du das Judenlösegeld erhalten."

Zum Staunen aller Anwesenden führte der Ritter einen so gewaltigen Schlag gegen den Mönch, daß dieser auf die Erde fiel und sich noch überkollerte. Als sich der geistliche Herr wieder erhoben hatte, sagte er ohne Zorn und Scham:

„Du hättest mich mit etwas weniger Kraft behandeln sollen; das wäre jedenfalls eine lahme Messe geworden, die ich mit gebrochener Kinnlade hätte lesen müssen! Trotzdem gebe ich dir die Versicherung, daß ich keine Püffe mehr mit dir austauschen will; denn bei diesem Geschäfte erleide ich, wie ich sehe, erhebliche Verluste. Laß uns friedlich sein und das Lösegeld des Juden bestimmen, denn der Fuchs will Fuchs und der Jude Jude bleiben."

„Denke an dein Lösegeld, Isaak!" rief der Anführer. „Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß dein Geschlecht in allen christlichen Gemeinden als ein Verfluchtes gilt, und wir können dich nicht länger in unserer Mitte dulden. Während ich einen Gefangenen anderen Schlags prüfe, kannst du über ein anständiges Anerbieten nachdenken!"

* * *

Zwei Freisassen führten eben unseren Freund, den Prior Aymer von Jorvaulx, vor den Thronsitz Locksleys. Der lustige Abt, der unterwegs ergriffen worden war, zeigte in seinem Wesen eine Mischung von beleidigtem Stolz und physischer Furcht.

„Was gibt's, ihr Herren?" sagte er. „Seid ihr Türken oder Christen, daß ihr so grausam mit einem Glied der Kirche umgeht? Ihr habt meine Koffer geplündert — meinen Chorrock um der kunstvollen Spitzen willen zerrissen! Ein anderer würde euch von unserer Gemeinschaft ausgeschlossen haben; doch ich bin friedfertig, und bringt ihr meinen Zelter herbei und gebt ihr meine Bänder und meinen Koffer heraus, und legt ihr in aller Schnelligkeit so an hundert Kronen nieder, für die am Hochalter von Jorvaulx Messen gelesen werden sollen, versprecht ihr mir außerdem, von jetzt bis zum Pfingstfeste kein Wild zu schießen und zu essen, so will ich euch verzeihen."

„Heiliger Vater!" begann Locksley, „es tut mir leid, daß Eure Behandlung eine derartige war, daß Euer Zorn auf uns ruht."

„Ja," entgegnete der Priester, „eine solche Behandlung paßt

nicht einmal für einen Hund, wieviel weniger für einen Christen — für einen christlichen Priester, den Prior der heiligen Gemeinde Jorvaulx. Da haben wir einen gottlosen Minstrel, namens Allan a Dale, der mit körperlichen Strafen drohte, ja sogar mit dem Tode, wenn ich nicht vierhundert Kronen Lösegeld zu der Beute hinzufügen wollte, die er mir schon geraubt hatte."

„Das ist kaum denkbar," erwiderte der Hauptmann.

„So wahr ich hier stehe, er beteuerte bei verschiedenen rauhen Eiden, er wollte mich anderenfalls an die nächste Eiche hängen."

„Sagte er das wirklich? Nun, dann wäre es besser, heiliger Priester, ihm den Willen zu tun; denn alles, was Allan a Dale verspricht, das hält er auch."

„Ihr scherzt," lächelte der Prior erzwungen. „Wenn ich auch sonst ein Freund guten Scherzes bin, so möchte ich doch heute morgen einmal ernst sein."

„Auch ich bin heute morgen ernst — so ernst wie ein Beichtvater," entgegnete Locksley. „Ich sage Euch, Ihr müßt entweder ein hübsches Lösegeld herausrücken, oder Euer Kloster würde in die Verlegenheit kommen, eine neue Wahl vornehmen zu müssen."

„Was?" sagte der Prior erschrocken. „Spricht man so mit einem Geistlichen? Ihr wollt doch Christen sein!"

„Das sind wir auch; haben wir sogar geistliche Würdenträger in unserer Mitte. — Tritt vor, Mönch, und lege diesem ehrwürdigen Vater den Text aus, der jetzt abgehandelt wird!"

Der noch halbbetrunkene Mönch stülpte in der Eile eine Mönchskutte über sein grünes Wams und suchte die letzten Brocken seiner längst vergessenen Gelehrsamkeit zusammen.

„Willkommen im grünen Wald, heiliger Vater!" begann er.

„Begrüßen sich auf diese Weise geistliche Brüder?" fragte der Prior. „Freund, wenn du wirklich der Kirche angehörst, so hättest du besser getan, mir einen Weg zu zeigen, wie ich diesen Leuten hier entrinnen kann, statt dazustehen wie ein Possenreißer."

„Ihr habt recht, Priester; aber ich weiß nur einen Weg, der Euch retten kann — wir erheben heute unsere Steuern!"

„Aber doch, wie ich hoffe, nicht von der Kirche?"

„Von ihr und der Welt," lachte der Mönch; „darum bitte

ich Euch, Herr Prior, schafft Euch Freunde durch Euren Mammon — alles andere hilft Euch nichts!"

„Ihr müßt nicht zu hart mit mir verfahren," lenkte der Bischof ein, „zumal ich wackeren Jägersleuten von Herzen gut bin. Auch ich verstehe die Weidmannskunst und kann das Hifthorn blasen, daß die Eichen widerhallen."

„So wollen wir eine Probe deiner Geschicklichkeit vornehmen," meinte der Geächtete und reichte ihm ein Horn.

Prior Aymer stieß hinein.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf und meinte:

„Herr Prior, Ihr habt nicht übel geblasen, aber das ist kein Lösegeld für uns. Übrigens habe ich bemerkt, daß Ihr die echt englische Melodie durch französische Verzierungen verunstaltetet. Das kostet Euch fünfzig Kronen mehr."

„Ihr seid ein strenger Richter, Freund," bemerkte Prior Aymer mißmutig, „und schwer zu befriedigen. Sollte es mit dem Lösegeld aber so sein? Sagt es zum Kuckuck schnell heraus: wieviel muß ich zur Strafe dafür zahlen, daß ich Eure Wege kreuzte?"

„Wäre es nicht besser für uns," fiel einer der Geächteten ein, „wenn der Jude das Lösegeld des Priors bestimmte und der Prior das des Juden?"

„Hahaha," lachte Locksley, „der Plan ist nicht übel. — Komm, Isaak, sieh dir diesen heiligen Prior der reichen Abtei Jorvaulx an und sage uns, welches Lösegeld wir ihm auferlegen sollen. Ich bin fest überzeugt, daß du das Einkommen seines Klosters besser kennst als wir."

„Da könntet Ihr recht haben," antwortete Isaak. „Ich trieb einst mit den guten Vätern Handel — kaufte Weizen, andere Früchte und Wolle von ihnen. O, das ist eine sehr begüterte Abtei! Die Leute leben daselbst im Überfluß und trinken den besten Wein. Hätte ich nur ein Teilchen dieses Einkommens, ich wollte Euch für meine Freiheit Gold und Silber in Menge geben."

„Verfluchter Jude, Lügner!" schrie der Prior ihn an. „Weißt du nicht, daß unser frommes Haus noch den Schmuck der Kanzel schuldig ist und —"

„Und die Ausrüstung Eures Kellers mit den besten Weinsorten," fiel der Jude ein.

„Ungläubiger Hund!“ brüllte der Geistliche. „Du redest ja, als hättest du den Verstand verloren. Warte nur, du Schurke und Lästerer der heiligen christlichen Kirche!“

„Schimpfreden und Drohungen nützen hier nichts,“ wehrte Locksley ab. „Wir müssen endlich zum Ziel kommen. Isaak, bestimme, was er zahlen kann. Wir wollen ihn nicht über Gebühr ausziehen.“

„Sechshundert Kronen kann der Prior, ohne darum weniger sanft in der Wolle zu sitzen, mit Leichtigkeit geben.“

„Einverstanden,“ erklärte der Anführer. „Deine Worte, Isaak, haben hierdurch Urteilskraft erlangt.“

„Seid ihr von Sinnen, Leute?“ rief der Prior. „Wo soll ich eine so hohe Summe hernehmen? Verkaufte ich den goldenen Altarleuchter und sogar die Monstranz aus der Kapelle von Jorvaulx, so würde ich kaum die Hälfte dafür lösen.“

„Wenn ihr aber nicht anders wollt, so muß ich selbst nach der Abtei gehen und das Geld zusammen zu bringen suchen. Ihr könnt ja zwei meiner Priester als Geißeln zurückbehalten.“

„Das wollen wir nicht tun,“ sprach Locksley; „Ihr sollt hier bleiben und sie können Euer Lösegeld holen. An Wein und Wildbraten soll es Euch derweil nicht fehlen.“

„Wenn es Euch recht ist,“ begann Isaak, der sich die Gunst der Geächteten zu erwerben bemühte, „so kann ich die geforderte Summe von gewissen Geldern in York holen lassen, die ich in Händen habe. Zuvor muß mir aber der ehrenwerte Herr Prior eine Quittung darüber geben.“

„Das soll er,“ entgegnete Locksley. „Du kannst auch sogleich dein Lösegeld mitbringen.“

„Meins?! O edle Herren, ich wäre hinfort ein Bettler, müßte ich euch nur fünfzig Kronen zahlen.“

„Jedenfalls weiß das der Prior besser zu beurteilen,“ lachte Locksley. „Wie hoch schätzt Ihr die Summe, die der Jude entrichten kann?“

„Er könnte mit seinem Reichtum die zehn Stämme Israels aus der Gefangenschaft lösen. Ich selbst habe ja weniger von seinem Geld gesehen, aber unsere Kellermeister und Schatzmeister, die viel Verkehr mit ihm hatten, sagten, sein Haus in York stecke so voll

Gold und Silber, daß es gar nicht zu beschreiben sei. Ja, meine Leute, es muß jedes christliche Herz empören, daß sich solches Gewürm in die Eingeweide des Staates und sogar der Kirche mit seinem schamlosen Wucher einfressen darf."

„Zügelt Eure Worte, Vater," sagte der Jude. „Ihr wißt nur zu gut, daß ich mein Geld keinem Menschen aufdränge. Aber kommen die großen Herren des Staates und der Kirche an meine Tür, so borgen sie mir meine Seckel nicht mit so unhöflichen Worten ab. Dann heißt es: Freund Isaak, willst du uns nicht einen Gefallen tun — oder glaubst du, wir hielten den Termin der Rückzahlung nicht pünktlich inne? — Oder: Edler Isaak, sei mir ein Retter in der Not! Ich bin sonst verloren! Kommt aber der Zahltag und ich fordere mein Eigentum zurück, was höre ich dann? Verdammter Jude — Hund — Schurke!"

„Prior," sagte der Anführer, „ist er gleich ein Jude, so hat er doch gut gesprochen. Bestimmt jetzt sein Lösegeld, wie er das Eurige. Hütet Euch aber vor weiteren unziemlichen Redensarten!"

„Ich sage weiter nichts: Ihr steht Euch selbst im Licht, wenn Ihr ihm weniger als tausend Kronen abnehmt."

„Es gilt," rief Locksley und alle Umstehenden stimmten in den Ruf ein. „Der Christ ist uns geneigter gewesen als dieser Jude."

„Barmherziger Gott, stehe mir bei!" seufzte der Jude. „Wollt ihr mich ganz zu Grunde richten? Ich bin jetzt kinderlos, und ihr wollt mir die Mittel zum Lebensunterhalt auch noch rauben? Bedenkt, was ihr tut!"

„Freue dich, wenn du kinderlos bist," entgegnete der Prior, „dann hast du ja nur für dich allein zu sorgen!"

„Ihr wißt und bedenkt nicht, edler Vater, wie das Kind meines Herzens mit meiner Seele verwebt ist," jammerte Isaak. „O du Tochter meiner geliebten Rahel! Wäre jedes Blatt dieses Baumes eine Zechine, und jede Zechine mein eigen — all diesen Reichtum würde ich freudig hingeben, wenn ich erfahren könnte, wo du bist und ob du noch lebst!"

„Hat deine Tochter etwa schwarzes Haar?" fragte einer der Geächteten. „Trug sie auch einen mit Silber gestickten Taftschleier?"

„Ja, ja," rief der Alte vor Freuden. „Kannst du mir Nachricht von ihr geben, Freund?"

„Gestern sah ich sie vor dem stolzen Tempelritter auf dem Zelter sitzen, als er unsere Reihen durchbrach. Ich wollte ihm einen Pfeil nachsenden, aber um des Mädchens willen unterließ ich den Schuß; vielleicht hätte es dabei Schaden nehmen können."

„Ach, hättest du doch geschossen!" rief Isaak. „Es ist besser, ein Kind liegt im Grabe, als daß es den Eltern Kummer bereitet! O Rebekka, meine Tochter!"

„Kameraden," begann der Anführer, „mich rührt des Alten Gram. — Handle gerecht mit uns, Isaak! Läßt ein Lösegeld von tausend Kronen dich ganz mittellos?"

Der Jude konnte nicht leugnen, daß ihm noch ein kleiner Rest bleiben würde.

„So höre, Isaak!" begann Locksley. „Wir wollen nicht zu genau mit dir rechnen. Ohne Gold und Silber wirst du dein Kind so wenig aus den Klauen des Sir Brian von Bois-Guilbert erretten, als einen Hirsch mit kopflosem Pfeil töten. — Wir wollen von dir nicht mehr Lösegeld als von dem Prior oder noch hundert Kronen weniger, die ich von meinem Beuteanteil verlieren will. Mit den übrigen fünfhundert Kronen kannst du deine Tochter loskaufen. Wie unsere Geißeln berichten, findest du Rebekka im nächsten Kapitelhaus des Templerordens."

Dankerfüllten Herzens warf sich Isaak dem großmütigen Geächteten vor die Füße, rieb seinen Bart an dessen Stiefeln und wollte den Saum seines grünen Wamses küssen, was Locksley aber nicht duldete.

„Steh auf, Mensch," sagte er, „ich bin ein geborener Engländer und hasse derlei Zeremonien. Falle vor Gott auf die Kniee, nicht aber vor mir, der ich ein armer Sünder bin."

„Ja, Isaak, kniee vor Gott und seinem Stellvertreter, dem Diener des heiligen Altars, nieder, und wer weiß, wenn du ernstlich Buße tust und reichlich opferst, so kannst du vielleicht Gnade für dich und deine Tochter erwirken. Das Mädchen tut mir leid — es ist hold und schön; ich sah es auf dem Turnier zu Ashby. Meine Worte gelten auch etwas bei dem Sir Brian von Bois-Guilbert. Bedenke also, wie sehr ich dir von Nutzen sein kann!"

„O weh, o weh!" stöhnte Isaak. „Von allen Seiten umgeben

mich Räuber. Sie hängen an mir wie Blutegel und saugen meine Kraft hinweg."

„Verdienst du und dein Stamm etwas Besseres?" entgegnete der Prior. „Sagt nicht die Schrift: ‚Sie haben Gottes Wort verworfen, darum will ich ihre Weiber Fremden geben und ihre Schätze anderen verteilen'? Sieh, dies Wort bewahrheitet sich so recht an dir!"

Isaak seufzte laut auf, rang die Hände und gebärdete sich wie ein Verzweifelter.

„Überlege dir, was du tun willst," redete Locksley auf ihn ein. „Ich rate dir, mache dir diesen Mönch zum Freund! Er braucht Geld, seinen Luxus zu bestreiten. Leicht kannst du seine Habgier befriedigen — du bist reich. Ich kenne die eisernen Truhen, in denen du dein Geld aufspeicherst, ganz genau. Und — erschrick nicht — ich kenne auch das unterirdische Gewölbe unter deinem Garten; der große Stein unter dem Apfelbaum deckt den Eingang dazu."

Der Jude wäre vor Schreck fast umgesunken, Locksley aber fuhr ruhig fort:

„Mich brauchst du nicht zu fürchten — wir kennen uns schon lange. Entsinnst du dich nicht des kranken Freisassen, den deine Tochter aus dem Kerker zu York befreite und in deinem Hause pflegte, bis er genesen war und du ihn mit einer Geldunterstützung entließest? — Du warst ein Wucherer, Isaak, aber noch nie hast du ein Geldstück zu höheren Zinsen angelegt, als diese Silbermark, die du mir einst schenktest. Sie hat dir am heutigen Tage fünfhundert Kronen gerettet. Freust du dich nicht?"

„Du bist also Diccon, der Bogenspanner?" fragte Isaak erstaunt. „Deine Stimme schien mir gleich so bekannt."

„Ja, ich bin der Bogenspanner," entgegnete der Anführer; „man nennt mich jetzt Locksley, aber sonst habe ich noch einen guten Namen."

„Ich freue mich, dich wiederzusehen," sprach der Jude; „aber was das unterirdische Gewölbe anbelangt, so bist du in einem großen Irrtum befangen. Es enthält nichts weiter als einige Seidenwaren, die ich gern mit dir teilen will — hundert Ellen grünes Zeug zu Wämsern für dich und deine Gesellen, hundert Stab Taxus-

holz zu Bogen und hundert Stück feste runde Bogensehnen — das alles will ich dir gern für deine Güte schicken, lieber Diccon. Aber du wirst mir doch auch nicht von meinem Gewölbe sprechen, bester Freund?"

„Kein Wörtchen, Isaak. Ich nehme Anteil an deinem und deiner Tochter Schicksal. Augenblicklich kann ich jedoch nichts tun; denn die Lanzen des Tempelherrn sind im offenen Felde gegen meine Bogenschützen zu stark und sie würden uns zerstreuen wie der Wind die Spreu. Hätte ich aber gewußt, daß es Rebekka war, die man entführte, so hätte sich schon da etwas machen lassen. Jetzt müssen wir einen Vergleich zu stande zu bringen suchen. Soll ich vielleicht für dich mit dem Prior unterhandeln?"

„Ja, und ist es dir möglich, so rette mein Herzenskind!"

„Ich will tun, was ich kann," entgegnete der Geächtete; „aber unterbrich mich nur nicht mit deinem unzeitigen Geiz!"

Hierauf verließ er den Juden, der ihm aber wie ein Schatten folgte.

„Herr Prior," begann Locksley, „ich habe etwas mit Euch zu verhandeln. Tretet mit mir unter diese Eiche! Ihr liebt, wie ich weiß, Wein und Gesang, Ihr haßt gewiß auch eine Börse Gold nicht. Dieser Isaak von York will Euch nun mit einem Beutel von hundert Silbermark die Mittel zu Zerstreuungen und Vergnügungen in die Hand geben, wenn Ihr es fertig bringt, seine Tochter aus den Händen des Tempelritters zu befreien."

„Natürlich mit unverletzter Ehre," fiel der Jude ein, „sonst ist der Handel nichts."

„Ruhig, Isaak," befahl Locksley, „du hast jetzt den Mund zu halten. — Wie denkt Ihr über meinen Vorschlag, Prior?"

„Will der Israelit etwas zum Ausbau unseres Schlafsaales geben," meinte der geistliche Herr, „so will ich ihm in der Sache seiner Tochter Hilfe leisten."

„Wie ist's mit einem Paar Silberleuchter, einem schönen Teppich, Isaak?" fragte der Geächtete. „Das könntest du zum Wohle der Kirche stiften."

„Das ist zu viel, guter Diccon," antwortete Isaak. „Ich bin —"

„Nun?" fiel Locksley hastig ein, „ein Geizdrache bist du. Deiner schmutzigen Geldgier wegen wirfst du Ehre und Leben

deiner Tochter in die Wagschale. Wahrhaftig, bevor drei Tage um sind, werde ich dir den letzten Heller abnehmen!"

Isaak wurde bleich und verstummte.

„Und welche Sicherheit wird mir, falls ich die Tochter Rebekka frei bekomme?" fragte Aymer.

„Ich, Locksley, Führer der Geächteten, schwöre es Euch beim heiligen Hubertus, daß Isaak Euch das Geld in gutem Gold oder Silber bezahlen wird, oder er soll mir zwanzigmal soviel zahlen!"

„So bin ich damit einverstanden, Jude," sagte der Prior. „Gib mir deine Schreibtafel — doch halt! Lieber möchte ich sterben, als deine Feder zwischen die Finger nehmen — aber wo sonst finde ich eine?"

Der Freisasse spannte den Bogen und sagte, indem er nach einer vorüberfliegenden Wildgans zielte und schoß:

„Dafür will ich sorgen!"

Und als der Vogel tot zur Erde stürzte, setzte er hinzu:

„Jetzt habt Ihr Kiele genug, Prior, um Euch und Eure geistlichen Nachfolger mit Schreibmaterial zu versorgen."

Der Prior setzte sich und schrieb an Bois-Guilbert einen Brief und überreichte ihn dem Juden mit den Worten:

„Dies Schreiben soll die Befreiung deiner Tochter bezwecken. Du wirst also gut tun, es durch vorteilhafte Anerbietungen und Vorschläge deinerseits noch zu unterstützen; denn wisse, der gute Templer tut nichts umsonst."

„Ich möchte Euch, Prior Aymer, nicht länger aufhalten," sagte der Geächtete, „als um dem Juden noch eine Quittung über die sechshundert Kronen zu geben, die Euer Lösegeld sein sollen. Er soll mein Zahlmeister sein, höre ich aber, daß Ihr ihn übervorteilen wollt, so zünde ich Euch — so wahr ich lebe — die Abtei über dem Kopf an, und Ihr macht mit dem Galgen Bekanntschaft."

Der Prior ging mit saurer Miene auf den Wunsch des Geächteten ein und sagte dann:

„So bitte ich um die Herausgabe meiner Maultiere und Zelter, sowie um die Freilassung der mich begleitenden ehrwürdigen Brüder; auch um die Juwelen, Ringe und schönen Gewänder, die man mir abgenommen hat, bitte ich; denn ich habe nun mein Lösegeld entrichtet."

„Es wäre ungerecht, Prior, die dich begleitenden Brüder noch länger in Haft zu behalten — sie sollen sofort in Freiheit gesetzt werden; auch die Zelter, Maultiere und anderen Dinge sollt Ihr erhalten und vom Geld soviel, als Ihr nötig habt, um nach York zu kommen. Was aber die Ringe, Ketten und Juwelen anbelangt, so kann ich es mit meinem Gewissen nicht vereinbaren, Euch dieselben zurückzuerstatten; denn ein Mann wie Ihr, der alle Eitelkeiten der Welt verwerfen muß, darf nicht in die Versuchung geführt werden, sein Ordenskleid mit buntem Flitterkram der Welt zu behängen."

„Dies Geschmeide gehört nicht mir, sondern der Kirche," entgegnete Aymer. „Hütet Euch also, Eure Hand an dies Gut zu legen, es könnte harte Strafen nach sich ziehen."

„Lächerlich," sagte der Mönch von Copmanhurst. „Ich werde sie tragen, ohne mich vor Unglück zu fürchten."

„Freund," erwiderte der Prior, „gehörst du wirklich einem geistlichen Orden an, so bedenke, wie du dein Betragen gegen den Bischof rechtfertigen willst!"

„Herr Prior," versetzte der Eremit, „ich kümmere mich so wenig um den Bischof von York, als um den Abt von Jorvaulx und das ganze Kloster — ich bin mein eigener Bischof!"

„So gehörst du also zu denen, die ohne Recht einen heiligen Charakter annehmen und die Seelen derjenigen, die bei ihnen Zuspruch suchen, in Gefahren bringen? Wehe dir, du bist ein Bettelpfaffe!"

„Dieb, das wagst du mir zu sagen?" schrie der Eremit entrüstet. „Für diese Beleidigung werde ich dir die Knochen zerbrechen, wie es in der Vulgata heißt."

„Kommt ihr zu solchen Redensarten, ehrwürdige Herren?" rief der Anführer der Geächteten aus. „Ich sage dir, Mönch, sei friedlich! Und Ihr, Prior, reizt diesen Einsiedler nicht!"

Trotzdem schimpften die beiden noch weiter in schlechtem Latein gegeneinander, bis die Freisassen dazwischen traten und der Prior zuerst einsah, wie er sein Ansehen im Streit mit diesem „Bettelpfaffen" auf das Spiel gesetzt hatte. Aymer begab sich daher zu seinem Gefolge und ritt mit ihm fort.

Nun sollte Isaak den Freisassen irgend eine Sicherheit für sein

und des Priors Lösegeld geben. Er schrieb daher an einen seiner Stammesbrüder in York einen Brief und bat darin, dem Überbringer dieses tausend Kronen und die namhaft gemachten Waren einzuhändigen.

„Mein Bruder Sheva hat den Schlüssel zu meinem Warenlager," seufzte Isaak.

„Und zu dem Gewölbe," flüsterte ihm Locksley ins Ohr.

„Behüte Gott," rief Isaak aus. „Das war eine böse Stunde, die irgend jemand dies Geheimnis offenbarte."

„Ich weiß es besser," sagte Locksley. — „Was willst du tun, Isaak? Hast du deine Tochter Rebekka ganz und gar vergessen?"

„Nein, Diccon, ich breche augenblicklich auf."

Damit erhob er sich, und zwei große kräftige Gestalten begleiteten ihn, um ihm im Wald als Führer und Schutz zu dienen.

Auch der schwarze Ritter nahm Abschied von dem Geächteten, wobei letzterer sprach:

„Ihr wundert Euch, Herr Ritter, soviel gesetzmäßige Einrichtungen bei denen zu finden, die vom Gesetz ausgestoßen und geächtet sind; aber bedenkt, es wächst auch manche gute Frucht auf einem bösen Stamme, und böse Zeiten gebären nicht immer Böses. Glaubt mir, es gibt unter diesen Geächteten viele, die unsere Freiheiten nur wenig ausbeuten wollen, und mancher beklagt es, ein solches Gewerbe überhaupt treiben zu müssen."

„Und mit einem solchen spreche ich wohl jetzt?"

„Jeder Mensch hat seine Geheimnisse, die er nicht gern ausplaudert," versetzte Locksley.

„Verzeiht, wackerer Freund," sagte der Ritter; „vielleicht stehen wir uns später einmal ohne Maske gegenüber. — Heute aber scheiden wir als Freunde, nicht wahr?"

„Selbstverständlich," versetzte Locksley; „hier ist meine Hand, und wenn ich nicht irre, so lege ich sie in die Hand eines Geächteten, der ein Engländer ist."

Die Hände schlugen ineinander.

„Meine Rechte," sprach der Ritter, „fühlt sich geehrt von dem Druck der Eurigen; denn die starke Hand, die begabt ist, Böses zu

tun und Gutes tut, verdient nicht nur Lob für das Gute, das sie übt, sondern auch für das Böse, das sie unterläßt."

Damit trennten sich der beiden Wege.

Zwölftes Kapitel.

Ein ehrloser Charakter.

Im Schlosse zu York herrschte reges Leben. Prinz Johann hatte sich daselbst mit seinen Edlen, Prälaten und Anführern versammelt, um darüber zu beraten, wie er am leichtesten zum Thron seines Bruders gelangen könne. Waldemar Fitzurse bot alles auf, die Gäste seines hohen Herrn in eine Stimmung zu bringen, deren es bedurfte, um ihnen Mut zu geben, ihr Vorhaben auszusprechen. Leider wurde aber das Unternehmen durch das Fernbleiben so mancher Hauptperson der Verbündeten verzögert. Front de Boeuf mit seinem hartnäckigen, wagehalsigen, wenn auch rohem Mut, de Bracy mit seinem kühnen elastischen Wesen, Sir Brian von Bois-Guilbert mit seinem Scharfblick, der kriegerischen Erfahrung und der bewährten Tapferkeit — sie alle waren unentbehrlich zu einem Erfolg der Verschworenen.

Prinz Johann und seine Berater verwünschten daher ihre unerklärliche Abwesenheit, da sie ohne diese Herren nichts auszurichten vermochten. Auch der reiche Jude Isaak, dessen Goldschätze zu dem Unternehmen nötig waren, schien verschwunden zu sein. Ohne ihn konnte man überhaupt nichts ausrichten.

Da machte sich am Morgen nach dem Fall von Torquilstone in York das dunkle Gerücht breit, de Bracy und Bois-Guilbert seien mit ihrem Verbündeten Front de Boeuf gefangen oder getötet worden. Fitzurse brachte dem Prinzen diese Neuigkeit mit dem Bemerken, er sei von der Richtigkeit derselben um so fester überzeugt, als die Ritter mit einem kleinen Gefolge ausgezogen seien, um den Sachsen Cedric zu überfallen.

Der Prinz, als er seine eigenen Pläne durchkreuzt sah, tadelte

das Verhalten seiner Freunde heftig, und wenngleich er zu jeder anderen Zeit diese Gewalttat als guten Spaß angesehen haben würde, so sprach er doch jetzt von übertretenen Gesetzen und von der Unsicherheit des Verkehrs und des Privateigentums in einem Tone, der besser für König Alfred gepaßt hätte.

„Diese ehr- und grundsatzlosen Räuber!" rief er aus. „Sollte es mir je beschieden sein, englischer Monarch zu werden, ich werde ihre Missetat hart strafen. An ihren eigenen Schloßzinnen sollen sie alle baumeln!"

„Wollen Euer Gnaden aber Monarch von England werden," bemerkte mit ruhigem Ernste Ahitophel, „so ist es nötig, die Ausschreitungen dieser ehr- und grundsatzlosen Räuber nicht nur zu dulden, sondern sie sogar unter Euren Schutz zu nehmen. Das wäre doch keine Hilfe für uns, wenn die dummen, tölpelhaften Sachsen Euerer Hoheit Träume erfüllen und die Feudalschlösser in Galgen verwandelt würden! Euere Hoheit wissen, wie gefährlich es wäre, ohne den Tempelherrn, de Bracy und Front de Boeuf etwas zu beginnen. Leider sind wir schon zu weit vorgeschritten, um uns wieder sicher und unauffällig zurückziehen zu können."

Prinz Johann schlug sich vor die Stirn und eilte in Gedanken versunken im Zimmer auf und ab.

„Der Teufel hole diese Schufte!" murmelte er. „Warum läßt man mich im Stich? Nun sitze ich wie der Waschbär auf dem Baum und weiß nicht herunterzukommen!"

„Toren sind es," fiel Waldemar ein, „Toren, die Albernheiten nachrennen, wo sie ernste Arbeit verrichten könnten!"

„Was wollen wir tun?" fragte der Prinz.

„Vorerst nichts anderes, als was ich schon tat," entgegnete Fitzurse.

„Und das wäre?"

„Ich hieß de Bracys Unterbefehlshaber, Luis Winkelbrand, mit seinen Mannen zu Pferd steigen, das Banner entfalten und stracks nach Front de Boeufs Schloß reiten, um alles zu tun, was sich noch zu Gunsten und zur Hilfe unserer Freunde tun läßt."

„Du bist ein kluger Kopf," sagte der Prinz, „und immer mein besserer Geist. Finde ich in allen Stücken solchen Rat, so wird meine Regierung einst rühmlichst genannt werden. — Doch, wer

kommt? — Ist das nicht de Bracy? — Wahrhaftig, er ist's; aber wie sieht er aus!"

Es war wirklich de Bracy, dessen Rüstung alle Spuren seines letzten verzweifelten Kampfes an sich trug. Ohne ein Wort von dem Vorgefallenen auf Schloß Torquilstone zu berichten, löste er den Helm vom Kopf und legte ihn auf einen Stuhl.

„Warum redest du nicht, de Bracy?" fragte der Prinz. „Sind die Sachsen etwa in hellem Aufruhr? Oder was ist sonst los?"

Der Ritter schwieg.

„So sprich doch, de Bracy!" sagten der Prinz und Fitzurse wie aus einem Munde. — „Wo ist der Templer — wo Front de Boeuf?"

„Der Templer entfloh, Front de Boeuf aber fand ein rotes Grab in den Flammen der Sparren und Balken seines eigenen Schlosses — ich entkam nur, Euch die Mär zu erzählen."

„Wahrlich, eine böse Mär!" sprach Fitzurse.

„Das Schlimmste behielt ich noch für mich," setzte de Bracy hinzu. Damit näherte er sich Johann und flüsterte ihm ins Ohr: „Richard ist in England. — Ich sah und sprach ihn."

Der des Thrones sich schon so sicher wähnende Prinz Johann erbleichte bei diesen Worten, wankte und hielt sich an der Lehne eines Eichenstuhles fest — er glich einem gebrochenen Manne.

„Redest du auch die Wahrheit, de Bracy?" fragte Waldemar.

„Bei meiner Seele!" entgegnete der Ritter. „Ich war sein Gefangener und habe mit ihm gesprochen."

„Mit Richard Plantagenet?" sagte Fitzurse.

„Ja, mit ihm — mit Richard Löwenherz von England."

„Und du warst sein Gefangener?" fuhr Waldemar fort. „Steht er etwa an der Spitze einer Macht?"

„Das nicht; er hatte nur etliche geächtete Freisassen um sich, unter denen er unerkannt weilt. Er war zufällig zu ihnen gestoßen, um ihren Angriff auf Torquilstone zu leiten."

„Fürwahr, ein echter fahrender Ritter!" begann Fitzurse wieder. „Er schämt sich nicht, als Abenteurer in der Welt umherzuwandern, während die wichtigsten Staatsangelegenheiten schlummern und sein eigenes Leben in Gefahr schwebt. — Aber was ist nun zu tun, de Bracy?"

„Ich ziehe nach Hull und schiffe mich nach Flandern ein; in dieser kriegslustigen Zeit findet der Mensch überall Beschäftigung. — Willst du mit mir ziehen, Waldemar, und statt der Politik die Lanze und das Schwert ergreifen?"

„Nein, ich bin zu alt zu solchem Leben und habe eine Tochter."

„Gib sie mir, Freund, ich will sie halten wie mein Kind!"

„Nicht doch, der Schutz der Kirche ist sicherer; der Erzbischof wird für sie — und mich — sorgen."

Jetzt war auch der Prinz aus seiner Betäubung erwacht.

„Hahaha," lachte er, „ich hielt euch für weise, kühn und entschlossen; aber ihr werft in demselben Augenblick, wo ein kühner Streich alles gewinnen könnte, Reichtum, Ehre und Freuden — unser vorgesteckes Ziel — von euch. Ist das recht?"

„Wie soll ich das verstehen," entgegnete de Bracy. „Sobald Richards Rückkehr allgemein bekannt wird, steht er auch sofort an der Spitze einer Armee, und dann sind wir verloren. Ich würde Euch daher raten, Mylord, entweder nach Frankreich zu fliehen oder bei der Königin-Mutter Zuflucht zu suchen."

„Um die Sicherheit meiner Person ist mir's in diesem Augenblick nicht zu tun," antwortete der Prinz hochmütig; „die könnte ich durch ein Wort an meinen Bruder erlangen. Ich denke vielmehr an euer Schicksal, de Bracy und Waldemar Fitzurse. Es sollte mir ewig leid sein, wenn ich eure Köpfe auf den Toren von Clifford verfaulen sähe! Glaube mir, Waldemar, der schlaue Erzbischof wird sich nicht scheuen, dich von den Stufen des Altars fortschleppen zu lassen, wenn er nur dadurch den Frieden mit dem König erkauft. Und du, de Bracy, vergiß nicht, daß Robert Estoteville mit seiner ganzen Streitkraft zwischen dir und Hull liegt und daß der Graf von Essex seine Vasallen um sich sammelt! Hatten wir schon vor Richards Rückkehr Ursache, dies Aufgebot zu fürchten, zweifelst du jetzt noch, zu welcher Partei sie sich schlagen werden? Ich behaupte nicht zuviel, wenn ich sage, Estoteville ist allein stark genug, unsere sämtlichen Lanzen in den Humber zu jagen."

De Bracy und Waldemar sahen sich entsetzt an, der Prinz aber fuhr ernst fort:

„Es gibt nur einen Rettungsweg — der Gegenstand unseres Schreckens muß aufgehalten werden."

„Nicht von mir," fiel de Bracy hastig ein; „ich bin ihm Dank schuldig. Als begnadigter Gefangener möchte ich keine Feder seines Helmes berühren."

„Wer verlangt von dir, ihm ein Leid anzutun?" lachte Johann rauh. „Vielleicht sagst du nächstens gar, ich hätte befohlen, ihn zu töten! — Dann ist jedenfalls ein Gefängnis besser — einerlei, ob in Britannien oder in Österreich; dann ist auch der Stand der Dinge derselbe, wie beim Anfang unseres Unternehmens, wo wir hofften, Richard würde in der österreichischen Gefangenschaft sterben. — Unser Onkel Robert lebte und starb im Schlosse Cardiffe."

„Da habt Ihr recht," sagte Waldemar, „aber Sir Heinrich saß auch fester auf seinem Platz, als Ihr. Das beste Gefängnis ist jedenfalls das, welches der Totengräber macht — keine Kerkerzelle birgt so viel Ruhe als dieses Gewölbe. Kennt Ihr nun meine Ansicht?"

„Einerlei ob Grab oder Gefängnis, ich will mit der Sache nichts zu tun haben," versetzte de Bracy.

„Elender Wicht, willst du uns verraten?" schrie der Prinz.

„Das sei ferne," erwiderte der Ritter; „ich habe noch nie Verrat getrieben."

„Nehmt die Worte meines Herrn nicht übel, de Bracy," beschwichtigte Fitzurse; „Ihr aber, Prinz, haltet dem Ritter diese Bedenken zu Gute — ich hoffe sie bald zu beseitigen."

„Das wird dir nie gelingen," rief de Bracy.

„Aber warum nicht?" entgegnete Waldemar. „Man darf nicht gleich zur Seite springen, ohne den Gegenstand seines Schreckens erst ins Auge gefaßt zu haben. Wäre es dir vor vierundzwanzig Stunden nicht eine Lust gewesen, diesem Richard im Kampfgewühl Mann gegen Mann gegenüber zu stehen?"

„Freilich, aber im ehrlichen Kampf. Nie dachte ich daran, ihn im Walde zu überfallen."

„Bist du in dieser Beziehung so zartbesaitet, so verdienst du den Namen eines guten Ritters nicht," sagte Waldemar. „Wie steht es mit Lancelot du Lac und Tristram? Haben sie ihren Ruhm in der Schlacht oder im Schatten tiefer, unbekannter Waldungen erworben?"

„Das soll mir gleich sein," erwiderte de Bracy, „ich sage nur

das eine, weder Lancelot noch Triſtram würden es, Mann gegen Mann, mit Richard aufnehmen können."

„Biſt du von Sinnen, de Bracy?" rief Fitzurſe aus. „Es ſcheint mir, als ſeieſt du von dem Führer der Freiſcharen gegen den Prinzen Johann gedungen worden, obwohl du weißt, daß das Glück deines Schutzherrn, deiner Kameraden und dein eigenes und das Leben aller anderen von uns auf dem Spiele ſteht!"

„Ich wiederhole es, er ſchenkte mir das Leben," entgegnete de Bracy unmutig. Allerdings wies er meine Huldigung zurück und verbannte mich aus ſeiner Nähe, aber deshalb will ich doch die Hand nicht gegen ihn erheben."

„Das brauchſt du auch nicht, ſchicke nur Luis Winkelbrand mit zwanzig deiner Lanzen aus."

„Ich möchte nicht die Zahl Eurer Schelme durch einige meiner braven Leute vermehren."

„So willſt du uns wirklich ohne Hilfe verlaſſen?" fragte der Prinz.

„Das will ich nicht," verſetzte de Bracy. „Ich will in allem zu Euch ſtehen, was einem Ritter ziemt, aber Räuberdienſte nehme ich ganz entſchieden nicht an."

„O ich unglücklicher Fürſt!" jammerte Johann. „Mein Vater, König Heinrich, hatte treue Diener — er brauchte ſich nur über einen treuloſen Prieſter zu beklagen. Ja, Tracy, Morville, Brito, ihr kühnen Untertanen, eure Namen, euer Geiſt — ſie ſind ausgeſtorben! Und ſelbſt der Sohn, den Reginald Fitzurſe hinterließ, bleibt weit hinter ſeines Vaters Treue und Mut zurück!"

„Nein, Hoheit, er bleibt nicht zurück," rief Waldemar Fitzurſe. „Wenn es nicht anders ſein kann, ſo legt getroſt die Leitung dieſes Unternehmens in meine Hände. — He, ihr Leute, ſchickt Hugh Bardon zu mir! Dir, de Bracy, überlaſſe ich die Aufgabe, Prinz Johanns Mut zu beleben und die Zaghaften zu tröſten. Lebt alle wohl, auf Wiederſehen in beſſerer Zeit!"

Fitzurſe entfernte ſich.

„Er geht, meinen Bruder gefangen zu nehmen, und fühlt dabei ſo wenig Gewiſſensbiſſe, als handelte es ſich um die Freiheit eines ſächſiſchen Franklins," ſagte Johann zu de Bracy. „Hoffentlich behandelt er ihn mit gebührender Ehrfurcht."

De Bracy lächelte, und als er nichts erwiderte, fuhr der Prinz fort:

„Ich gab ihm noch einige Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. Habt ihr sie verstanden?"

„Nein," entgegnete de Bracy.

„Bei unserer heiligen Frau, sollte er (Fitzurse) sie vielleicht auch überhört haben? Ich befahl ihm doch noch in jener Fensternische klar und deutlich, er solle für Richards Sicherheit sorgen. — Wehe dir, Waldemar, wenn du mir ungehorsam bist!"

„Es dürfte gut sein, wenn ich ihm nacheilte und ihm Euer Gnaden Wünsche mitteilte," sagte de Bracy hohnlachend; denn er hatte des Prinzen Heuchelei durchschaut. „So gut wie ich die Befehle überhörte, könnte er sie auch überhört haben."

„Nicht doch," entgegnete Johann ungeduldig; „sicherlich hat er mich richtig verstanden, auch habe ich anderes für dich zu tun. Komm, ich will mich auf deine Schultern stützen!"

In dieser vertraulichen Stellung schritten sie durch die Halle und der Prinz redete in der leutseligsten schmeichelhaftesten Weise auf den Ritter ein.

„Wie denkst du über diesen Waldemar Fitzurse?" sagte er. „Er gibt sich alle erdenkliche Mühe, unser Kanzler zu werden; aber sei versichert, mein Lieber, wir werden es genau bedenken, bevor wir ein so hochwichtiges Amt einem Manne anvertrauen, der eben einen Beweis liefert, wie wenig heilig ihm unser Blut ist, indem er diesen Streich gegen Richard so bereitwillig übernimmt. Du denkst nun gewiß, bester de Bracy, du wärest in unserer Achtung gesunken, weil du diese unangenehme Aufgabe so kühn ausschlugst, aber sei versichert, Moritz, ich schätze dich gerade hoch wegen deines tugendhaften Entschlusses. Die Gefangennahme meines unglücklichen Bruders ist bei weitem kein so großer Anspruch auf das hohe Amt eines Kanzlers von England, als deine ritterliche Weigerung ein Anspruch auf den Marschallsstab! Denke daran, bester Freund!"

„Ehrloser Charakter," murmelte de Bracy vor sich hin, als er den wankelmütigen Prinzen verließ, „wehe denen, die auf dich bauen! Dein Kanzler — hu! Aber Lordmarschall von England! das ist in der Tat ein des Ringens würdiger Preis!"

Als Johann allein war, ließ er den Reisigen Hugh Bordon zu sich rufen. Bis zu dessen Erscheinen ging er unruhig im Zimmer auf und ab.

„Bordon," redete er ihn dann an, „was sagte Fitzurse zu dir?"

„Er bat mich um zwei Burschen, die in den nördlichen Wildnissen genau Bescheid wissen und sich darauf verstehen, die Spuren eines Mannes und Pferdes zu verfolgen."

„Und welche Antwort gabst du ihm?

„Ich sagte ihm, daß ich zwei solcher Leute hätte, der eine sei von Hexamshire, der andere von Yorkshire."

„Gut, zieht Waldemar mit ihnen aus?

„Im Augenblick."

„Und mit was für Gefolge?"

„Er nimmt außer drei gut Bewaffneten, die zu Ralph Middletons Truppen gehören, noch den dicken Thoresby mit und Wetherald, den man seiner Grausamkeit wegen das ‚Marmorherz' nennt."

„Recht so, recht so!" wiederholte der Prinz freudig erregt und fügte nach einer Pause hinzu: „Bordon, für uns ist es von hoher Wichtigkeit, daß wir de Bracy beobachten — doch so, daß er es nicht gewahr wird. Bemerkst du etwas Verdächtiges in seinem Benehmen, so versäume nicht, mir dasselbe mitzuteilen. Du bist mir für alles verantwortlich!"

Hugh verbeugte sich und ging hinaus.

„Ich traue diesem de Bracy nicht," sagte Johann zu sich, „aber dessen versichere ich ihn, verrät er mich, so will ich seinen Kopf haben und stünde Richard schon donnernd vor den Toren von York!"

Dreizehntes Kapitel.

Ein fanatischer Greis. — Als Hexe verurteilt.

Isaak hatte sich unter dem Geleit zweier Freisassen auf den Weg nach dem Kapitelhaus Templestowe begeben, um wegen Freilassung seiner Tochter zu unterhandeln. Templestowe war nur eine

Tagereise von dem zerstörten Schloß Torquilstone entfernt, so daß der Jude hoffte, es noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Er verabschiedete also seine beiden Führer am Waldessaum und zog rüstig weiter; aber als er noch etwa vier Stunden von dem Ordenshaus entfernt war, übermannte ihn die Ermüdung, und er mußte in einem Marktflecken bei dem ihm bekannten jüdischen Rabbi Nathan Ben Israel Gastfreundschaft suchen, die er auch fand. Dieser Mann, der sich einiger medizinischer Kenntnisse rühmen durfte, brachte den alten Isaak zur Ruhe und sorgte für ein Mittel, welches das eingetretene Fieber des geängstigten und kummerbeladenen Juden stillen sollte.

Als am anderen Morgen Isaak seine Reise fortsetzen wollte, wehrte ihm Nathan entschieden ab. Er sagte, es könne ihm das Leben kosten. Isaak hingegen erwiderte, er müsse heute unbedingt in Templestowe eintreffen, wenn nicht ein ihm hohes Gut verloren gehen sollte.

„Nach Templestowe?" fragte erstaunt Nathan und griff unwillkürlich nach seines Stammesgenossen Puls, um zu sehen, ob das Fieber nachgelassen habe. Dann sagte er leise zu sich: „Es ist eine kleine Besserung eingetreten, doch scheint mir sein Geist verwirrt —"

„Warum sollte ich nicht nach Templestowe gehen?" fiel ihm der Patient in die Gedanken. „Wohl weiß ich, daß es der Aufenthaltsort jener ist, die uns feindlich gesinnt sind; aber das Geschäft fügt es oft so, daß wir notgedrungen unter diese blutdürstigen nazarenischen Soldaten müssen."

„Du hast recht, Isaak," entgegnete Nathan; „aber weißt du auch, daß Lukas von Beaumanoir, das Haupt des Templerordens — man nennt es Großmeister — jetzt selbst in Templestowe anwesend ist?"

„Das ist mir neu," sagte Isaak verwundert. „Den letzten Nachrichten zufolge müßte er noch in Paris sein, um Philipps Beistand gegen Saladin zu erbitten."

„In Paris war er, kam aber — ganz unerwartet für seine Brüder — plötzlich nach England, um ein strenges Gericht über die zu halten, die ihr Gelübde brachen. Du mußt doch von ihm gehört haben!"

„Man erzählte mir, daß er ein Mann sei, der jeden Buchstaben der Ordensregel erfüllt wissen will; außerdem hörte ich, er sei ein grausamer Vernichter der Sarazenen und ein hartherziger Tyrann gegen unsere Stammesgenossen."

„Das ist er in der Tat," sagte Nathan. „Wenn sich hin und wieder Templer durch Gold und Silber bestechen lassen — Beaumanoir geht darauf nicht ein. Er haßt die Schätze dieser Welt und strebt nur nach dem, was sie Märtyrerkrone nennen — er ist der Ansicht, daß die Ermordung eines Juden Gott ein ebenso wohlgefälliges Opfer sei, als der Tod eines Sarazenen. Unsere medizinische Heilwissenschaft sieht er als Eingebung des Satans an — Gott strafe ihn!"

„Wohl erkenne ich die Gefahr," meinte Isaak; „aber nach Templestowe muß ich."

Hierauf teilte er Nathan Veranlassung und Zweck seiner Reise mit. Der Rabbi hörte aufmerksam zu, und als der Alte geendet, rief er schmerzlich bewegt aus:

„O du armes, bedauernswertes Kind! — Wehe dir, du Schönheit Israels! — Wie sind wir doch so tief unglücklich — wir vom Hause Jakobs!"

„Noch gebe ich nicht alle Hoffnung verloren, meine geliebte Tochter Rebekka an Leib und Seele unverletzt zurück zu erhalten," fuhr Isaak fort; „denn die Gegenwart Beaumanoirs hält gewiß den frechen Bois-Guilbert von irgend einer Gewalttat ab. Aber auf wie lange, vermag ich nicht zu sagen; deshalb darf ich nicht länger hier weilen — ich muß fort."

„So ziehe hin und der Gott Israels gebe dir die Weisheit Salomos," sprach Nathan Ben Israel. „Laufe dem Großmeister nicht unnötig in den Weg; denn du weißt, unserem Volke Jammer zu bereiten, ist ihm ein Hochgenuß. Jedenfalls tust du gut, mit Bois-Guilbert allein zu sprechen; man erzählt sich nämlich, diese Nazarener seien niemals einig. Möchte sie der Herr mit ewiger Verwirrung und Blindheit schlagen! — Sobald du deine Sache erledigt hast, Isaak, komme wieder in mein Haus zurück und berichte mir, wie es dir erging. Hoffentlich bringst du Rebekka mit!"

Wenige Stunden später hielt Isaak vor dem Kapitelhaus Templestowe. Es lag zwischen Wiesen und Feldern und war gut

und stark befestigt. Zwei schwarzgekleidete Hellebardiere bewachten die Zugbrücke, andere schritten in gleichem Anzug auf den Wällen auf und ab, wo sie eher Gespenstern als Soldaten glichen. Die niederen Brüder des Ordens trugen dies Kleid, seit bei ihrer Annahme der weißen Gewänder in Palästina falsche Brüder entstanden waren, die sich Tempelherren nannten und dem Orden großen Schaden brachten. Zuweilen schritt einer der Ritter im langen, weißen Mantel über den Hof. Begegneten sich zufällig zwei derselben, so tauschten sie einen feierlichen stummen Gruß aus; denn so wollte es die Ordensregel, die jetzt gelegentlich der Anwesenheit des gestrengen Großmeisters wieder neu aufzuleben schien.

Isaak überlegte, wie er am besten, ohne Ärgernis zu erregen, sich Einlaß verschaffen könnte; denn er sah ein, daß jetzt seine Religion unter den Fanatikern des Ordens in demselben Maße Haß erregen mußte, wie früher sein Reichtum Neid und Habsucht erweckt hatte.

Lukas Beaumanoir, der eben in einem kleinen, innerhalb der äußeren Festungswerke des Kapitelhauses gelegenen Garten mit einem Bruder seines Ordens, der mit ihm aus Palästina gekommen war, ein düsteres Gespräch führte, stand in vorgerückten Jahren. Sein Haupt- und Barthaar war grau, und die Gesichtszüge verrieten eine seltene Strenge. Auf seiner Stirn strahlte der Stolz des selbstzufriedenen Frömmlers, der sich etwas darauf zu Gute tut, durch seine Abmagerung allen als Bild der Enthaltsamkeit zu erscheinen. Trotzdem hatte der hohe Herr etwas Gewinnendes, Edles an sich. Seine Gestalt war groß, sein Gang stattlich, die Haltung trotz seines Alters aufgerichtet. Der weiße Mantel von einfachem Schnitt war genau nach der Vorschrift des heiligen Bernhard und trug auf der linken Schulter das Ordenskreuz aus rotem Tuch. In der Hand hielt er den seltsamen Abakus oder Amtsstab, dessen Spitze in einer runden Scheibe endete, welche das Ordenskreuz zierte. Die den Großmeister begleitende Person war der Vorsteher des Ordenshauses von Templestowe. Er hielt sich nicht in gleicher Linie mit dem Großmeister, sondern ging so weit hinter ihm, daß derselbe eben noch mit ihm sprechen konnte, ohne den Kopf umwenden zu müssen.

„Konrad," begann Lukas Beaumanoir, „mein treuer Freund

und Gefährte in vielen Schlachten und Abenteuern, mich drückt eine schwere Sorge — eine Sorge, die mir den Wunsch auspreßt, erlöst und bei den Gerechten zu sein. Seit ich in dies Land kam, habe ich nicht ein Ding gesehen, das mich mit Freude erfüllt hätte, ausgenommen die Gräber unserer Brüder unter dem Dach der Kirche unseres Tempels in jener stolzen Hauptstadt. O, ich kann es nicht sagen, wie mich der Verfall unseres heiligen Ordens betrübt!"

„Es ist nur zu wahr," entgegnete Konrad Mont Fitchet, „und was das Betrübsamste ist — die Ausschreitungen unserer Brüder in England sind noch weit schlimmer als die derjenigen in Frankreich."

„Das ist sehr natürlich," versetzte der Großmeister; „sie sind reicher und darum leichtlebiger. Wo finde ich im Lande einen unserer Brüder, der die Satzungen unseres Ordens hielte! Sie sollen bestimmungsgemäß keinen eitlen weltlichen Schmuck tragen, keine Helmzier, kein Gold am Steigbügel oder Zaum; aber wer geht jetzt so geputzt und blank einher als die armen Soldaten des Tempels? Unsere Gesetze verbieten ihnen, einen Vogel durch einen anderen zu fangen, Tiere mit Armbrust zu erlegen, ein Jagdhorn zu blasen, ihr Roß dem Wild nachzuhetzen; wer aber ist bewanderter und geschickter auf der Jagd als die Templer? Sie sollen nichts lesen als das, was ihr Oberer ihnen erlaubt, nichts anhören als heilige Worte, die in den Erholungsstunden laut gelesen werden können; aber seht, wie sie den Worten der fahrenden Sänger zuhören, wie ihre Augen leere Romane studieren! Es ist ihnen befohlen, alle Zauberei und alles Hexenwesen auszurotten, und siehe da, sie schützen die fluchbeladenen Geheimnisse der Juden und die Sternenkunde der heidnischen Sarazenen! Statt nur dreimal wöchentlich Fleisch zu essen, brechen ihre Tafeln unter der Last leckerer Speisen. Ihr Trank sollte Wasser sein, und jetzt rühmt sich jeder Zecher, so viel trinken zu können als ein Templer! Sogar dieser mit seltenen Pflanzen und Bäumen gefüllte Garten gleicht eher dem Lustgarten eines ungläubigen morgenländischen Emirs, als der Scholle, auf welcher christliche Mönche ihre Küchenkräuter ziehen sollen. Ich wünsche, Konrad, auch *hier* hätte die Lockerung der Disziplin ein Ende! — Du weißt, es ist uns ver-

boten, fromme Frauen zu empfangen, ja wir dürfen nicht einmal der Mutter oder Schwester einen Kuß der Zuneigung geben. Aber — o Schrecken — wie wird auch hier gesündigt! Die Seelen unserer reinen Gründer, die Geister von Hugh von Payen und Gottfried von Saint-Omer sowie die der gesegneten Sieben, welche sich zuerst vereinigten, um ihr Leben dem Tempeldienst zu weihen, müssen sogar aus ihren Paradiesesfreuden aufgestört sein! Ich sah sie nämlich in einer nächtlichen Erscheinung, Konrad. Ihre heiligen Augen vergossen Tränen um die Sünden und Torheiten ihrer Brüder und den schmählichen Lasterpfuhl, in dem sie sich wälzen. Freund, sagten sie, du schlummerst — erwache! Setze das scharfe Messer der Zucht an den kranken Leib des Ordens und schneide unerbittlich die faulen Geschwüre heraus! Die Soldaten des Kreuzes leben in offener Sünde gegen das Gebot der Keuschheit. Du schläfst, Beaumanoir! — Wache auf! — Sei ein Mann und töte die Sünder — Männer wie Frauen! — Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung, aber ich sah im Erwachen noch die weißen Mäntel flattern und hörte auch die Panzerketten klirren. — Und jetzt, Freund, will ich tun, was meines Amtes ist, und den Tempel vom Schmutz der Gemeinheit reinigen!"

„Bedenkt, ehrwürdiger Vater, daß Zeit und Gewohnheit diesen Schmutz haben tief einfressen lassen," bemerkte Mont Fitchet. „Wäre es da nicht am Platze, mit der Neugestaltung vorsichtig und langsam zu beginnen?"

„Nein, sie soll scharf und plötzlich kommen," entgegnete der strenge alte Mann. „Wir stehen vor einer Krisis. Anmaßung, Reichtum und Luxus müssen wir als überflüssige Schätze von uns schleudern, denn sie führen nur in Versuchung. Nüchternheit, Selbstaufopferung und Frömmigkeit müssen wir wieder gewinnen — oder — merke, was ich sage — unser Orden geht unter, um sich nie wieder zu erheben!"

„Möchte uns Gott vor diesem Unglück bewahren!" rief der Vorsteher aus.

„Aber wir müssen auch mithelfen," versetzte der Großmeister ernst. „Gott der Herr kann dem Unwesen nicht länger geduldig zusehen —"

Mehr noch wollte er sprechen, als ein Novize des Ordens in

fadenscheiniger Kleidung sich demütig vor ihm verbeugte und stumm der Erlaubnis harrte, seine Botschaft verkünden zu dürfen.

„Ist es nicht schicklicher," sagte der Großmeister, „diesen in das Gewand christlicher Demut gekleideten Damian in ehrfürchtigem Schweigen vor seinem Oberen warten zu sehen, als vor zwei Tagen, da er in gestickten Kleidern einherstolzierte und plapperte wie eine Elster? — Sprich, Damian, wir erlauben es dir! — Was bringst du für Nachricht?"

„Hochwürdiger Vater," begann der Knappe, „ein Jude steht vor dem Tor und bittet, mit Bruder Brian von Bois-Guilbert sprechen zu dürfen."

„Recht, mein Sohn," erwiderte der Großmeister, „daß du dich in diesem Augenblick an mich wendest; denn in meiner Anwesenheit ist ein Vorsteher nur ein gewöhnlicher Bruder, der nicht seinem eigenen Willen folgen darf, sondern nur dem seines Herrn. — Bois-Guilberts Schritte möchte ich sehen!" wandte er sich an Mont Fitchet.

„Er ist ein wackerer, tapferer Held," versetzte Konrad.

„Und das ist doppelt wertvoll; denn Tapferkeit ist eine der schönsten Tugenden — eine Tugend, worin wir unseren Vorgängern nicht nachstehen dürfen. Brian wurde einst durch getäuschte Hoffnungen und Unzufriedenheit mit sich selbst zu uns getrieben. Er war düster und niedergeschlagen und fühlte nicht den Trieb des Herzens, unser Gelübde abzulegen und auf die Eitelkeiten der Welt zu verzichten. Als er sich aber endlich dazu hergab, wurde er ein tatkräftiger, eifriger Hetzer und Wühler, ein Parteiführer derjenigen, die sich gegen unsere Oberhoheit auflehnen. — Doch führe den Juden hierher, Damian!"

Wenige Minuten später näherte sich Isaak dem Gebieter des Ordens. Nach einer tiefen Verbeugung kniete der Jude nieder, küßte die Erde als Zeichen der Unterwürfigkeit, erhob sich dann wieder und stand — ein Bild wahrer orientalischer Demut — mit gesenktem Kopf und gekreuzten Armen vor dem Tempelherrn.

„Geh, Damian," gebot der Großmeister, „doch bleibe in der Nähe und siehe zu, daß uns niemand stört!"

Damian ging, und nun begann der stolze Greis:

„Höre, Jude! Wir dürfen weder Zeit noch Worte an dich

verschwenden. Darum sei kurz in deinen Antworten und wahr, sonst lasse ich dir die Zunge aus dem Halse reißen!"

Isaak wollte antworten, aber Beaumanoir kam ihm mit den Worten zuvor:

„Ruhig, Schurke! Du hast nur zu antworten, wenn ich dich frage! — Was möchtest du mit unserm Bruder Brian von Bois-Guilbert sprechen?"

In Isaak machte sich jetzt das Gefühl der Unentschlossenheit geltend. Erzählte er seine Geschichte, so konnte man ihm Unehrerbietigkeit gegen den Orden vorwerfen, erzählte er sie nicht, wie konnte er dann auf Befreiung seiner Tochter hoffen!

Nachdem er eine Weile zitternd dagestanden hatte, ohne zu antworten, fuhr Beaumanoir, der seinen Seelenzustand erkannte, fort:

„Wenn du redlich vorgehst, Jude, so hast du für deine Person nichts zu fürchten. Ich frage dich also nochmals, was für ein Anliegen treibt dich zu Bois-Guilbert?"

„Nur einen Brief des guten Priors Aymer von der Jorvaulxabtei möchte ich an den tapferen Ritter abgeben," stotterte Isaak heraus.

„Sagte ich's nicht gleich, Konrad, es sind böse Zeiten!" wandte sich der Großmeister an den Vorsteher. „Warum sendet ein Cistercienser-Prior einem Tempelritter einen Brief durch einen ungläubigen Juden?! — Gib mir das Schreiben!"

Isaak setzte seine große armenische Mütze ab und holte aus den Falten derselben den Brief heraus. Schon wollte er sich dem Großmeister nahen, um ihm denselben eigenhändig zu überreichen, als er mit harten Worten zurückgewiesen wurde.

„Bleibe mir drei Schritte vom Leibe!" befahl der stolze Mann. „Ich berühre keinen Ungläubigen, es sei denn mit dem Schwert. — Konrad, nimm dem Juden den Brief ab und reiche ihn mir!"

Als Beaumanoir denselben in der Hand hatte, löste er den Faden, der das Schriftstück zusammenhielt, strich das Pergament auseinander und las darauf wie folgt:

„Aymer, durch göttliche Gnade Prior des Cistercienserstifts der heiligen Maria zu Jorvaulx, an Sir Brian von Bois-Guilbert, Ritter des Tempelordens — wünscht ihm alle Freuden dieses und des künftigen Lebens. Wir sind augenblicklich als Gefangene in

den Händen gewisser gesetz- und gottloser Menschen, die sich nicht scheuten, unsere Person festzunehmen und uns ein Lösegeld aufzuerlegen. Bei dieser Gelegenheit hörten wir auch von Front de Boeufs Tod und daß Du mit jener jüdischen Zauberin entfliehen konntest, deren schwarze Augen Dich behext haben. Wir freuen uns Deiner Sicherheit, bitten Dich aber, hinsichtlich dieser Jüdin auf der Hut zu sein; denn wie ich soeben erfahre, kehrt Euer Großmeister, der aus der Normandie kommt, zurück — und Ihr wißt, daß sich dieser weder um Schönheit noch Reichtum kümmert, sondern nach dem Buchstaben des Gesetzes Eures Ordens verfährt und die Pflichtvergessenen, wo und wie er sie auch finden mag, bestraft. Hütet Euch also und seid wachsam! Da Isaak von York, der reiche Vater des Mädchens, mich um Vermittlung ansprach, so schreibe ich diese Zeilen, damit Du Dich veranlaßt fühlst, die kleine Hexe gegen ein tüchtiges Lösegeld freizugeben. — So wünschen wir Dir Glück bis zum frohen Wiederbegegnen!

Gegeben in dieser Diebeshöhle um die Frühmettenzeit.

Aymer, Prior von Jorvaulx.

P. S. Deine goldene Kette behielt ich nicht lange — sie schmückt bald Hals und Brust eines Wilddiebes!"

Der Großmeister war, als er den Brief fertig gelesen hatte, wie vom Donner gerührt.

„Sollte man's für möglich halten?" wandte er sich mit gefurchter Stirne an Konrad. — „Ein Prior in einer Diebeshöhle! Wahrlich, da darf es uns nicht wundern, wenn die Hand Gottes schwer auf uns ruht und wenn wir im heiligen Lande Fuß für Fuß den Ungläubigen weichen müssen. — Und dann, was soll das mit der ‚jüdischen Zauberin' bedeuten?"

Konrad entgegnete flüsternd, daß mit diesem Ausdruck allgemein das Mädchen gemeint sei, dem die Ritter nur in Liebe zugetan wären.

Diese Antwort schien offenbar den frommen Beaumanoir nicht zu befriedigen.

„Ha," dachte er, „du willst mich übertölpeln! Wir wollen den Juden selbst fragen." Damit wandte er sich an Isaak.

„Deine Tochter weilt als Gefangene bei Bois-Guilbert?" begann er.

„Jawohl, hochwürdiger Herr. Ich will gern so viel Lösegeld —"

„Ruhig! — Beschäftigte sich deine Tochter mit der Heilkunst?"

„Jawohl, Euer Gnaden," entgegnete der Jude, der offenbar an Hoffnung und Vertrauen gewonnen hatte. „Ritter und Knappen, Freisassen und Knechte segnen noch heute die Stunde, in der sie Rebekkas heilsame Kräuter und Salben anwendeten."

Beaumanoir lächelte bedeutsam und sagte zu Konrad:

„Hier hast du das Blendwerk des Teufels, Bruder. Überall wirft er die Angeln aus, um Seelen zu fischen, und ach, wie viele, viele lassen sich fangen! — Darum, auf gegen den Löwen! Zerstampft ihn!"

Zu Isaak gewendet fuhr er fort:

„Bewirkte deine Tochter ihre Kuren etwa durch Worte und Siegel, Amulette und andere jüdische Geheimnisse?"

„Nein, jede Heilung geschah durch heilsame Kräuter und Salben."

„Wie wurde sie mit dieser Kunst vertraut?"

„Durch Überlieferung, gnädiger Herr," entgegnete Isaak zögernd, „von Miriam, einer weisen Matrone unseres Stammes."

„Ha, falscher Jude, jetzt habe ich dich!" rief Beaumanoir. „Das ist doch wohl dieselbe Miriam, die als greuliche Zauberin alle christliche Welt in Entsetzen stürzte und dann auf dem Scheiterhaufen zu Asche verbrannte! Wie ihr, so geschehe es auch ihren Schülerinnen! — Ich will sie lehren, die Soldaten unseres heiligen Ordens mit ihren Teufeleien zu bestricken! — Damian, jage diesen frechen Gesellen vor das Tor und schlage ihn nieder, wenn er sich erkühnt, zurückzukommen. Mit seiner Tochter aber wollen wir nach dem Gesetz verfahren."

Isaak wurde, ungeachtet alles Bittens und jammervollen Flehens, gewaltsam aus dem Schloß getrieben. Lange noch stand er vor dem verriegelten Tor und dachte darüber nach, was nun zu tun sei. Endlich entschloß er sich, zu dem Rabbi zurückzukehren, um durch ihn Erkundigung über das fernere Schicksal seiner Tochter einzuziehen. Hatte er bisher für ihre Ehre gezittert, so bangte er jetzt um ihr Leben. —

Beaumanoir aber berief den Präzeptor von Templestowe, Albert Malvoisin, zu sich. Das war ein Bruder jenes öfter erwähnten

Philipp Malvoisin und gleich diesem ein Verbündeter von Brian von Bois-Guilbert. Wo sich die Tempelherren Ausschweifungen hingaben, nahm er eine hervorragende Stelle ein, verstand es aber dabei trefflich, den Schleier der Heuchelei über seine Laster und seinen Ehrgeiz zu werfen und äußerlich den Fanatismus zur Schau zu tragen, den er im Innern verachtete. Wäre die Ankunft des Großmeisters nicht so urplötzlich erfolgt, so würde er in Templestowe alles in bester Ordnung vorgefunden haben, was so nicht der Fall war. Und selbst in diesem Augenblick noch lauschte Albert Malvoisin den Vorwürfen des Großmeisters mit so zerknirschter Demut, daß der Greis nach und nach eine bessere Meinung von dem Charakter des Präzeptors faßte, als der erste Eindruck in ihm erweckt hatte. Die gute Meinung wurde aber bedenklich erschüttert, als Beaumanoir auf die jüdische Gefangene zu sprechen kam.

„Es befindet sich in diesem Hause," fuhr er fort, „auch ein jüdisches Weib, das einer der Brüder mit deinem Wissen hier einführte."

Malvoisin war höchst betroffen; denn es war ihm bekannt, daß Rebekka in einem geheimen Gemach gefangen gehalten wurde.

„Kennst du die Bestimmung unseres Gesetzes nicht, wonach Frauen der Eintritt in dieses Haus verboten ist?" fuhr Beaumanoir fort.

„Sehr wohl kenne ich die Bestimmung, ehrwürdiger Vater," entgegnete der Präzeptor; „wie sollte sie mir unbekannt sein!"

„Warum erlaubst du denn einem Bruder, diese jüdische Zauberin in eure heiligen Mauern zu bringen? Bringt sie nicht nur Schimpf und Schande über Euch?"

„Wie, eine jüdische Zauberin?" tat Albert ganz erstaunt. „Davor möge uns der Himmel bewahren!"

„Ja, eine jüdische Zauberin wohnt in diesem Kapitelhause! Oder wagst du es zu leugnen?"

„Nein, hochwürdiger Vater; ich sehe, Ihr wißt um die ganze Sache, und darum will ich offen bekennen, Rebekka, die Tochter des reichen Juden Isaak von York, ist hier. Es betrübte mich, daß der Ritter Bois-Guilbert so vernarrt in die Reize dieses Mädchens war. Um daher eine Schranke zwischen ihnen zu errichten, nahm ich sie in diesem Hause auf. Sündigte ich darin, so geschah es in der Absicht, auf diese Art unseren Bruder von

seiner wahnwitzigen Liebe zu einer Andersgläubigen zu heilen. Da Eure Weisheit aber in dieser Jüdin eine Hexe erkannt hat, so erklärt dies alles —"

„So ist's!" rief der Großmeister aus. „Jedenfalls verdient Brian, weil er vom Blendwerk des Satans verlockt wurde, mehr Mitleid als Strafe: mehr die Stütze des Stabes als die Streiche des Steckens. Vielleicht retten ihn unsere Gebete, daß er dem Kreis seiner Brüder wieder zurückgegeben werden kann."

„Jedenfalls wäre es tief zu beklagen," sagte Malvoisin, „wenn der Orden eine seiner besten Lanzen verlieren müßte; gerade in der gegenwärtigen Zeit hat unsere heilige Gemeinde die Hilfe ihrer tapferen Söhne am ersten und dringendsten nötig. Brian hat einst dreihundert Sarazenen mit eigener Hand erschlagen."

„Gewiß hat Gott der Herr ein Wohlgefallen an dem Blut dieser Hunde," meinte Beaumanoir. Er hilft uns die Bande Delilahs zerreißen, wie Simson die festen Stricke zerriß, mit denen ihn die Philister gebunden hatten. Was aber diese elende Hexe anbelangt, so soll sie des Todes sterben!"

„Wie steht es aber mit den Gesetzen Englands?"

„Sie erlauben jedem Richter innerhalb seines eigenen Bezirkes Recht zu sprechen. Selbst der unbedeutendste Baron darf eine auf seinem Gute ergriffene Hexe gefangen nehmen, verhören und töten, und ich — der Großmeister dieses heiligen Ordens — sollte diese Macht nicht haben?! Nein, der Teufelsbraten soll kalt gestellt werden! Ordnet die Halle zum Verhör der Hexe!"

Der Präzeptor entfernte sich — nicht aber um die verlangten Anordnungen zu treffen, sondern um Bois-Guilbert aufzusuchen und ihm von der Wendung der Dinge Nachricht zu geben.

„So ließest du diesen kindischen Beaumanoir wissen, daß Rebekka in diesen Mauern weilt?" rief darauf Bois-Guilbert vorwurfsvoll aus.

„Es ließ sich nicht ändern," sagte Albert; „Euer Geheimnis war ihm verraten worden — ob vom Teufel, weiß ich nicht. Doch habe ich der Sache möglichst gute Wendung gegeben — du bist sicher, sobald du Rebekka aufgibst. Der Großmeister nimmt an, du seiest des Opfer einer Zauberin — einer Hexe — geworden. Rebekka soll als solche büßen."

„Niemals!“ rief Bois-Guilbert.

„Das soll sie doch!“ versetzte Malvoisin. „Niemand vermag sie zu retten. Lukas Beaumanoir besitzt sowohl die Macht als den Willen, einen so frommen Vorsatz auszuführen. Bald werden Geistlichkeit und Weltliche dem Urteilsspruch des Großmeisters ihre Zustimmung geben.“

„Höre, Albert,“ begann Bois-Guilbert wieder, „du bist mein Freund, und als solcher mußt du ihre Flucht gestatten — ich werde sie an einen geheimen Ort bringen.“

„Nimmermehr! Der Plan ist zu gewagt; das Haus wimmelt von den Leuten des Großmeisters — und außerdem, Freund — ich möchte von dieser Stunde ab nicht mehr länger mit dir gehen; mein Brot steht auf dem Spiel. Das aber möchte ich wegen dieser albernen Jüdin nicht verlieren. Auch um deinetwillen rate ich dir, die Gänsejagd aufzugeben. Verharrst du in deiner blinden Leidenschaft für diese Rebekka, so wirst du sicherlich aus dem Orden ausgestoßen. Beaumanoir ist eifersüchtig auf den Herrscherstab, den er mit zitternden Fingern umklammert, und weiß, daß du deine kühne Hand nach ihm ausstreckst. Ich gebe dir die Versicherung, er wird dich, sobald sich ihm genügende Gründe dazu bieten, vernichten — und die Beschützung der jüdischen Hexe dürfte ihm Vorwand genug sein, dich deiner Würden zu entsetzen. Laß ihm in dieser Sache freie Hand. Ist der Stab erst in deiner Hand, dann kannst du deinen Neigungen ungehindert nachgehen.“

„Du bist ein —“

„Freund, der es gut meint mit dir,“ fiel Malvoisin heftig ein. „Befolge meinen Rat, zumal du Rebekka doch nicht retten kannst. — Eile zum Großmeister und bitte ihn um Verzeihung —“

„Um Verzeihung? Niemals!“

„Nun, so sage ihm offen ins Antlitz, daß du diese gefangene Jüdin liebst. Rebekka wird dann um so rascher den Flammentod erleiden, du aber wirst auf deine ehrgeizigen, weitstrebenden Pläne verzichten müssen, um vielleicht als feiler Söldling in den geringfügigen Fehden zwischen Flandern und Burgund zu kämpfen.“

„Deine Worte überzeugen mich,“ entgegnete Brian nach einigem Schweigen. „Ich will dem fanatischen Greis keinen Vorteil über mich geben, und was Rebekka anbelangt, so hat sie es nicht um

mich verdient, daß ich Rang und Ehre für sie opfere — ich will mich von ihr lossagen, damit sie ihr Schicksal erreicht, es sei denn —"

„Stelle keine Bedingungen, Freund! Laß lieber tausend solche zerbrechliche Dinger wie diese Jüdin untergehen, als daß du stehen bleibst auf der Laufbahn, die dir offen steht! — Doch ich muß fort, um alles zum Verhör zu ordnen."

„So bald schon?" fragte Bois-Guilbert.

„Ja, ein Verhör will schnell beendet sein, wenn das Urteil schon im voraus gefällt ist!"

Nachdem Brian allein war, sagte er zu sich:

„Ich will noch eins wagen, Rebekka zu retten. Stoße ich dann wieder auf Undank bei ihr, dann soll meine Rache meiner Liebe gleich kommen!"

Als der Präzeptor hörte, Beaumanoir wollte die Jüdin als Zauberin anklagen und aburteilen, sagte er:

„Das ist ein beklagenswerter Irrtum! Haben wir nicht viele jüdische Ärzte, die oft wunderbare Heilerfolge erzielen? Kann man sie deshalb aber Zauberer nennen?"

„Mag sein, aber der Großmeister denkt anders darüber," versetzte Mont Fitchet. Auch ich bin der Meinung, daß es besser ist, eine Jüdin stirbt — einerlei ob als Hexe oder nicht — als daß Bois-Guilbert dem Orden verloren geht!"

„Aber liegen denn triftige Gründe vor, diese Rebekka der Zauberei zu überführen? Wird wirklich der Großmeister so kurzsichtig sein, sie auf nur schwache Beweise hin zum Tode zu verurteilen?"

„Wenn sie nicht stark genug sind, so müssen sie stärker gemacht werden, Albert," entgegnete Mont Fitchet. „Verstehst du?"

„Natürlich," versetzte Malvoisin; „aber wir haben wenig Zeit, Zeugnisse aufzufinden."

„Sie müssen gefunden werden," sagte Konrad; „es wird dem Orden nur zum Vorteil gereichen. Du weißt, ich vermag viel beim Großmeister. Führe diese Sache zu seiner Zufriedenheit hinaus, und du bist Präzeptor des heiligen Hauses in dem fruchtbaren Kent! — Wie denkst du nun über den Fall?"

„So bin ich dazu bereit," erwiderte Albert Malvoisin. „Unter Bois-Guilberts Leuten sind zwei Burschen, die ich kenne; sie dienten

meinem Bruder Philipp — dann Front de Boeuf. Für eine Zechine schwören sie ihre eigene Mutter zur Zauberin. Ich will sie hören, und schärft ein Geldstück ihr Gedächtnis, so werde ich sichtlich nicht damit geizen."

Unter diesen Worten entfernte er sich.

* * *

Es war um die Mittagszeit, als Rebekka auf der Treppe laute Fußtritte vernahm, die von mehreren Personen herzurühren schienen. Schon freute sie sich, nicht den einsamen Besuch des leidenschaftlichen Bois-Guilbert zu erhalten, als plötzlich die Tür aufgeschlossen wurde und Konrad und der Präzeptor Malvoisin nacheinander in ihrem Rahmen erschienen, denen vier schwarzgekleidete Hellebardiere folgten.

„Stehe auf, du Tochter des verfluchten Geschlechtes!" redete sie der Präzeptor an. „Wir haben den Befehl, dich vor den Richterstuhl des Großmeisters zu führen. Dort sollst du dich wegen deiner Missetaten verantworten. Folge uns!"

„Barmherziger Gott," rief Rebekka aus, „ich danke dir, daß du mir meinen Richter gegeben hast! Ist er auch ein Feind meines Volkes, so gilt er doch für mich soviel als ein Beschützer. Gern folge ich euch also; doch zuvor erlaubt mir, den Schleier um mein Haupt zu legen!"

Nach wenigen Minuten standen sie in der Halle. Der untere Teil derselben war mit Knappen und Freisassen gefüllt, so daß der Präzeptor und Mont Fitchet Mühe hatten, Rebekka und sich den Weg nach dem Hochsitz zu bahnen. Als sie so durch die Menge schritten, wurde dem Mädchen ein kleiner Papierstreifen in die Hand gedrückt, den sie fast unbewußt nahm und ungelesen in der Hand behielt.

Auf einem erhöhten Sitz, der bedauernswerten Angeklagten gegenüber, saß der Großmeister in weißen, wallenden Gewändern, den geheimnisvollen Herrscherstab des Ordens in der Hand. Zu seinen Füßen saßen an einem kleinen Tische zwei Kaplane des Ordens, die als Schreiber das Protokoll führen sollten. Sie bildeten in ihren schwarzen Kleidern, den Tonsuren und demütigen Mienen einen auffallenden Gegensatz zu der kriegerischen Erscheinung der

Ritter, welche teils diesem Kapitelhaus, teils dem Gefolge des Großmeisters angehörten. Hinter Beaumanoir saßen auf etwas niedrigeren Sitzen die vier anwesenden Präzeptoren. Sämtliche Ritter hatten auf Bänken Platz genommen, die wieder eine Stufe niedriger und mehr rückwärts angebracht waren, als der der Vorstände. Hinter diesen endlich standen die Knappen des Ordens in ihren weißen, einfachen Gewändern. Der unterste Raum der Halle war, wie erwähnt, von anderen Leuten, die die Neugierde herbeigeführt hatte, angefüllt; denn der Großmeister setzte seinen Stolz darein, sein Richteramt so öffentlich als möglich auszuüben.

Sämtliche Anwesenden machten die feierlichsten Mienen. Des Großmeisters blaue Augen strahlten von selbstbewußter Würde und von Genugtuung über das eingebildete Verdienst der Rolle, die er spielen wollte.

Ein feierlicher Gesang, den die Templer anstimmten, leitete die Verhandlung ein. Darauf ließ Beaumanoir seine Augen im Kreise umherwandern. Sofort bemerkte er, daß der Sitz eines Vorstandes leer war — Bois-Guilbert stand am äußersten Ende einer der von den Templern eingenommenen Bänke. Mit der einen Hand hielt er den langen Mantel, mit der anderen ein in der Scheide steckendes Schwert, mit dessen Spitze er langsam Linien über den Eichenfußboden zog.

„O du armer Mensch!“ sagte der Großmeister, ihn mit einem Blick des Mitleids beobachtend, leise zu sich. „Soweit kann der böse Geist uns bringen! Er wagt es nicht, mich anzusehen — auch Rebekka nicht. — Was sollen die geheimnisvollen Zeichen bedeuten, die Brian zieht — sollen sie vielleicht gegen unser Leben zielen? Mag dem sein, wie ihm wolle — wir trotzen dem bösen Geist und speien ihn an!“

Nach diesem kurzen Gedankenspiel wandte sich der Großmeister der Versammlung zu mit den Worten:

„Hochansehnliche und tapfere Männer, Ritter und Vorstände, Brüder und Kinder! Wir sind in dieser ernsten Stunde versammelt, um ein ernstes Wort zu sprechen. Vor unserem Richterstuhl steht ein Weib — Rebekka, die Tochter des Juden Isaak von York — ein Weib, das im Rufe steht, Zauberei und Hexenkunst zu treiben, wodurch sie das Blut und Hirn eines Mannes — eines Tempel-

ritters — eines Vorstandes unseres heiligen Ordens erhitzte und berückte! Unser Bruder Brian von Bois-Guilbert ist uns allen als wahrer, eifriger Ritter des heiligen Kreuzes bekannt. Sein tapferer Arm hat manche Heldentat im heiligen Lande vollbracht; auch sind unseres Bruders Weisheit und Klugheit ebenso anerkannt, als sein Mut und seine Disziplin, so daß man ihn allgemein als den Ritter bezeichnete, der Anspruch erheben dürfe auf den Stab des Großmeisters.

„Hören wir nun, daß dieser geistesbegabte, hochgeehrte und tapfere Mann plötzlich alle Rücksicht auf seine Stellung, auf seinen Eid und seine Zukunft um eines jüdischen Mädchens willen hintansetzt, so können wir nicht anders sagen, als der edle Ritter steht unter einem Zauberbann. Vermutete ich nun Böswilligkeit seines Herzens, so würde ich rücksichtslos ihn als Verbrecher mit einer solchen Strafe belegen, daß der Geist der Auflehnung aus ihm herauswiche; denn durch Überschreitungen sind die heiligen Ordensregeln in letzter Zeit geradezu in unglaublicher Weise verletzt worden. Aber wie die Sachen nun einmal liegen, hat der Satan durch Zauberkünste Macht über den Ritter erlangt, und wir haben seine Gesetzesverletzungen eher zu bedauern, als ihn zu bestrafen. Wir legen ihm also nur eine leichte Buße auf, die ihn von aller Schuld reinigt. Unsere volle Entrüstung aber wenden wir gegen das unselige Werkzeug, welches ihn in den Sumpf der Sünde zog. Hier ist das härteste Strafmaß am Platze. — Doch zuvor müssen wir die Zeugen hören, ob unsere Gerechtigkeitsliebe sich mit Bestrafung dieses Weibes genügen lassen kann, oder ob wir blutenden Herzens weitere Schritte gegen unseren Bruder tun müssen."

Die ersten Zeugen, die über Rebekkas Rettung aus dem brennenden Schloß berichteten, machten sich, wie es niedrigen Seelen eigen ist, großer Übertreibungen schuldig und sprachen zu Bois-Guilberts Gunsten, indem sie behaupteten, sein Betragen gegen das Mädchen sei in jeder Hinsicht ehrfurchtsvoll gewesen.

Darauf wurde Malvoisin als Präzeptor von dem Templestowe vernommen. Seine Aussagen waren sehr vorsichtig gehalten. Er ließ in denselben verschiedentlich durchblicken, daß Bois-Guilberts Geist seiner Ansicht nach verwirrt gewesen sein müsse, da er das Judenmädchen leidenschaftlich geliebt habe. Zuletzt betonte er in

tiefer Zerknirschung, daß er es bereue, Rebekka und ihren Geliebten in seinem heiligen Hause aufgenommen zu haben, und schloß mit den Worten, daß, da seine Handlungsweise keine regelrechte gewesen sei er sich jeder vom Großmeister ihm auferlegten Buße freudig unterwerfen werde.

„Du hast ein ehrlich Wort gesprochen, Bruder Albert," sagte Beaumanoir. „Bete sechs Wochen lang jeden Morgen dreizehn Paternoster und halte an drei Tagen Fasten, so wird deine Schuld gesühnt sein!"

Der Vorstand verbeugte sich mit heuchlerischer Unterwürfigkeit vor seinem Gebieter und nahm seinen Sitz wieder ein.

„Nun wollen wir zum Verhör der Hexe schreiten," sagte Beaumanoir.

Die vier anwesenden Präzeptoren waren Bois-Guilbert selbst, Konrad, Malvoisin und Hermann von Goodalricke. Letzterer war ein alter Krieger, narbenbedeckt und stand bei den Brüdern in hohem Ansehen. Er stellte den Antrag, Bois-Guilbert selbst zu hören, damit man aus seinen Worten schließen könne, ob ihm das Verhältnis zu der Jüdin leid sei oder nicht.

„So sprich, Bois-Guilbert!" befahl der Großmeister.

Der Angeredete wendete den Kopf und schwieg.

„Bist du von einem stummen Teufel besessen?" rief Beaumanoir. „Laß ihn fahren, Brian von Bois-Guilbert, und gib Antwort — ich beschwöre dich!"

Der Ritter bezwang gewaltsam die Entrüstung und Wut, die ihm hier wenig gefruchtet haben würde, und sagte:

„Hochwürdiger Vater, Bois-Guilbert hält es unter seiner Würde, auf leere, unbestimmte Anklagen und Fragen hin zu antworten. Wird seine Ehre angegriffen, so will er sie mit dem Schwert, das er so oft für das Christentum gezogen hat, verteidigen."

„Das war eine unschickliche Antwort," entgegnete der Großmeister; „aber wir vergeben dir; denn offenbar sprichst du nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Geheiß des Bösen, den wir — so Gott hilft — noch austreiben werden."

Bois-Guilbert wurde rot vor Ärger, sprach aber kein Wort.

„Jetzt, geliebte Brüder in dem Herrn," fuhr der Großmeister fort, „wollen wir die Jüdin aburteilen. Wer etwas über das Leben und Tun derselben zu sagen weiß, der trete vor!"

Zu Seite 293.

Nun entstand im Hintergrund des Saales eine Bewegung, die von einem Bauer herrührte, der lange bettlägerig krank gewesen, aber durch den wunderkräftigen Balsam Rebekkas wieder gesund geworden war. Ganz schien der Mann noch nicht geheilt; denn er schleppte sich noch an Krücken vor die Schranken. Hier gab er unter vielen Tränen folgende Aussage ab: er sei vor zwei Jahren, als er in York als Schreiner für den reichen Juden Isaak arbeitete, von einer plötzlichen Krankheit befallen worden; dann habe er lange das Bett hüten müssen, bis Rebekkas Balsam ihm den Gebrauch der Glieder in gewissem Grade wiedergegeben habe; schließlich habe sie ihm noch einen Krug dieser köstlichen Salbe und ein Stück Geld gegeben, bevor er zu seinem Vater, der in der Nähe von Templestowe wohne, zurückgekehrt sei. „Ich glaube nicht," fuhr der schlichte Mann fort, „daß das Mädchen Böses mit mir vorhatte; denn während ich ihren Balsam auflegte, sprach ich mein Paternoster und Glaubensbekenntnis — und er tat dennoch seine Wunderwirkung."

„Still, Mensch!" befahl Beaumanoir. „Es sieht dir Tölpel ähnlich, seine Arbeit den ungläubigen Hunden zu verdingen! Weißt du nicht, daß der Satan oft erst Krankheiten hervorruft, um sie dann heilen zu können? — Hast du die Salbe zufällig bei dir?"

Mit zitternder Hand zog der Bauer eine Büchse aus der Tasche, auf deren Deckel einige hebräische Buchstaben standen.

Nun war es sicher, daß der Teufel den Apotheker gespielt habe. Der Großmeister bekreuzte sich, nahm dann die Büchse und las — da er die Sprache verstand — mit Leichtigkeit die Worte: „Der Löwe aus dem Stamme Juda hat gesiegt." — „Haben wir nicht hier ein deutliches Beispiel von der merkwürdigen Macht des Satans?" sagte er dann, zu der Menge gewendet. „Er verdreht die heilige Schrift in Lästerung. — Ist vielleicht ein Arzt anwesend, der uns die Bestandteile der Salbe angeben könnte?"

Daraufhin traten zwei „Mediziner", wie sie sich nannten, ein Mönch und ein Barbier, vor und erklärten, das Material dieser geheimnisvollen Salbe müsse, da es ihnen vollkommen unbekannt sei, obwohl es nach Kampfer und Myrrhen dufte, von höllischer Abkunft sein.

Der Bauer erbat sich nach dieser ärztlichen Begutachtung die

Salbe zurück, die ihm so treffliche Dienste geleistet hatte. Über dies Ansuchen runzelte Beaumanoir die Stirn und fragte den Krüppel:

„Wie heißt du?"

„Higg, Sohn des Snell."

„Ich sage dir, Higg, es ist besser, den Ungläubigen ihre Schätze mit gewalttätiger Hand abzunehmen, als ihnen gegen Lohn zu dienen. Verstehst du das? Nun, so gehe und tue, wie ich dir gesagt!"

„Leider kann ich als Krüppel niemand dienen," entgegnete der Bauer; „aber ich habe noch zwei Brüder, die bei dem reichen Rabbi Nathan Ben Israel in Diensten stehen. Ich will ihnen sagen, daß es nach Eurer Ansicht besser ist, ihren Herrn zu berauben, als ihm treu zu dienen."

„Jagt den Schwätzer hinaus!" rief der Großmeister, der nicht vorbereitet war, eine so praktische Auslegung seines Ausspruchs zu widerlegen.

Higg mischte sich entgegen dem Befehl des Vorsitzenden wieder unter die Menge.

Nun gebot der Großmeister Rebekka, sich zu entschleiern.

„Es ist nicht Brauch bei meinem Volk, daß Frauen ihr Gesicht entschleiern, wenn sie allein unter Fremden weilen," erwiderte sie sanft und würdevoll, so daß sie bei der Menge Teilnahme und Mitleid weckte. Nur Beaumanoirs Hartherzigkeit blieb unbeweglich, und er wiederholte den Befehl. Schon wollten die Wachen auf ein gegebenes Zeichen Rebekka den Schleier vom Kopf reißen, als sie vor den Großmeister trat und ausrief:

„Ich bitte Euch aus Rücksicht auf mein Geschlecht, laßt mich nicht von diesen Leuten berühren — ich will Euch gehorchen und will Euch die Züge eines unglückseligen Mädchens zeigen!"

Mit diesen Worten zog sie den Schleier fort, und alle sahen, wie auf ihrem ungewöhnlich schönen Antlitz holde Scham mit Würde vereint thronten. Es entstand ein Murmeln der Überraschung unter der Menge, und die jüngeren Ritter sagten sich in beredter Augensprache, Brians beste Entschuldigung läge in dem Zauber ihrer Reize, nicht in anderen Zauberkünsten. Selbst die beiden durch Malvoisin hervorgeholten Zeugen schienen, obwohl sie durchtriebene Schurken waren, durch den Anblick des wunderschönen Mädchens erschüttert; aber ein vielsagender Blick des Präzeptors

von Templestowe gab ihnen die Fassung zurück, und sie erzählten nun Dinge, die jedem unparteiischen Richter als verdächtig und übertrieben hätten erscheinen müssen. So sagten sie, man habe Rebekka oft in fremder Sprache vor sich hinmurmeln gehört; die Melodien, die sie manchmal vor sich hinsummte, wären von so berückendem Zauber, daß es das Herz unruhig mache; sie spräche oft zu sich selbst und sähe dann, wie Antwort erwartend, zum Himmel auf; ihre Kleidung sei von seltenem Schnitt und Stoff, unpassend für ein Frauenzimmer, das etwas auf sich hielte; sie besäße Ringe mit geheimnisvollen Inschriften, und in ihrem Schleier sähe man seltsam gestickte Bilder; sie habe seltsame Zeichen über die Wunden eines in Torquilstone liegenden Verwundeten gemacht, einige geheimnisvolle Worte gemurmelt, worauf die Spitze des Pfeiles aus der Wunde herausgesprungen sei, auch habe sich die Wunde sofort geschlossen, und der eben noch Sterbende habe eine Viertelstunde später wieder auf dem Wall gestanden, um sich bei Bedienung der Kriegsmaschinen zu beteiligen.

Diese Legende stützte sich vermutlich auf die Tatsache, daß Rebekka den verwundeten Ivanhoe in Torquilstone gepflegt hatte. Die Wahrhaftigkeit des Zeugen wurde um so weniger angezweifelt, als er die erwähnte Pfeilspitze selbst vorzeigte, die etwa zwei Lot wog und seine wenn auch wunderbare Geschichte bestätigte.

Der andere der beiden bewaffneten Zeugen hatte den Auftritt mit angesehen, als Rebekka sich von dem Turme herabstürzen wollte, um sich vor Bois-Guilbert zu retten. Er erzählte in furchtbarer Übertreibung, er habe gesehen, wie Rebekka sich auf die Balkonbrüstung niederkauerte, die Gestalt eines milchweißen Schwanes annahm, in ihr dreimal um den Schloßturm flog und wieder in weiblicher Gestalt auf den Balkon zurückkehrte.

Das wurde nun als vollgültiger Beweis angenommen, daß Rebekka in unerlaubtem Verkehr mit geheimnisvollen, teuflischen Mächten stehe — alle Schönheit und Jugend vermochten sie nicht zu retten.

Nachdem der Großmeister alle Stimmen eingesammelt hatte, fragte er Rebekka mit feierlicher Stimme, was sie gegen den Urteilsspruch, den er über sie verhängen müsse, einzuwenden habe.

„Euer Mitleid anzurufen," entgegnete die liebliche Jüdin mit

zitternder Stimme, „würde ebenso nutzlos als erniedrigend sein. Gott sei Richter zwischen mir und meinem Unterdrücker Brian von Bois-Guilbert! Ich bin eine hilflose Gefangene; er aber gehört Eurem Glauben an, und das geringste Wort aus seinem Munde fällt schwerer ins Gewicht, als Redeströme von den Lippen einer verhaßten Jüdin. Auf ihn, meinen Tyrannen, will ich mich berufen. Höre, Brian von Bois-Guilbert, ich frage dich: sind diese vorgebrachten Beschuldigungen wahr oder verleumderisch?"

Brian blieb stumm.

„Ich frage dich nochmals, sind sie wahr oder falsch?" rief sie. „Bist du ein Christ, so sprich! Ich beschwöre dich bei deinem heiligen Kleid, das du trägst — bei der Ehre deiner Mutter — bei den Gebeinen deines Vaters — sprich, sind die Dinge wahr?"

Brian von Bois-Guilbert schien einen heftigen Kampf mit sich durchzumachen; denn es zuckte ihm in allen Gliedern, und das feurige Rot seines Gesichtes war einer fahlen Blässe gewichen. Endlich rief er Rebekka zu:

„Das Papier — das Papier!"

Die Jüdin warf schnell einen Blick auf den Zettel, den sie noch immer mechanisch in der Hand hielt, und las dann die arabischen Worte: „Fordere einen Ritter!"

Darauf erhob sich der Großmeister und sagte:

„Das Zeugnis dieses unglücklichen Ritters kann dir nichts nützen, Rebekka, da noch der böse Geist aus ihm spricht!"

„So bestehe ich auf meinem Recht, einen Gottesgerichtskampf zu fordern, in welchem mich ein Kämpfer vertreten soll — und hier liegt mein Pfand!"

Mit diesen Worten zog sie den gestickten Handschuh ab und warf ihn mit würdevollem Wesen, das allgemeines Staunen hervorrief, vor den Großmeister hin, der verwundert über den Mut des Mädchens antwortete:

„Wenn das Mitleid, welches ich in diesem Augenblick für dich fühle, bösen Künsten entspringt, so ist deine Schuld groß und schwer; doch will ich es als Ausbruch natürlicher Menschlichkeit gelten lassen, die es bedauert, daß eine so schöne Form das Gefäß der Verdammnis ist. Gestehe deine Zauberkünste ein, wende dich von deinem Irrglauben — und du sollst leben!"

„Ich habe nichts zu bereuen — ich fordere nur ein Gottesgericht mittels Zweikampfes!"

„So weigerst du dich hartnäckig, deine Schuld einzugestehen?"

„Ja, würdiger Herr!"

„Nun, so geschehe dein Wille. Möge Gott zeigen, wo das Recht liegt!"

„Amen," fielen die Präzeptoren und nach ihnen der größte Teil der Versammelten ein.

„Werte Brüder," begann darauf der Großmeister wieder, „wir könnten ja dem Gesetze nach dieser Jüdin ihre Forderung abschlagen, aber da wir nicht nur Diener der Religion, sondern auch Ritter und Krieger sind, so wäre es eine Schmach für uns, einen angebotenen Kampf unter nichtigen Gründen auszuschlagen. Wir gehen also darauf ein, und es wäre jetzt zu beraten, wem wir diesen Fehdehandschuh reichen sollen, damit er als Kämpfer für uns auftritt."

„Ich schlage Brian von Bois-Guilbert, den Hauptbeteiligten, dazu vor," sagte Goodalricke. „Er weiß auch jedenfalls, auf welcher Seite die Wahrheit liegt."

„Wie aber, wenn Brian noch unter dem Banne eines bösen Zaubers steht?" bemerkte der Großmeister.

„Niemals hat ein Zauberbann Einfluß auf denjenigen, der im Gottesgericht das Schwert führt," entgegnete Goodalricke.

„Du redest die Wahrheit, Bruder," versetzte Beaumanoir. „Albert Malvoisin, gib diesen Fehdehandschuh dem Sir Brian von Bois-Guilbert!" Dann redete er letzteren also an: „Wir beauftragen dich, den Kampf mannhaft zu bestehen und zweifeln nicht am Siege deiner guten Sache." — Und zu Rebekka gewendet fuhr er fort: „Du hast bis heute über drei Tage einen Ritter zu stellen, der den Streit für dich bestehen will!"

„Gott wird mich retten!" rief Rebekka zuversichtlich aus. „Er ist meine Hilfe in aller Not."

„Nun müßte noch ein passender Platz zum Kampf und — wenn es sich so gestaltete — zur Hinrichtung bestimmt werden. — Wo ist der Präzeptor?" sagte der Großmeister.

Malvoisin stand noch mit dem Handschuh vor Brian.

„Will er den Kampf nicht wagen?" rief der Großmeister.

„Er ist dazu bereit," antwortete Malvoisin, den Handschuh

unter seinen eigenen Mantel steckend. — „Was den Kampfplatz anbelangt, so finde ich die Stechbahn von St. Georg am geeignetsten. Sie gehört zu unserem Hause und wird von uns zu kriegerischen Übungen benutzt."

„Gut," sagte Beaumanoir. „In dieser Stechbahn muß also dein Ritter erscheinen, Rebekka; meldet sich keiner, so mußt du den Tod aller Hexen — den Flammentod leiden —, das ist dein Urteilsspruch!"

Nun wurde von einem des Schreibens kundigen Mönch die Urkunde abgefaßt, die der Großmeister darauf verlesen ließ.

Nachdem sich die Menge so ziemlich entfernt hatte, erinnerte Rebekka den Großmeister Beaumanoir daran, daß ihr nun Gelegenheit zum Verkehr mit ihren Freunden gegeben werden müsse, damit sie denselben ihre Lage mitteilen und sie bitten könne, womöglich einen Ritter für sie zu stellen.

„So wähle dir einen Boten, mit dem du in deiner Zelle verhandeln kannst!"

„Würde jemand unter den noch Anwesenden entweder aus Liebe zu der guten Sache oder um hohen Lohn mir einen Botschaftsdienst erweisen?" fragte Rebekka.

Da trat Higg hervor und sagte:

„Wenngleich ich auch ein Krüppel bin, so will ich doch, so gut ich's vermag, deinen Wunsch erfüllen. Wollte Gott, meine Glieder wären flink genug, um gut zu machen, was meine allzu flinke Zunge verschuldete. Ach, wer hätte ahnen können, daß ich dich durch meinen Lobpreis in Gefahr stürzte!"

„Sei unbesorgt, guter Higg!" entgegnete die Jüdin. „Gott verläßt uns nicht. Suche meinen Vater auf und gib ihm diese Schrift. Ich lebe der festen Überzeugung, daß ich den schrecklichen Flammentod nicht sterben werde, sondern daß sich ein Ritter für mich melden wird. Lebe wohl! Von deiner Treue hängt Tod oder Leben ab!"

Gerührt steckte der Bauer das Papier, auf dem einige hebräische Buchstaben standen, ein und sagte:

„Um so schnell als möglich in York zu sein, werde ich meines Nachbars Buthan gutes Roß borgen!"

Damit entfernte er sich. Er hatte aber nicht nötig, bis nach

York zu reiten, denn wenige Minuten von dem Ordenshaus entfernt stieß er auf zwei Reiter; es waren Juden, und in einem derselben erkannte er seinen früheren Brotherrn Isaak. Der zweite Jude war Rabbi Ben Israel. Beide hatten erfahren, daß man im Ordenshause über Rebekka Gericht hielt.

„Höre, Freund Ben Israel," begann Isaak, „man beschuldigt gar zu oft unser Geschlecht der Zauberei, um ihm alle erdenklichen Qualen aufzuerlegen."

„Sei guten Mutes," entgegnete der Arzt; „kann nicht dein Gold und Silber diese Nazarener beherrschen? — Übrigens, was will dieser Krüppel von uns?"

Higg überreichte die Papierrolle. Kaum hatte Isaak einen Blick hineingeworfen, als er vom Maultier stürzte und wie tot am Boden lag. Nathan eilte ihm sofort zu Hilfe und wollte ihn eben zur Ader lassen, als er wieder zu sich kam und voller Schmerzen ausrief:

„O, du Kind meiner Rahel — ich müßte dich Benoni heißen, anstatt Rebekka. Dein Tod bringt mein graues Haar vor der Zeit ins Grab!"

„Bist du ein rechter Israelit, Isaak, und redest solche Worte?" fiel der Arzt erstaunt ein. „Ich will hoffen, daß deine Tochter noch lebt!"

„Wohl lebt sie noch, aber wie Daniel in der Löwengrube. Sie ist die Gefangene grausamer Menschen, die ihre Blutgier an ihr sättigen werden ohne Schonung ihrer Jugend und Anmut. — O Rebekka, meine Tochter, meine Tochter — wie ist mir so bang um dich!"

„Lies doch die Schrift erst zu Ende!" sagte der Rabbi. „Vielleicht steht noch ein Rettungsweg offen!"

„Lies du, meine Augen sind voller Tränen!"

Nathan las nun folgende Worte:

„Mein Vater, ich bin verdammt, wegen eines Verbrechens zu sterben, von dem ich nichts weiß — ich soll Zauberei getrieben haben. Wenn nun ein starker Mann gefunden werden kann, der sich entschließt, mit Schwert und Speer für meine Sache in der Stechbahn zu Templestowe zu kämpfen — und zwar am drittfolgenden Tage — so wird der Gott unserer Väter ihm vielleicht

Kraft verleihen, die Unschuld sieghaft zu verteidigen. Ist das nicht möglich, so lasse die Töchter unseres Volkes für mich trauern wie für eine Tote. Doch siehe zu, ob es Rettung gibt. Ein nazarenischer Krieger, nämlich Wilfred, Sohn des Cedric, den man Ivanhoe nennt, würde vielleicht die Waffen für mich führen. Wer weiß aber, ob er die schwere Rüstung schon tragen kann. Jedenfalls bitte ich ihn um diesen Liebesdienst, bester Vater; sage ihm auch, daß ich frei von aller Schuld, deren man mich anklagt, bin. Ist es aber des Herrn Wille, daß ich sterbe, nun, so bedenke, daß ich dann dem Land des Blutvergießens entrückt werde, um bei meinem seligen Bruder im Schatten des Allmächtigen zu wandeln. Du aber verlaß York und flüchte nach Cordova, ins Land der Mauren, wo man weniger Grausamkeiten gegen unser Volk ausübt als in England."

Isaak hörte anfänglich den Brief mit ziemlicher Fassung an, dann aber zerriß er seine Kleider, bestreute seinen Kopf mit Staub und jammerte:

„O Rebekka, meine Tochter, meine Tochter — ich möchte vergehen vor Schmerz!"

„Nur nicht mutlos und verzagt werden, Freund!" mahnte der Rabbi. „Suche eilig diesen Wilfred auf! Vielleicht steht er dir mit Rat und Tat zur Seite. Wie ich hörte, steht dieser Jüngling in hoher Gunst bei Richard Löwenherz, der ja jetzt wieder in England sein soll. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Ivanhoe bei Richard den Befehl erwirkt, diese Blutmenschen, die den Namen Gottes schänden, von ihrem gottlosen Vorhaben abzuhalten."

„Wohl ist Wilfred ein guter Jüngling," versetzte Isaak; „aber er kann jetzt keine Rüstung tragen, und welcher zweite Christ würde für ein Glied des verachteten Volkes Israel sein Leben in die Schanze schlagen?"

„Du kennst diese Narazener nicht," meinte der Rabbi; „mit Gold erkaufst du sehr leicht ihre Tapferkeit. Darum eile und suche Wilfred Ivanhoe; auch ich will mich nach York begeben und unter den dort versammelten Kriegern einen zu bewegen suchen, der für deine Tochter kämpft."

Nach einer herzlichen Umarmung trennten sich die beiden Freunde; Higg aber stand und schaute ihnen eine Weile nach, dann entfernte auch er sich.

Vierzehntes Kapitel.

Listige Versucher. — Der schwarze Ritter gibt sich zu erkennen. — Vom Tode erstanden.

Der Abend des verhängnisvollen Tages, an dem Rebekka als Hexe verurteilt worden war, senkte sich hernieder. Sie saß eben bei ihren Abendgebeten, als man leise an ihre Tür klopfte.

„Bist du ein Freund," sagte sie, „so tritt ein; bist du aber ein Feind, so schone mich!"

„Ich bin beides — Freund und Feind," versetzte der eintretende Bois-Guilbert, „je nachdem du dich gegen mich benimmst."

Heftig erschrocken über den Anblick des Mannes, der die Quelle ihrer Leiden war, zog sich Rebekka in die entfernteste Ecke des Gemaches zurück, zeigte aber in ihrer Miene feste Entschlossenheit.

„Fürchte nichts!" fuhr der Templer fort. „Draußen stehen die Wachen. Sie sollen dich zum Tode führen, würden dich aber jetzt vor jedem Angriff schützen — du brauchst nur um Hilfe zu rufen."

„Gott sei Dank, der Tod ist nicht das schlimmste Übel, das mich treffen kann!"

„Auch mich beunruhigt der Gedanke an den Tod nicht," entgegnete Bois-Guilbert, „wenn der Weg zu ihm ein schneller ist. Ein Lanzenstoß kümmert mich sehr wenig — dir würde ein Dolchstich oder ein Sprung von jenen Zinnen nichts gelten im Vergleich zu dem, was jeder von uns für Entehrung hält!"

„Unglücklicher!" rief Rebekka. „Du wagst mir solches in das Gesicht —"

„Ruhig, Kind," fiel der Ritter hastig ein, „Reden fruchten hier nichts. Du bist nicht zu einem leichten, schnellen Tode verdammt, sondern zu einem jammervollen und langsamen."

„Und wem habe ich ihn zu danken? Nur dem, der mich aus eigensüchtigen Gründen hierher schleppte und der sich jetzt aus irgend einer verborgenen Ursache bemüht, mir das traurige Geschick, dem er mich preisgab, noch schrecklicher und grauenvoller auszumalen."

„Du befindest dich in einem beklagenswerten Irrtum, Rebekka.

Ich gab dich niemals preis, sondern suchte dein Leben mit dem meinigen zu schützen."

„Und wozu? — Nur um mit meiner Liebe belohnt zu werden, Herr Templer! Sagt, was führt Euch anders zu mir, als Euch jetzt an meinem Unglück zu weiden, nachdem ich nicht auf Eure Wünsche einging? Laßt mich allein, damit ich mich auf mein letztes Stündlein vorbereite!"

„Es tut mir leid, Rebekka, daß du mir die Schuld an deinem Jammer zuschreibst!"

„Ich mache nicht gern Vorwürfe, Herr, aber daß ich meinen Tod Eurer ungezügelten Leidenschaft verdanke, bedarf keines weiteren Beweises."

„Du irrst, Mädchen! Wie konnte ich auch nur ahnen, was eingetreten ist?"

„Und doch ließt Ihr meine Verurteilung geschehen; ja, Ihr selbst wollt durch die Waffen beweisen, daß ich schuldig bin! Wie stimmt dazu die Miene eines Freundes und Beschützers, deren Ihr Euch oft rühmt?"

„Sei versichert, Rebekka, ich bin wirklich dein Freund und Beschützer," sagte der Templer feierlich. „Doch höre, wie sehr ich dabei meine Ehre gefährde, und dann tadle mich, wenn ich Bedingungen stelle, bevor ich mein höchstes Gut — meine Ehre — hingebe, um ein Judenmädchen zu retten."

„Erklärt Euch deutlicher; ich verstehe diese Worte nicht!"

„So höre, Rebekka! Erscheine ich nicht in den Schranken, so verliere ich die Achtung meiner Brüder, die Hoffnung und Anwartschaft auf die Großherrenwürde, die jetzt in den Händen dieses kindischen, aber fanatischen Beaumanoir sich befindet. Ich muß also meinen Waffenruhm aufrecht erhalten. Tue ich das aber, so stirbst du den Feuertod, ob sich ein Ritter findet oder nicht; denn es gibt keinen, der sich mit mir messen dürfte, es sei denn Richard Löwenherz oder sein Günstling Ivanhoe. Letzterer ist unfähig, die Rüstung zu tragen, Richard aber weilt gefangen in fremden Landen. — Und trotzdem will ich meinem Ehrgeiz entsagen, teures Mädchen, wenn du mir deine Liebe zusicherst!"

„Laßt diese Torheit endlich fallen, Herr Ritter; aber eilt zum Regenten, zur Königin-Mutter, zum Prinzen Johann — sie werden

nie gestatten, was Euer Großmeister zu tun gedenkt. Auf diese Weise gewährt Ihr mir Schutz ohne jedes Opfer von Eurer Seite und ohne den Vorwand, eine Schadloshaltung von mir zu fordern. Seid ein Christ! Rettet mich von dem schauervollen Tod, ohne Lohn zu fordern!"

„So will ich es unter der Bedingung tun, daß wir miteinander fliehen. England — Europa — sind nicht meine Welt; ich kenne ein besseres Land, das meinem Ehrgeiz genügt. Wir wollen nach Palästina gehen, wo Konrad, Marquis von Montserrat, mein treuer Freund, weilt — wollen uns lieber zu Sultan Saladin begeben, als den Spott dieser Frömmler dulden, die wir verachten. Ich werde neue Wege zur Größe finden — Europa soll vor meiner gepanzerten Faust zittern, und du, Rebekka, sollst Königin sein. Unseren Thron wollen wir auf dem Berge Karmel aufschlagen, und mein erhoffter Großmeisterstab wird sich in ein Scepter verwandeln."

„Eure Zukunftspläne verlocken mich nicht," sagte Rebekka. „Ich möchte keine Macht mit Euch teilen; auch schätze ich mein Vaterland und meine Religion zu hoch, um Euch in Eurer zügellosen Leidenschaft zu achten und zu ehren. Setzt also keinen Preis auf meine Befreiung, sondern beschützt die Unschuld aus Edelsinn. Wendet Euch selbst an den Thron von England!"

„Mich dem Thron beugen?" sprach der Templer. „Niemals, Rebekka; das wäre eine Erniedrigung des heiligen Tempelordens! Verlassen kann ich ihn um deinetwillen, niemals aber beschimpfen."

„So muß ich mich, da menschliche Hilfe für mich nicht zu bestehen scheint, auf den starken, alles wunderbar führenden Gott verlassen!" rief die Jüdin gefaßt aus.

„Tue das; denn erscheine ich in den Schranken mit eingelegter Lanze, so wird keine menschliche Rücksicht mich hindern, meine ganze Kraft zu entfalten," versetzte Bois-Guilbert. „Bedenke also dein Los! — Graut dir nicht vor dem martervollen, schändlichen Flammentod?"

„Seid versichert, Ritter, Ihr zeigtet in der wildesten Schlacht nicht mehr Todesmut, als ein Weib besitzt, wenn es für Pflicht und Liebe leiden soll. Ich bin selbst ein Weib, in Zärtlichkeit erzogen, von Natur furchtsam vor jeder Gefahr, schreckhaft vor jedem Schmerz — aber treffen wir in jener entsetzlichen Stechbahn zusammen, dann

sollt Ihr sehen, daß mein Mut den Eurigen überflügelt. — Lebt wohl, ich verschwende keine Worte mehr an Euch!"

„Willst du wirklich so von mir Abschied nehmen?" fragte der Templer nach einer kleinen Pause, indem er sie am Arme faßte. „Wollte Gott, wir hätten uns nie gesehen! — Bei Gott, ich möchte fast wünschen, deiner erniedrigten Nation anzugehören. Es liegt ein unbeschreiblicher Zauber auf mir, und ich glaube fast, jener wahnwitzige Tor sprach die Wahrheit, und meine Gefühle für dich streifen ans Übernatürliche. — Holdes, schönes, todesmutiges Wesen!" setzte er mit scheinbarer Ehrerbietung hinzu, „wer möchte dich nicht beweinen? Meine Augen, die wohl seit zwanzig Jahren keine Träne mehr kannten, sind feucht. Aber es muß sein — nichts kann dein Leben noch retten. Du und ich gleichen Schiffen, die vom Sturm dahingepeitscht werden, um aneinander zu zerschellen und so unterzusinken. Verzeihe mir, und laß uns wenigstens als Freunde scheiden!"

„Ich verzeihe Euch, Bois-Guilbert, obwohl Ihr die Ursache meines frühen Todes seid. Euer Geist ist mit edleren Dingen erfüllt, aber er gleicht dem Garten des Trägen: Unkraut droht die gesunden Blüten zu überwuchern!"

„Du hast recht, Rebekka. Ich bin ungebärdig und ungebändigt schon von Jugend an. Und so muß ich bleiben: stolz, unbeugsam und unverändert — die Welt soll es erfahren. — Aber verzeihst du mir auch wirklich, schöne Tochter Israels?"

„Ich wiederhole es: ja!"

„So lebe wohl!" rief der Templer und begab sich in das Nebengemach, wo ihn der Präzeptor Albert von Malvoisin mit Ungeduld erwartete.

„Wo bleibst du so lange, Freund?" sagte Albert. „Ich stand wie auf heißen Kohlen. Was hätte geschehen sollen, wenn der Großmeister oder sein Spion Konrad dazu gekommen wären? Jedenfalls hätte ich den Freundschaftsdienst teuer bezahlen müssen. — Doch was fehlt dir, Bruder? Du siehst so blaß aus?"

„Ich fühle mich körperlich ganz wohl," antwortete Bois-Guilbert; „aber seelisch hat mich dieses Mädchen mürbe gemacht. Es fehlt nicht viel, so trete ich vor den Großmeister und verzichte auf alle Rechte, die mir als Glied des Ordens zustehen; ich möchte doch die brutale Rolle, die er mir zugeteilt hat, nicht spielen."

„Bist du wahnsinnig?“ sprang Malvoisin auf. „Wohl richtest du dich damit zu Grunde, aber du gewinnst damit auch nicht die geringste Aussicht, das Leben dieser Jüdin zu retten. Beaumanoir ernennt einfach einen anderen Ordensbruder, der seinen Richterspruch an deiner Stelle zu verteidigen hat, und Rebekka stirbt so sicher, als hättest du die Pflicht auf dich genommen.“

„Du irrst,“ versetzte der Templer. „Ich ergreife selbst die Waffen für sie, und du weißt, daß keiner der Ritter sich gegen meine Lanze im Sattel zu halten vermag.“

„Mag sein,“ sagte der listige Ratgeber; „aber du vergißt, daß dir nicht Zeit und Gelegenheit bleiben wird, diesen tollen Plan auszuführen. Sobald du Beaumanoir den Eid des Gehorsams kündigst, ist es um deine persönliche Freiheit geschehen. Du fliegst entweder in den hundert Fuß tiefen Kerker des Ordenshauses, um als abtrünniger Ritter deinem Verhör entgegenzuharren, oder man bringt dich in ein entferntes Kloster, wo du auf Stroh und in Ketten schmachtest, um den bösen Geist auszutreiben, der in dich gefahren ist. Erscheine also in den Schranken, Brian, oder du bist ein Kind des Todes!“

„Ich fliehe,“ rief Bois-Guilbert, — „ich fliehe in ein fernes Land, wohin Torheit und Fanatismus noch nicht gedrungen sind. Von Rebekkas Blut soll ohne meine Einwilligung kein Tropfen vergossen werden!“

„Mit deiner Flucht ist es vorbei, Brian; dein Betragen hat bereits Verdacht erweckt — du wirst das Ordenshaus schwerlich verlassen können. Doch versuche es! Tritt an das Tor und befiehl dem Wart, die Zugbrücke herabzulassen, und du wirst sehen, welche Antwort man dir gibt — du bist, ohne daß du es weißt, ein Gefangener. Das ist für dich in diesem Augenblick auch gut; denn könntest du entfliehen, was wäre die Folge? Dein Wappen würde zerbrochen werden, deine Ahnen entehrt! Du selbst aus unserer schönen und angesehenen Gemeinschaft ausgestoßen. Bedenke es wohl! Und dann, wie würden deine alten Waffengefährten um ihre beste Lanze trauern! Wie würde der Hof von Frankreich den Verlust beklagen! Mit welcher Freude aber würde der hochmütige Richard die Nachricht aufnehmen, daß der Ritter, welcher ihm in Palästina hart zusetzte, Ruhm und Ehre wegen eines Judenmädchens verlor!“

„Ich danke dir, Malvoisin, du gibst mich mir wieder; denn du hast mich an der reizbarsten Saite meines Innern berührt. Mag kommen, was da wolle — Bois-Guilbert soll nie ein Abtrünniger genannt werden. Wollte Gott, Richard oder einer seiner großmäuligen Günstlinge erschiene in den Schranken! Aber man wird es bleiben lassen; wer will sein Leben für eine Jüdin in die Schanze schlagen?"

„Dann um so besser für dich, wenn kein Kämpfer für ihre Sache sich einstellt," bemerkte Malvoisin; „dann stirbt Rebekka nicht durch dich, sondern durch den Urteilsspruch des Großmeisters — du bist nur eine Figur in dem jedenfalls grausigen Possenspiel."

„Nun, so ist mein Entschluß gefaßt," fuhr der stolze Ritter fort. „Sie hat mich verschmäht und rücksichtslos behandelt, warum sollte ich für sie hingeben, was ich mir an Ehren und Auszeichnungen mühsam errungen habe? Freund, ich erscheine in den Schranken!"

Malvoisin, der als schlauer Mann wußte, daß er seine eigenen Interessen förderte, wenn er diesen seinen Freund einst an der Spitze des Ordens sehen konnte, wich ihm nicht mehr von der Seite, damit seine Stimmung nicht etwa einen Umschwung erleide.

* * *

Als Locksley sich von dem schwarzen Ritter getrennt hatte, nahm letzterer seinen Weg nach der Priorei von St. Botolph, wohin Ivanhoe nach der Einnahme von Torquilstone durch den treuen Kurt und den großherzigen Wamba gebracht worden war. Was damals zwischen dem schwarzen Ritter und Ivanhoe in einer langen Unterredung erörtert wurde, brauchen wir jetzt nicht zu erzählen; es sei bloß erwähnt, daß der Prior Depeschen nach verschiedenen Richtungen aussandte, und daß der schwarze Ritter sich am nächsten Morgen bereit machte, seine Reise mit Wamba, der ihm als Führer dienen sollte, fortzusetzen.

„Da dein Vater Cedric die Leichenfeierlichkeiten für den verstorbenen Athelstane leitet," sagte er zu Ivanhoe, „so werden wir uns in Coningsburgh wiedersehen. Ich hoffe dort mit deinen sächsischen Verwandten in nähere Bekanntschaft zu treten; auch werde ich mich bemühen, dich mit deinem Vater auszusöhnen."

Mit diesen Worten nahm er Abschied von Ivanhoe, welcher seinem Befreier gern gefolgt wäre; aber der schwarze Ritter wollte davon nichts wissen.

„Ich bedarf keines weiteren Führers als des redlichen Wamba, der je nach seiner Laune ernst und heiter sein kann," sprach er; „du aber hast Ruhe nötig, damit du morgen neugekräftigt weiter reisen kannst."

„Es drängt mich, das Leichenbankett zu sehen," versetzte Wamba; „denn ist es nicht lecker und großartig, so kommt gewiß Athelstane aus dem Grab, um Koch, Mundschenk und Vorschneider zur Rede zu stellen. Ich folge Euch darum gern, Herr schwarzer Ritter. Meinem Herrn Cedric gegenüber hoffe ich auf Eure Tapferkeit, falls mein Witz mich im Stiche lassen sollte; gewiß werdet Ihr Euch ins Mittel legen, wenn meines Gebieters Laune rauh und stürmisch wird."

„Selbstverständlich werde ich das."

„Ich fürchte," begann Ivanhoe nach einer Weile, „Ihr habt Euch einen lästigen, schwatzhaften Burschen zum Führer erkoren; aber er kennt Weg und Steg im Walde so genau wie seine Tasche, auch ist er treu wie Gold."

„Ist er in der Lage, mir die Zeit zu verkürzen, so soll mir das angenehm sein," entgegnete der schwarze Ritter. — „Lebe wohl, guter Wilfred — nochmals rate ich dir, vor morgen nicht aufzubrechen."

Damit nahm er Abschied von Ivanhoe und ritt mit Wamba fort. Ivanhoe schaute den beiden nach, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren, und kehrte dann ins Kloster zurück, wo er nach dem Frühgottesdienst den Prior zu sprechen wünschte. Dieser kam eilfertig herbei, um sich nach seinem Gesundheitszustand zu erkundigen.

„Wie geht es Euch, Sohn des Cedric?" fragte er teilnahmsvoll.

„Danke, es geht mir besser, als ich erwarten durfte," erwiderte Wilfred. „Entweder war die Wunde nicht sehr bedeutend, oder aber hat dieser Balsam eine Wunderkur an mir bewirkt. Ich fühle mich bereits wieder so gekräftigt, daß ich sofort bereit sein würde, wenn es nötig wäre, meinen Panzer zu tragen."

„Mögen die Heiligen verhüten, daß Ihr unser Kloster verließet, bevor Eure Wunden geheilt sind," rief der Prior aus.

„Gern würde ich noch länger unter Eurem gastlichen Dache wohnen," erwiderte Ivanhoe, „wenn ich mich nicht zur Reise gezwungen fühlte."

„Was mag das sein?"

„Habt Ihr niemals eine Vorahnung kommenden Unglücks empfunden, hochwürdiger Vater? Hat auf Eurer Seele nie ein trüber Schatten gelegen, den Ihr Euch nicht zu deuten wußtet? Und glaubt Ihr nicht, daß solche Empfindungen, auch wenn sie vielleicht lächerlich erscheinen sollten, unsere Beachtung verdienen — gleichsam als Warnung unseres Schutzgeistes, daß uns Gefahr droht?"

„Ihr habt recht," versetzte der Prior, „es gibt solche Dinge. Stammen sie vom Himmel, so haben sie gewiß einen Zweck. Was aber wollt Ihr tun gegen eine Gefahr, zumal Ihr Euch noch schwach fühlt?"

„Nicht doch, Prior, ich fühle mich stark genug, einige Streiche auszuteilen, falls ich dazu aufgefordert werde. — Aber sollte ich denn dem schwarzen Ritter nicht auf eine andere Weise zu helfen im stande sein? Es ist bekannt, daß die Sachsen das normannische Geschlecht nicht lieben. Ich halte also sein Erscheinen in Conings-burgh für gefährlich und bin entschlossen, die ihm drohende Gefahr abzuwenden oder zu teilen. Zu diesem Zwecke bitte ich Euch, mir einen Zelter zu leihen, dessen Gangart sanfter ist, als die meines Streitrosses!"

„Ihr sollt meine Stute Malkin haben; sie ist sanft und gut," antwortete der würdige Geistliche. „Kurt soll sie sogleich mit Euren Waffen satteln!"

„Ich danke Euch für Eure Freundlichkeit," sagte Ivanhoe.

Nachdem Kurt die Sattelung beendet hatte, trennte sich Wilfred von dem Prior und zog, gefolgt von Kurt, denselben Pfad, den der schwarze Ritter eingeschlagen hatte.

Letzterer ritt inzwischen mit seinem Begleiter Wamba in gemächlichster Gangart durch das Dickicht des Waldes, zuweilen ein Lied vor sich hinsummend, dann wieder die Schwatzhaftigkeit seines Gefährten aufmunternd, so daß ihr Gespräch zu einem seltsamen Gemisch von Liedern und Scherzen wurde.

„Ich wünschte, Wamba," sagte der Ritter, „unser wackerer Locksley oder sein Kaplan, der lustige Mönch, hörten unsere Lieder, die wir zu Ehren des kühnen Freisassen soeben gesungen haben!"

„Das wünsche ich gerade nicht," entgegnete Wamba, „schon wegen des Hifthorns an Eurer Seite."

„Hm, es ist ein Pfand von Locksleys gutem Willen, obwohl ich es kaum gebrauchen kann. Aber das ist sicher: drei Töne auf diesem Horn sammeln im Fall der Not einen hübschen Trupp jener wackeren Burschen um uns."

„Besser für uns würde es sein, wenn uns das Horn ein Unterpfand dafür wäre, daß sie uns wieder in Frieden ziehen ließen," meinte der Schalksnarr.

„Was, glaubst du etwa, sie würden uns angreifen?"

„Ich sage nichts; denn Bäume haben ebensogut Ohren als Steinmauern," antwortete Wamba. — „Nur möchte ich Euch den guten Rat geben, Euren Krug zu leeren, bevor Ihr ihn einem Sachsen reicht, und Euer Gold zu Hause zu lassen, bevor Ihr in den Wald reitet."

„Du hältst also unsere Freunde für Räuber?" fragte erstaunt der Ritter.

„Das weniger, Herr Ritter; aber man tut dem Roß eine Wohltat, wenn man ihm auf langer Reise den Panzer abnimmt, und so mag es der Seele des Reiters wohl tun, wenn man ihm das nimmt, was die Wurzel alles Übels ist. — Ich wünschte mein Panzer und mein Geld wären zu Hause in Sicherheit, damit die guten Burschen, denen wir vielleicht begegnen dürften, der Mühe des Abnehmens enthoben wären."

„Sage, was du willst von diesen Leuten, Wamba, aber das steht fest, sie haben Cedric, deinem Herrn, bei Torquilstone wackeren Beistand geleistet!"

„Da habt Ihr recht," entgegnete Wamba; „es war eben ein Geschäft mit dem Himmel."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine so: sie wogen eine gute Tat gegen eine andere, weniger lobenswerte ab. So gaben sie z. B. einem Bettelmönch eine Krone für hundert Byzantiner, die sie einem fetten Abt raubten. Die lustigen Waldesbrüder bauen eine Hütte auf, wenn sie ein

Schloß niedergebrannt haben, — bessern den Kirchenstuhl aus, nachdem sie die Altarschätze stahlen —, befreien einen Gefangenen nach der Ermordung eines stolzen Grafschaftrichters, oder um noch deutlicher zu reden: sie befreien einen sächsischen Franklin, nachdem sie eben einen normannischen Baron bei lebendigem Leibe verbrannten. Ja, es sind gar höfliche Diebe, aber es ist doch am besten, mit ihnen zusammen zu treffen, wenn sie eben am schlimmsten gehaust haben."

„Warum, Wamba?"

„Weil sie da Gewissensbisse empfinden und die Rechnung mit dem Himmel ausgleichen wollen. Sind sie nach ihrer Meinung aber mit dem Himmel im Reinen, dann sei der Herr dem gnädig, der die nächste Seite in ihrem großen Kontobuch anfangen soll. — Und doch gibt es noch gefährlichere Geschöpfe als diese Geächteten."

„Und wer sind diese?"

„Malvoisins Bewaffnete, Herr," platzte Wamba heraus. „Zur Zeit bürgerlicher Wirren wiegt ein Dutzend von ihnen eine Meute Wölfe auf. Sie warten jetzt auf Ernte und sind durch die von Torquilstone entkommenen Soldaten verstärkt. Es könne also sehr leicht möglich werden, daß wir auf sie stoßen. Dann müßten wir freilich unsere Heldentaten teuer büßen. — Wollt Ihr mir nicht einmal erlauben, dieses Hifthorn, welches einen so mächtigen Klang hat, genauer zu besehen?"

Der schwarze Ritter erfüllte gern den Wunsch seines Reisegefährten.

„Tra-lira-la!" summte Wamba vor sich hin. „Ja, ich kenne die Melodie ganz gut."

„Was willst du tun, Schelm?" rief der Ritter aus. „Gib mir das Horn zurück.

„Seid unbesorgt, es ist in guten Händen. Wenn Torheit und Mut zusammen reisen, so muß das Hifthorn bei der Torheit bleiben — die kann am lautesten ins Horn stoßen."

„Du willst doch nicht —"

„Freilich will ich blasen," fiel Wamba rasch ein. „Greift mich ja nicht mit Gewalt an, oder die Torheit gibt Fersengeld, und dann kann die Tapferkeit sehen, wie sie allein den Weg durch den Wald findet."

„Darin bin ich allerdings in deiner Gewalt," sagte der Ritter; „ich möchte mich auch nicht weiter streiten mit dir. Behalte also das Horn, wenn es dir Spaß macht!"

„Wohlan, so sind Mut und Torheit wieder gute Kameraden," jubelte der Narr. — „Doch halt — liegt nicht dort im Gestrüpp eine üble Gesellschaft auf der Lauer?"

„Woraus schließest du das?" fragte der schwarze Ritter.

„Weil ich eine Sturmhaube durch die Blätter schimmern sehe. Wären es ehrliche Burschen, so hielten sie sich auf offenem Weg."

„Wahrlich, du scheinst recht zu haben," sagte der Ritter, indem er sein Visier herabfallen ließ.

Es war gut, daß er es geschlossen hatte; denn eben flogen ihm drei Pfeile aus jenem Gebüsch gegen Kopf und Brust. Jedenfalls hätte der eine von ihnen den Weg zum Hirn gefunden, wäre er nicht vom eisernen Visir abgehalten worden.

„Ha, braver Waffenschmied, wie danke ich dir für deine vorzügliche Arbeit!" flüsterte der Ritter vor sich hin, und zu Wamba gewendet, fuhr er laut fort:

„Los auf diese verruchten Burschen!"

Damit sprengte er auf das Dickicht ein, worauf sich ihm sechs oder sieben wohlbewaffnete Mann mit eingelegten Lanzen entgegenstellten. Drei Speere trafen ihn, zersplitterten aber wie an einer Eisenmauer und fielen zu Boden.

Jetzt hob sich der schwarze Ritter in den Steigbügeln und rief mit Donnerstimme:

„Was soll das, Leute?"

„Stirb, Tyrann!" war die Antwort.

„Warum?" schrie der schwarze Ritter und führte Streiche nach rechts und links. — „Gibt es Verrat?"

Schon wollten sich seine Gegner aus Angst vor diesem einzigen Mann flüchten, als ein blaugeharnischter Ritter, der sich bisher hinter den Angreifern gehalten hatte, mit seiner Lanze angerannt kam und dem edlen Roß des Ritters eine tödliche Wunde beibrachte.

„Das war ein Schurkenstreich!" rief der schwarze Ritter aus, dessen Pferd zusammenbrach und ihn selbst mit niederriß.

In demselben Augenblick, als sich der Ritter wieder hob, stieß Wamba ins Horn, worauf die Mörder zurückwichen.

„Memmen!“ rief der blau Geharnischte aus, der der Anführer des Trupps zu sein schien. „Flieht man vor dem Hornruf eines Narren?!“

Alle kehrten zurück und wandten sich abermals gegen den schwarzen Ritter, dem nur die einzige Zuflucht blieb, sich mit dem Rücken an eine Eiche zu lehnen, um sich so mit dem Schwerte zu verteidigen. Jener blaue Ritter, der eben eine frische Lanze ergriffen hatte, sprengte in demselben Augenblick, wo sein Gegner am ärgsten bedrängt war, heran und wollte den schwarzen Ritter an den Baum spießen, wurde aber in seiner Absicht abermals durch Wamba gestört. Dieser hieb nämlich dem geharnischten Pferd mit starkem Arm die Kniesehne durch. Trotzdem blieb die Lage des schwarzen Ritters eine sehr gefährliche, da von allen Seiten wohlgerüstete Männer auf ihn eindrangen. Plötzlich flog dem Stärksten seiner Feinde ein gefiederter Pfeil in die rechte Seite, daß er zu Boden fiel.

Dieser Pfeil war von den Freisassen abgesandt worden, die jetzt in einem Trupp aus dem Walde hervorbrachen und an deren Spitze Locksley und der lustige Mönch sich befanden. Sie hatten die Schufte bald abgetan; denn in wenigen Minuten lagen sie teils tot, teils schwer verwundet auf der Erde. Der schwarze Ritter dankte ihnen mit viel Freudigkeit und Würde.

„Es drängt mich vor allem,“ sagte er dann, „zu wissen, wer meine Angreifer waren. — Öffne das Visier dieses blauen Ritters, Wamba, er scheint mir der Anführer dieser schlechten Gesellen zu sein.“

Der Narr näherte sich dem Schwerverletzten, löste ihm den Helm und rief dann erstaunt:

„Waldemar Fitzurse! Was konnte einen Mann von Eurem Rang und Wert zu so schwarzer Tat treiben?“

„Richard,“ sagte der Ritter, „weißt du nicht, wie weit Ehrgeiz und Rachsucht jeden Menschen treiben können?“

„Rachsucht?“ entgegnete verwundert der schwarze Ritter. „Ich wüßte nicht, dir je ein Leids zugefügt zu haben.“

„War das kein Schimpf für mich, als du meine Tochter verschmähtest?“

„Deine Tochter, Fitzurse? Das sind eitle Vorwände! —

Geht ein wenig beiseite, ihr Leute; ich habe mit ihm allein zu sprechen. — Fitzurse!" sagte er dann, sei ehrlich und gestehe, wer dich zu dieser verräterischen Tat getrieben hat!"

„Dein Bruder Johann," versetzte Waldemar.

„Und du bittest nicht um dein Leben, Fitzurse?"

„Nein, es wäre doch nutzlos — ich bin ja in des Löwen Klauen!"

„So höre, Waldemar! Der Löwe nährt sich nie von Wehrlosen. Nimm dein Leben, doch mit der Bedingung, daß du in drei Tagen England verläßt und niemals Johann von Anjou als Anstifter deiner Schurkentat nennst. Findest du dich nach dieser Zeit noch auf englischem Boden, so soll selbst der Altar keine sichere Zuflucht für dich sein — ich werde dich als Futter für die Raben an deine eigene Schloßzinne hängen lassen. — Locksley, gebt diesem Ritter ein Pferd und laßt ihn frei seines Weges ziehen!"

„Wenn ich nicht am Ton deiner Stimme hörte, daß ich dir gehorchen müßte," antwortete der Freisasse, „so würde ich dem Mörder Eures Rosses einen Pfeil nachschicken, der ihm die lange Reise kürzen sollte!"

„Du trägst ein mutig Herz in deiner Brust, Locksley; du hast aber auch recht in der Annahme, mir Gehorsam zu schulden, denn ich bin Richard von England!"

Nach diesen Worten, die auch die weiterstehenden Freisassen hören konnten, knieten alle nieder und baten um Gnade für ihre begangenen Verbrechen.

„Steht auf, Freunde!" sagte Richard leutselig. „Eure Vergehen sind gesühnt durch den Beistand, den ihr meinen unglücklichen Untertanen vor Torquilstone geleistet, und durch die Hilfe, welche ihr heute eurem Monarchen gebracht habt. Steht auf und seid mir gute Untertanen! Du aber, Locksley —"

„Nennt mich fortan Robin Hood von Sherwoodwald; denn der bin ich — Euer Lehnsmann. Mein Name ist ja zu weit berüchtigt, um nicht bis an Euer Ohr gedrungen zu sein."

„Ja, ich kenne dich, du bist der König der Geächteten und Fürst wackerer Gesellen; aber trotzdem behalten meine eben gesprochenen Worte ihre volle Geltung — es sei alles vergessen, was in dieser langen Abwesenheit geschah."

Richard wandte sich um und sah den munteren Mönch neben sich auf dem Rasen knien, den Rosenkranz durch die Finger gleiten lassend, während ein gewaltiger Knüttel neben ihm lag. Er machte eine möglichst zerknirschte Miene, verdrehte die Augen und bot einen höchst drolligen Anblick, weil überall der Schelm aus ihm herauslugte.

„Warum so traurig, toller Priester?" fragte Richard. — „Nun, du schweigst ja! Fürchte nichts, König Richard von England verrät kein Geheimnis."

„Ich fürchte nicht das Kreuz, sondern das Scepter," antwortete der Mönch, der allgemein unter dem Namen „Bruder Tuck" bekannt war. „Wüßte ich nur," setzte er mit geheuchelter Demut hinzu, „wie ich meine gottlosen Streiche büßen könnte!"

„Sprich nicht mehr davon," sagte Richard; „aber einen guten Rat möchte ich dir geben: Lege mit Einwilligung der Kirche deine Kutte ab und diene mir als Leibwache, wie du früher dem heiligen Dunstan dientest!"

„Ihr ahnt nicht, werter Lehnsherr," versetzte der Mönch, „wie sehr die Sünde der Trägheit in mir steckt. Statt meine gesetzlichen Gebete aufzusagen, ging ich den fetten Rehböcken des Waldes nach. Noch manchmal bringe ich die Nacht außerhalb meiner Hütte zu — und der heilige Dunstan beklagt sich nie und bleibt so ruhig, wie nur ja ein Holzbild es sein kann! Leicht möchte ich meinen Pflichten in Euren Diensten, Herr König, ebenso lässig und leichtsinnig werden, und darum bitte ich Euch, edler Lehnsherr, mich zu lassen, wo Ihr mich fandet. Wollt Ihr mir aber eine Gnade erweisen, so betrachtet mich als den armen Mönch von Copmanhurst, dem jede, auch die kleinste Gabe willkommen ist!"

„Wie du willst, ich bin damit einverstanden," entgegnete Richard. „Hiermit gebe ich dir die Erlaubnis, in meinen Wäldern als heiliger Eremit zu leben und das Wild zu jagen. Mein Kellermeister soll den Auftrag erhalten, dir jährlich ein Fäßchen Sekt, einen Schlauch Malvasier und zwei Ohm Ale zu liefern."

„Das ist für mich," fiel der Mönch ein, „und wieviel bekommt der heilige Dunstan?"

„Er trinkt nicht, soll also nur eine neue Alterdecke erhalten," antwortete der König. „Doch, treiben wir den Scherz nicht zu

weit! Gott möchte uns vielleicht dafür strafen, daß wir mehr an unsere Torheiten als an seine Verehrung denken."

In diesem Augenblick erschienen Wilfred von Ivanhoe und Kurt auf dem Schauplatz. Ivanhoe erstaunte, als er seinen Herrn mit Blut bespritzt und von sechs oder sieben Leichen umgeben in Gesellschaft dieser Geächteten erblickte. Er wußte nicht, ob er den König als fahrenden Ritter oder sonstwie ansprechen sollte.

„Sei ohne Sorgen, Ivanhoe," begann Richard, der seine Gedanken erriet, „diese Leute, die hier stehen, machten sich wohl einiger Verirrungen schuldig, aber sie sind mir nichtsdestoweniger treu ergebene Herzen."

„Aber was ist hier vorgefallen?" fragte Ivanhoe, indem er auf die Leichen deutete.

„Verrat gegen unsere Person, Ivanhoe; aber dank diesen Wackeren fanden alle ihren Lohn."

„So geschehe es allen Ungehorsamen, Verrätern!" fiel Ivanhoe ein.

„Bist du aber nicht selbst ein Ungehorsamer, ein Verräter?" rief der König. „Solltest du nicht in St. Botolph bleiben, bis deine Wunden geheilt waren?"

„Sie sind es bereits! Warum aber, edler Fürst, setzt Ihr Euch solchen Gefahren aus, als wäre Euer Leben von keinem höheren Wert als das eines gewöhnlichen fahrenden Sängers?"

„Richard von England kennt keinen höheren Ruhm als den, welchen seine Lanze und sein Schwert ihm erwarben!"

„Aber was sollte geschehen, wenn das von einem Bürgerkrieg bedrohte Land seinen Monarchen verloren hätte?"

„Darüber sei unbesorgt, guter Wilfred. Meine Getreuen stehen mir zur Seite. Nicht umsonst weilte ich eine lange Zeit unerkannt in England; ich gab ihnen dadurch Gelegenheit ihre Streitkräfte zu sammeln, damit ich plötzlich an der Spitze einer Macht stehe, vor der meine Feinde zittern sollen. Der geplante Verrat muß unterdrückt werden; aber Estoteville und Bohun können vor vierundzwanzig Stunden nicht nach York vorrücken, außerdem muß ich Nachrichten von Salisbury aus dem Süden, von Beauchamp in Warwickshire und von Multon im Norden abwarten, und unser Kanzler muß sich Londons versichern. Ein zu rasches, un-

vorsichtiges Auftreten würde mich größeren Gefahren aussetzen, als ich solche mit dem Schwerte zu überwinden in der Lage wäre."

Mit einer stummen Verbeugung erkannte Wilfred den Willen seines Herrn an. Nun wandte sich Richard wieder zu Robin Hood.

„König der Geächteten!" redete er ihn an. „Kannst du mir keine Erfrischung reichen? Diese Schelme haben mir Appetit beigebracht."

„Unsere Vorratskammer enthält zumeist —"

Hier hielt er verlegen inne.

„Wild, nicht wahr?" lächelte Richard. „Es gibt keine bessere Speise, und in der Tat, wenn der König nicht zu Hause bleibt und sein Wild selbst schießt, darf er dann schmälen, wenn er es von einer anderen Hand getötet findet?"

Robin Hood lud darauf den König ein, ihm auf einen ihrer Sammelplätze zu folgen, dort solle es an Wildbraten und gutem Wein nicht fehlen. Der Geächtete schritt, den Weg zeigend, voran, und Richard folgte so leichten Herzens, als habe er schon seinen Königsthron erobert. Überhaupt lebte in diesem löwenherzigen Fürsten ein gutes Stück des glänzenden, aber nutzlosen Charakters eines romanhaften Ritters, der sich im Wechsel der Gesellschaft und Abenteuer am wohlsten fühlte. Der persönliche Ruhm, den er durch seine eigenen Waffentaten erwarb, war seiner überspannten Einbildungskraft teurer, als der einer weisen Politik und heilbringenden Regierung. Er glich mehr einem glänzenden Meteor, das anfänglich strahlendes Licht verbreitet, dann aber in Finsternis verschwindet. Besonders in der Gesellschaft der Barden und Minstrels wurden Richards ritterliche Taten, die nicht selten von zweifelhaftem Wert waren, besungen und in das allerbeste Licht gerückt; denn er war von Natur heiter und gutmütig — und das gefiel.

Das Mahl, um das der König gebeten hatte, begann unter einer großen Eiche, und als die Becher verschiedene Male gekreist hatten, vergaßen die rauhen Männer bald die Scheu vor der Person ihres Monarchen. Lieder ertönten, man machte Scherze, alte Waffentaten wurden besprochen und einige der Geächteten rühmten sich zuletzt verschiedener Übertretungen des Gesetzes, ohne zu be-

denken, daß sie in Gegenwart des natürlichen Schutzherrn des Gesetzes sprachen. Der vergnügte König, statt die kühnen Redner in ihre Schranken zu verweisen und sie auf das Ungehörige ihrer Handlungsweise aufmerksam zu machen, dachte gar nicht mehr an seine Würde, sondern lachte, trank und scherzte mit der frohen Gesellschaft. Robin Hoods gesunder Menschenverstand und Takt wünschte der Szene ein Ende zu machen, bevor die Eintracht gestört wurde. Er zog daher Ivanhoe, dessen düstere Miene ihm aufgefallen war, beiseite und machte ihn darauf aufmerksam, daß das Mahl bald aufzuheben sei, da man nicht wissen könne, wie bald und in welcher Weise einer der rauhen Burschen den König beleidigt haben würde.

„Ihr habt das nächste Recht, Freisasse," sagte Ivanhoe. „Sprecht nur ein Wort, so ist das Mahl aufgehoben."

„Werde ich mich nicht der Gefahr aussetzen, Gnade und Gunst zu verscherzen?" fragte Robin Hood. „Aber einerlei — ich verdiente sie nicht, wollte ich nicht zu des Monarchen Wohl das meinige wagen. — He, Swif! tritt dort ins Gebüsch und stoße auf normannische Art ins Horn!"

Nach einer Weile wurde die lustige Gesellschaft durch ein Hornsignal aufgescheucht. Schnell warf der Mönch den Becher weg und faßte seinen Knüttel, Wamba verstummte mitten in einem Witz, und im Nu standen alle in ihren Waffen da. Richard schien der rasche Wechsel Vergnügen zu bereiten. Er rief nach Panzer und Helm und befahl Ivanhoe bei seiner Ungnade, sich nicht in das Scharmützel zu wagen, welches ausbrechen würde.

„Du hast so oft dein Leben für mich gewagt, Ivanhoe," sagte Richard, „du sollst jetzt auch Zeuge sein, wie ich als König und Freund für dich kämpfe!"

Nachdem sich die Freisassen zurückgezogen hatten, ließ sich Robin Hood vor dem König auf die Kniee nieder und bat um Verzeihung mit den Worten:

„Ich wagte es, hoher Herr, Euch zu hintergehen — freilich zu Eurem eigenen Wohl. Dies Horn wurde auf meinen Befehl geblasen, um dieser Schmauserei ein Ende zu machen, damit es nicht Eure kostbaren Stunden verschlinge."

Hierauf erhob er sich und wartete ruhig Richards Antwort ab.

Dieser war wohl anfänglich zornig, doch siegte seine Gerechtigkeitsliebe. Er sagte lächelnd:

„Gut, kühner Robin, wenngleich Ihr mir unter dieser grünen Eiche Wein und Wild mißgönnt habt, so will ich doch, wenn Ihr mich in London besucht, weniger karg gegen Euch sein. — Nun, Freunde, zu Pferd — und fort!"

Robin Hood gab Richard die Versicherung, daß er einen Teil seiner Leute vorausgeschickt habe, um jeden Hinterhalt zu erspähen, den man ihm allenfalls noch gelegt haben könnte.

Mit einem warmen Händedruck schied der König von dem Geächteten, versicherte ihn wiederholt seiner vollen Vergebung und künftigen Huld und versprach ihm, die drückenden und tyrannischen Verordnungen aufzuheben, die so viele englische Freisassen zur Empörung veranlaßt hatten.

* * *

Noch stand die Sonne am Himmel, als König Richard mit Ivanhoe, Kurt und Wamba unbelästigt das Schloß Coningsburgh erreichten. Die Umgebung dieser alten sächsischen Festung war eine herrliche. Der Don schlängelt sich hier durch die reiche Landschaft, die ihre Reize zur Hälfte der Kultur, zur Hälfte der Natur verdankt. Das stolze, auf einer Anhöhe gelegene Schloß selbst stammte noch aus dem Altertum und war vor der Eroberung eine Residenz des Königs von England gewesen. Starke Außenwerke, Festungsgräben und dicke Wälle umgaben in sechsfacher Reihe das innere Schloßgebäude. Ein von den Zinnen herabwehendes großes schwarzes Banner verkündete den Trauerfall, der die Familie betroffen hatte. Über dem Tore hing eine zweite Fahne mit der Abbildung eines weißen Pferdes, welches als Sinnbild Hengists und seiner sächsischen Krieger Nationalität und Rang des Verstorbenen bezeichnete.

Um das Schloß herum herrschte reges Leben; denn in jener Zeit wurde bei einem Leichenschmaus eine großartige Gastfreundschaft entfaltet, die jeden Wanderer, der des Weges kam, mit einschloß. Hier brieten Köche ganze Rinder und Ochsen, dort lagerten mächtige Fässer, die mit Ale gefüllt waren und aus denen jeder nach Belieben schöpfen konnte. So traf man denn hier auch die

verschiedensten Gestalten an — halbnackte Sklaven, besser gekleidete und genährte Bürger — sie alle stillten ihren Durst und aßen mit Ruhe und Behagen ihre Bissen. Auch Vertreter der armen Klasse der Normannen hatten sich eingestellt. Sie waren deutlich an dem geschorenen Kinn, den kurzen Mänteln und an dem verächtlichen Blick, mit dem sie alle Vorgänge beobachteten, zu erkennen. Endlich fehlte es auch nicht an Dutzenden von Bettlern, Soldaten, die auf der Rückreise von Palästina sich befanden, an Hausierern, reisenden Handwerkern, herumziehenden Pilgern, sächsischen Sängern und welschen Barden. Sie alle zechten, tranken und lärmten, stießen aber dann und wann einmal, wenn sie sich der Ursache erinnerten, die sie hierher geführt hatte, ein Ächzen oder Wehegeschrei aus.

Das Erscheinen zweier Ritter war ein seltenes Ereignis bei einer sächsischen Feierlichkeit, darum eilte auch der Seneschall des Hauses, sobald er Richards und Ivanhoes ansichtig ward, ihnen mit seinem weißen Stabe entgegen und geleitete sie an das Tor, das sich durch rauhe Einfachheit auszeichnete. Eine besorgniserregend steile Flucht von Holzstufen führte zu einem niedrigen Portal an der Südseite des Turmes, in dem eine schmale in das dritte Stockwerk des Gebäudes führte. Die beiden tiefer gelegenen Stockwerke enthielten Kerker, in die weder Sonne noch Mond schien. Nur ein viereckiges Loch, durch das eine Leiter führte, verband die Stockwerke miteinander. Der Zugang zu den oberen Turmzimmern führte über eine an den Außenpfeilern angebrachte Treppe.

Durch diesen schwierigen Eingang führte man König Richard und Ivanhoe in das runde Gemach, welches das ganze dritte Stockwerk einnahm. Kurt und Wamba hatten im Hof Bekannte gefunden, auch wagten sie es nicht, sich in die vornehme Gesellschaft im Innern des Schlosses zu drängen.

Ivanhoe verhüllte beim Betreten des Zimmers sein Antlitz mit dem Mantel, weil er sich seinem Vater nicht zu erkennen geben wollte, bevor der König ihm ein Zeichen gab.

Um den großen Eichentisch in der Halle saßen etwa zwölf der angesehensten Vertreter der benachbarten sächsischen Familien, sämtlich alte oder ältliche Männer. Ihre kummervollen, traurigen Mienen bildeten einen grellen Gegensatz zu dem tollen Treiben außerhalb der Schloßmauern. Cedric, der den Vorsitz zu führen

schien, erhob sich beim Erscheinen Richards, den er nur als schwarzen Ritter kannte, und bewillkommnete ihn, indem er den Becher bis zum Kopf erhob. Der König erwiderte den Gruß und setzte den Becher, den ein Truchseß ihm reichte, an die Lippen. Auch Ivanhoe wurde derselbe höfliche Gruß geboten, und als er seinem Vater zutrank, verneigte er sich stumm. Nun begab sich Cedric mit dem König und Ivanhoe in eine kleine, ziemlich einfach gehaltene Kapelle, die von zwei Fackeln erleuchtet wurde. Vor dem Altar stand eine Bahre, an deren beiden Seiten je drei Mönche knieten, die Gebete murmelten. Nachdem auch Richard und Ivanhoe ein kurzes Gebet an der Leiche gesprochen hatten, führte sie Cedric in ein kleines Zimmer, wo sie eine Frau von ehrfurchtgebietendem Äußeren antrafen.

„Höre Edith," redete sie Cedric an, „diese Freunde kommen, dir ihr Beileid zu bezeigen. Dieser hier ist der tapfere Ritter, der für die Befreiung dessen so sehr kämpfte, den wir jetzt als Toten beklagen."

„Habt Dank, Herr Ritter, für Euren Mut!" entgegnete die Dame. „Gott wollte, daß er erfolglos blieb. Auch danke ich Euch und Eurem Gefährten, daß Ihr Euch hier eingefunden habt, mir Eure Teilnahme an dem so schweren Verluste zu bezeigen. Im übrigen empfehle ich Euch der Pflege und Obhut meines Freundes Cedric, daß es Euch an nichts fehle, was diese gastfreundlichen Mauern bieten können."

Darauf begaben sich die Ritter über eine Wendeltreppe in eine Halle, wo etwa dreißig sächsische Frauen und Jungfrauen versammelt waren und unter Lady Rowenas Führung eine Hymne für die Seele des Verstorbenen anstimmten, deren Anfang lautete:

„Staub zu Staub
Ist aller Los —"

Lady Rowena, deren Wesen ernst, aber nicht kummervoll war, begrüßte ihren Befreier mit anmutiger Höflichkeit. Cedric hielt den Kummer seiner Mündel für tiefer, als den der übrigen Mädchen, so daß er dem König zuflüsterte: „Sie war die Verlobte des edlen Athelstane."

Endlich geleitete Cedric seine neuen Gäste in ein für sie be-

sonders hergerichtetes Zimmer, wo sie sich der Ruhe überlassen sollten. Als sich aber Cedric entfernen wollte, ergriff ihn der schwarze Ritter bei der Hand und sagte:

„Ist es gestattet, edler Than, Euch daran zu erinnern, daß Ihr mir bei unserem Scheiden das Versprechen gabt, mir eine Bitte zu erfüllen, als Dank für die Hilfe, die ich Euch einst leistete?"

„Eure Bitte ist erfüllt, mag sie sein, welcher Art sie wolle! — Aber warum bringt Ihr solches in dieser traurigen Stunde vor?"

„Wohl scheint mir die Wahl der Zeit nicht angemessen," versetzte der schwarze Ritter, „aber es dürfte gut sein, bevor wir Athelstanes Grab schließen, daß wir auch gewisse Vorurteile mit hineinlegen; denn hört mich! Bis jetzt bin ich Euch nur unter dem Namen der schwarze Ritter bekannt, in Wirklichkeit aber bin ich Richard Plantagenet!"

„Richard von Anjou?" rief Cedric erstaunt.

„Nein, Richard von England! — Nun, würdiger Than, hast du keine Kniebeugung für deinen König?"

„Mein Knie hat sich noch nie vor normannischem Blut gebeugt!" entgegnete Cedric.

„Nun so spare deine Huldigung auf, bis ich mein Recht öffentlich fordere. — Und nun zu meiner Bitte, Cedric, obwohl du dich weigerst, meine gesetzlichen Ansprüche an die Krone anzuerkennen. Ich fordere von dir, dem guten Ritter Wilfred von Ivanhoe zu vergeben und ihm deine väterliche Liebe zu schenken!"

„Bester Vater!" rief nun Wilfred aus, sich zu Cedrics Füßen niederwerfend. „Verzeihe mir!"

„Es sei also, mein Sohn," antwortete Cedric ihn aufhebend. „Mein Wort halte ich, auch wenn es einem Normannen gegeben ist. — Doch lege das Kleid deiner englischen Vorfahren an; denn kurze Mäntel, bunte Mützen und phantastische Federn mag ich nicht leiden. Wer Cedrics Sohn sein will, muß sich der Einfachheit befleißigen. Lady Rowenas wegen brauchst du nicht so herausgeputzt zu erscheinen — sie muß um Athelstane wie um einen angetrauten Gemahl zwei Jahre trauern!"

Kaum waren diese Worte seinen Lippen entschwunden, als die Tür aufflog und Athelstane in seinem Leichengewand bleich und hager dastand. Sofort bemächtigte sich aller Anwesenden eine ent-

setzliche Angst. Cedric wich so weit zurück, als die Mauer des Gemachs es gestattete, und schaute mit stieren Augen auf die Gestalt seines Freundes. Ivanhoe bekreuzte sich und murmelte Gebete, wie sie ihm eben einfielen, während Richard die Heiligen anrief. Unten aber entstand ein Höllenlärm.

„Haltet die verräterischen Mönche fest! — Stürzt sie von den Zinnen! — In den Kerker mit ihnen!“ — so schwirrten die Stimmen durcheinander.

„Bist du ein Sterblicher,“ sagte Cedric, „so sprich! Bist du aber ein abgeschiedener Geist, so sage uns, warum du uns besuchst und was wir tun können, dir Ruhe zu verschaffen. Athelstane — einerlei ob tot oder lebend — antwortete!“

„Fürchtet nichts,“ entgegnete die Erscheinung, „ich bin so gut lebend, als es einer sein kann, der seit drei Tagen von Brot und Wasser lebt — ja von Brot und Wasser!“

„Aber Athelstane!“ begann jetzt der schwarze Ritter, „ich sah selbst, wie der wilde Templer Euch nach der Erstürmung von Torquilstone niederhieb, und Wamba erzählte mir, Euer Schädel sei vollständig zertrümmert gewesen.“

„Ihr irrtet, edler Herr, und Wamba log,“ sagte Athelstane. „Wohl traf mich des Tempelherrn Schwert, aber nur mit flacher Klinge, und hätte ich den Helm aufgehabt, so würde ich den Hieb kaum gefühlt haben, und dem Tempelherrn wäre es schlecht ergangen. So aber fiel ich betäubt zu Boden, und kam erst wieder zur Besinnung, als ich in einem Sarge lag — zum Glück in einem offenen, welcher vor dem Altar der heiligen Edmundskirche stand. Plötzlich mußte ich niesen, und als ich eben noch an diesem wenig angenehmen Geschäft war, erwachte ich und wollte mich erheben. Sofort kamen der Abt und der Sakristan erschrocken herbeigerannt und gaben mir auf meinen Wunsch etwas Wein, dem irgend ein Betäubungsmittel beigemengt gewesen sein mußte, denn ich schlief bald noch fester wie zuvor. Als ich nach vielen Stunden wieder erwachte, fand ich Arme und Beine so fest niedergebunden, daß ich mich kaum rühren konnte. Der Ort, wo ich lag, war stockfinster. Da knarrte die Tür meines Kerkers und zwei schuftige Mönche erschienen. Sie wollten mir einreden, ich liege im Grabe; aber ich erkannte sofort die fette, ölige Stimme des Abtes. — Ha, wie anders

klang sie sonst, wenn er mich um noch einige Schnitte Rehkeule bat —"

„Verschnauft Euch erst ein wenig, Athelstane!" sagte Richard, „und erzählt dann Eure interessante Geschichte fertig. Ich bin neugierig, wie Ihr entkommen seid."

„Also gut," fuhr der Totgeglaubte nach einer Weile fort, „ich lag in jener Höhle und wartete wohl eine Ewigkeit auf mein Essen, als endlich der lahme Sakristan angehumpelt kam. Er roch nach Wein und allerlei Gewürz — und wirklich, er brachte mir diesmal nicht wie sonst Wasser und Brot, sondern ein Stück Pastete und eine Flasche Wein. Ich aß, trank und fühlte mich neu gestärkt. Zum Glück hatte der etwas angeheiterte Sakristan den Riegel nicht vor die Tür geschoben — sie sprang auf. Auch meine Bande schienen nicht mehr so fest zu sein; ich zerrte meine Füße los und schleppte mich, so gut es gehen mochte, die Treppe hinauf, um das Zimmer des Sakristans zu betreten, der mit einem anderen Geistlichen von verdächtigem Aussehen am Tisch saß und zechte und lärmte.

„Das ist gewiß Bruder Tuck gewesen!" fiel Richard ein.

„Meinetwegen der Teufel!" entgegnete Athelstane. „Genug, sie starrten mich entsetzt an, und als ich mich eben der Handschellen entledigt hatte und auf den Unbekannten losging, ergriff er die Flucht. Nun eilte ich in den Stall, wo ich meinen eigenen, besten Zelter fand, und sprengte hierher. Wohin ich kam, stob alles vor mir auseinander, denn man glaubte ein Gespenst zu sehen."

„Gott sei gelobt, daß er Euch diesen günstigen Augenblick schenkte," sagte Cedric und alle anderen stimmten freudig bewegt in den Ruf ein; denn die Zahl der Zuhörer hatte sich vermehrt. Nur Rowena blieb schweigsam.

„Auch ich danke Gott, mich befreit zu haben," entgegnete Athelstane.

„Fasse Mut, Freund!" fuhr Cedric fort. „Sage diesem normannischen Fürsten Richard von Anjou, daß er den Thron Alfreds nicht unbestritten einnehmen soll."

„Wie, das wäre König Richard?"

„Ja, er ist's," entgegnete Cedric. „Mein Gastrecht schützt ihn vor jeder Beleidigung!"

„Das ist doch selbstverständlich," sagte Athelstane; „ich bringe ihm mit Herz und Hand meine Huldigung."

„Mein Sohn!" begann Editha, die herbeigekommen war, „so wirfst du deine königlichen Rechte hinter dich?"

„Denke an Englands Freiheit, Leichtfertiger!" rief Cedric aus.

„Meine Lieben," versetzte Athelstane, „ich steige als weiserer Mann aus dem Grab, als ich in dasselbe stieg. Jene Torheiten wurden mir zumeist von diesem verräterischen Abt in die Ohren geflüstert, und nun weiß ich, was ich von demselben zu halten habe. Seit ich diesen Plänen nachstrebte, erlitt ich nichts als Püffe und Wunden, Einkerkerungen und Todesnöte. Ich sage euch daher kurz und bündig — ich will König in meinen eigenen Domänen sein — aber nirgends sonst, und meine erste Tat als Regent soll die sein, den fluchwürdigen Abt aufzuhängen!"

„Und was soll mit Lady Rowena geschehen?" fragte Cedric. „Ich hoffe stark, daß du sie nicht verläßt!"

„Sie wird auch ohne mich ihren Herrn finden; Lady Rowena liebt den kleinen Finger von meines Vetters Ivanhoe Handschuh mehr, als meine ganze Person. Errötet nicht, edle Dame; aber reicht mir in Freundschaft Eure Hand! — So, Wilfred von Ivanhoe, nun verzichte ich zu Euren Gunsten. — Beim heiligen Michael, er ist verschwunden — und doch sah ich ihn noch vor einer Minute hier stehen!"

Lange suchte man vergebens nach Ivanhoe. Endlich hörte man, ein Jude habe ihn zu sprechen begehrt und eine kurze Unterredung mit ihm gehabt. Darauf sei der Ritter mit Kurt durch das Tor davongeritten.

Als Rowena Ivanhoes Abwesenheit bemerkte, entfernte auch sie sich.

„Ich glaube, dieses Leichengewand ist schuld, daß alles vor mir flieht!" sagte Athelstane. „So wende ich mich an Euch, edler König —"

Aber auch dieser war gegangen, und niemand wußte wohin. Erst später stellte es sich heraus, daß er im Hof den Juden gesprochen hatte, welcher gekommen war, um Ivanhoe aufzusuchen, und mit diesem fortgesprengt war.

„Bei Gott," rief Athelstane fast ärgerlich, „mein Schloß muß, seit ich fern war, vom Bösen in Besitz genommen sein; denn die

Zu Seite 310.

meisten verschwinden aus diesen Räumen. Aber kommt, ihr Treuen, die ihr zurückgeblieben seid, ich möchte mit euch das Abendbrot verzehren!"

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Gottesgericht. — Schluß.

Wir befinden uns in der Stechbahn von Templestowe, wo die blutigen Würfel um Rebekkas Leben oder Tod fallen sollen. Eine große Volksmenge war herbeigeströmt, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen. Der eine Teil der Neugierigen drängte sich an das Tor des Ordenshauses, um den Zug daraus hervorkommen zu sehen, der andere füllte schon den Raum rings um die Schranken. Am östlichen Ende hatte man für den Großmeister einen Thron errichtet, um den sich die Sitze der Vorsteher und Ordensritter reihten. Über diesem Thron flatterte das Banner der Templer. Am entgegengesetzten Ende der Stechbahn befand sich der mit Reisigbündel und Holzstücken umgebene Marterpfahl. Dicht daneben standen vier schwarze Sklaven, die den Engländern bis dahin noch unbekannt waren und deshalb allgemein als eine Art von Dämonen gehalten wurden, die jetzt ihr teuflisches Werk an Rebekka verrichten sollten.

Die Gespräche aller Zuschauer drehten sich natürlich um die Hexe und ihre Zauberkünste.

„Wißt Ihr schon, Vater Dennet," sagte ein Bauer zu einem Greis, „daß der Teufel den edlen Athelstane von Coningsburgh geholt hat?"

„Ja, aber er behielt ihn nicht lange: gestern Abend brachte er ihn wieder zurück."

„Wie ist das möglich?" fiel ein junger Mann ein, der ein grünes Wams trug, während ein Page ihm die Harfe nachtrug. Es schien ein vornehmer Sänger zu sein; denn über seinem kostbaren Kleide hing an silberner Kette noch der Steinhammer und auf einer Silberplatte an seinem rechten Arm stand nicht wie ge-

wöhnlich Name und Stand der Familie, sondern bloß das Wort: Sherwood.

„Was erzählt Ihr da?“ fragte ein anderer Zuschauer.

„Athelstane ist, nachdem er vierzehn Tage im Grabe gelegen, wieder aufgestanden.“

„Vierzehn Tage? — Das ist nicht wahr!“ rief der Minstrel aus. „Ich sah ihn noch lebend beim Turnier zu Ashby.“

„Tot muß er auf jeden Fall gewesen sein,“ versetzte der jüngere Bauer; „und man hielt das feierliche Totenmahl in Coningsburgh und begrub ihn in der St. Edmundskirche.“

„Das ist erlogen,“ sagte ein riesiger Mönch, der sich auf einen Stab stützte, welcher mehr einem Knüttel glich. „Ich sah selbst, wie man ihn nach seinem Schloß Coningsburgh trug.“

„Dann erzählt die Geschichte selbst, wenn Ihr alles besser wißt,“ sprach Dennet, und nur mit Mühe war er zu bewegen, den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen. Nach einer Weile erst fuhr er fort:

„Also die beiden Mönche hatten mehrere Stunden gezecht, als ein Ächzen und Stöhnen sie aus ihrer Gemütlichkeit heraus-reißt. Sie vernehmen das laute Rasseln der Ketten, und in dem-selben Augenblick erscheint die Gestalt des verstorbenen Athelstane auf der Schwelle und ruft ihnen zu: Was treibt ihr da? Nennt man das Hirtendienst?“

„Falsch, er sprach kein Wort!“ fiel rasch der Mönch ein.

„Ei, Bruder Tuck, du hier?“ sagte der Minstrel erstaunt und zog ihn beiseite.

„Höre, Allan a Dale,“ versetzte der Mönch, „ich sah Athelstane in sein Leichentuch gehüllt leibhaftig vor mir stehen. Er verbreitete einen abscheulichen Modergeruch.“

„Du scherzest!“

„Was sollte mich dazu treiben? Ich führte einen gewaltigen Schlag gegen ihn, aber er fuhr an ihm herab, wie in der Luft —“

„Heiliger Johannes, welche Mär!“

„Ich vergesse diesen Schreck mein Lebtag nicht und tat sofort das Gelübde, einem guten Werk — zum Beispiel dem Verbrennen einer Hexe oder einem Gottesurteil beizuwohnen. Darum siehst du mich auch an dieser Stätte.“

Kaum waren diese Worte über seine Lippen gegangen, als ein dumpfer Glockenton das Nahen des Zuges und den Beginn der Zeremonie der Zuschauermenge andeutete. Knarrend fiel die Zugbrücke des Schlosses, das Tor flog auf und ein Reiter kam mit dem Ordensbanner, ihm voran sechs Trompeter. Dahinter ritten zu zweien die Präzeptoren und nach diesen der Großmeister auf einem einfach gezäumten Roß, welchem Bois-Guilbert folgte. Er war vom Scheitel bis zur Sohle gerüstet, doch ohne Lanze. Schild und Schwert trugen ihm zwei Knappen nach. Da das Helmvisier aufgerichtet war, konnte man sein Gesicht genau erkennen. Es zeigte einen leidenschaftlichen Ausdruck, als läge sein Stolz in heftigem Kampf mit anderen Gefühlen. Zur Rechten des Ritters ritten im weißen wallenden Mantel Konrad von Mont-Fitchet und Albert von Malvoisin, die dem Kämpfer als Beistände beigegeben waren. Den Schluß des ganzen Zuges bildeten Tempelherren, schwarzgekleidete Knappen, Pagen und Reisige. In ihrer Mitte befand sich die Angeklagte — bleich, aber voll Mutes, so daß ihre Erscheinung jedes Auge zu Tränen rührte.

Nachdem der lange Zug einmal die Runde durch die Stechbahn gemacht hatte, stellte sich jedes Glied desselben auf seinem vorher bestimmten Platze auf, mit Ausnahme des Kämpfers und seiner Beistände, die zu Pferd und innerhalb der Schranken blieben. Rebekka wurde währenddessen an den Holzstoß geführt, wo ein schwarz angestrichener Stuhl stand, auf den sie sich setzen durfte. Ein Schauder überlief sie, als sie diese Vorbereitungen zu ihrem Tode bemerkte. Sie schloß die Augen und betete. Nach einer Weile schlug sie jedoch die Augen wieder auf und blickte mit einer Festigkeit auf den Scheiterhaufen, daß sich alle Anwesenden verwunderten.

Jetzt verkündete ein lauter Trompetenstoß den Beginn des Gottesgerichtes. Malvoisin trat vor den Großmeister und sagte:

„Hochwürdiger Vater, hier steht der wackere Ritter Brian von Bois-Guilbert, Präzeptor des Tempelordens. Er verpflichtet sich, heute dafür zu kämpfen, daß diese Jüdin Rebekka den im Ordenskapitel über sie verhängten Urteilsspruch, welcher sie als Hexe zum Tode verdammt, verdiente. Er ist bereit, ehrenvoll zu kämpfen.

„Er hat bereits dem Präzeptor Mont-Fitchet in die Hand geschworen," versetzet Malvoisin; „ein weiterer Eid kann ihm, da die Jüdin keinen Gegeneid leistet, nicht auferlegt werden."

Der Großmeister gab sich damit zufrieden und befahl dem Herold, seines Amtes zu warten.

Wieder schmetterten die Trompeten, und ein Herold rief mit lauter Stimme:

„Hört, was ich euch verkünde! Ritter Brian von Bois-Guilbert ist bereit, mit jedem Ritter von gutem Blut den Kampf aufzunehmen, welcher den dieser Jüdin bewilligten Gottesgerichtskampf bestehen will. Findet sich unter der Menge ein solcher Kämpfer, so sollen ihm vom anwesenden Großmeister des Ordens gleiche Rechte und gleicher Vorteil von Wind und Sonne gewährt werden, damit man uns nicht der Parteilichkeit bezichtige."

Hierauf erklang wieder eine Fanfare, und dann trat eine minutenlange atemlose Stille ein.

„Es scheint sich kein zweiter Kämpfer melden zu wollen," sagte der Großmeister. „Befrage doch die Angeklagte, ob sie jemand erwartet, der für sie streiten will!"

Der Herold näherte sich Rebekka; auch Bois-Guilbert ritt auf sie zu.

Rebekka gab dem Herold die Antwort, daß sie um eine so lange Frist bitte, als das Gesetz erlaube, um zu sehen, ob ihr Gott einen Retter senden werde. Wenn diese Zeit abgelaufen sei, dann möge des Herrn Wille geschehen.

Als der Herold seinem Gebieter diesen Bescheid brachte, rief dieser aus: „Gott behüte uns vor Ungerechtigkeit! Wir wollen warten bis die Schatten von Westen nach Osten fallen, dann aber möge sie sich zum Tode bereiten."

Inzwischen raunte Bois-Guilberts Stimme der Jüdin die verlockendsten Töne ins Ohr, aber Rebekka blieb standhaft und sagte:

„Weiche von mir, Versucher! Selbst in dieser Schreckensstunde vermagst du mich nicht in meinem Glauben zu beirren. — Unter allen Feinden, die mich umringen, bist du der schlimmste."

Bois-Guilbert nahm seinen alten Platz wieder ein, Rebekka dabei einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

Man hatte bereits zwei Stunden vergebens auf das Erscheinen

eines Ritters gewartet, und allgemein war man der Ansicht, daß ein solcher überhaupt nicht für eine der Hexerei angeklagte Jüdin erscheinen würde.

Als aber eben noch Bruder Tuck sagte: „Es ist jammerschade um das schöne Geschöpf!“ zeigte sich auf der Ebene ein Ritter, der sein Roß eilig nach der Stechbahn antrieb.

„Ein Kämpfer! Ein Kämpfer!“ erklang es da freudig bewegt aus hundert Kehlen.

Aber die Hoffnung erlosch sofort wieder; denn das Pferd war durch den meilenweiten Ritt so erschöpft, daß es vor Ermüdung fast umgesunken wäre; auch der Ritter schien ermattet. Trotzdem beantwortete er die an ihn gestellten Fragen nach Stand, Namen und Begehr mit fester Stimme:

„Ich bin ein guter Ritter, heiße Wilfred von Ivanhoe und bin gekommen, um mit Schwert und Lanze die gerechte Sache dieser edlen Jüdin Rebekka zu verfechten, damit der Urteilsspruch, der über sie verhängt ist, zu nichts zerfalle. Darum fordere ich den Ritter Brian von Bois-Guilbert auf, sich mit mir in die Schranken zu begeben!“

„Ich möchte nicht gegen dich kämpfen,“ entgegnete der Templer entmutigt.

„Feigling!“ rief Ivanhoe aus. „Ich will dich an jedem Hof von Europa, in jedem Ordenshaus als Verräter, Mörder und Ehrlosen brandmarken, wenn du jetzt nicht ohne Zaudern den Kampf mit mir aufnimmst!“

„Verfluchter Sachse!“ schrie da Bois-Guilbert. „So nimm deine Lanze und bereite dich zum Tode!“

„Ist der Großmeister mit meiner Wahl einverstanden?“ fragte Ivanhoe.

„Ja, sofern dich das Mädchen als ihren Ritter annimmt.“

„Wohl bin ich noch schwach am Körper, aber stark durch Gottes Hilfe,“ sagte der Ritter zu Rebekka. — „Du nimmst mich als Kämpfer an?“

„Gewiß,“ versetzte Rebekka erregt. „Ich betrachte dich als einen gottgesandten Kämpfer. — Doch nein, miß dich lieber nicht mit diesem Hochmütigen; deine Wunden sind noch nicht geheilt — leicht könntest du besiegt werden und sterben.“

Ivanhoe aber stand schon auf seinem Platz, Bois-Guilbert gegenüber. Der Großmeister warf Rebekkas Handschuh in die Schranken, der Herold zog sich hinter die Palisaden zurück — der Kampf begann.

Mit voller Wucht stürmten die Ritter gegeneinander. Plötzlich stürzte Ivanhoes ermattetes Roß mit seinem nicht minder erschöpften Reiter unter der Lanze des Templers zu Boden. Diesen Ausgang hatte man allgemein erwartet; aber obwohl Ivanhoes Speer den Schild des Gegners nur leicht berührt hatte, taumelte Bois-Guilbert zum großen Schrecken vieler im Sattel, verlor die Steigbügel und kollerte in den Sand.

Ivanhoe, der sich bald wieder erhoben hatte, eilte herbei, um seine Sache zu Fuß und mit dem Schwert zu retten; aber Bois-Guilbert erhob sich nicht. Wilfred setzte ihm die Schwertspitze auf die Brust und forderte ihn auf, sich zu ergeben. Der Hochmütige antwortete nicht.

„Tötet Euren Gegner nicht!" rief der Großmeister. „Wir erklären ihn für besiegt!"

Eiligst schritt er die Stechbahn hinab, um dem Templer den Helm abzunehmen. Als es geschehen war, bemerkte er, daß sich die Augen des Gefallenen wohl öffneten, aber stier und verglast aussahen. Die anfängliche Röte in Bois-Guilberts Gesicht schwand und machte der fahlen Bläße des Todes Platz.

Unberührt von seines Gegners Lanze war der stolze Templer als Opfer seines eigenen ungestümen Wesens gestorben.

„Das ist wirklich ein Gottesgericht," sagte der Großmeister und blickte gerührt nach oben.

* * *

Die erste Aufregung hatte sich gelegt. Der stolze Templer lag tot am Boden. Da fragte Ivanhoe den Großmeister, ob er seine Pflicht als Kämpfer mannhaft und in Ehren erfüllt habe.

„Jawohl," entgegnete Beaumanoir. „Das Mädchen ist frei, und dir stehen als Sieger die Waffen des Toten zur Verfügung."

„Ich möchte ihn seiner Waffen nicht berauben," sagte Ivanhoe; „denn nicht meine, sondern des Herrn Hand schlug den Ritter. — Was das Mädchen anbelangt —"

Hier nahte der schwarze Ritter an der Spitze eines Gefolges von Reisigen und vollständig gewappneten Rittern der Stechbahn und galoppierte in die Schranken, so daß Ivanhoes letzte Worte undeutlich blieben.

„Wie ich sehe, komme ich zu spät zum Kampfe," begann der schwarze Ritter. „Ich hatte Bois-Guilbert mir selbst zum Opfer auserlesen. — Ivanhoe, ich lobe deine Tapferkeit!"

„Gott der Herr war Sieger in diesem Kampf," entgegnete dieser bescheiden.

„Ehre seinem Andenken!" sagte Richard. „Er war ein tapferer Ritter. — Doch unsere Zeit ist kostbar — Bohun, entledige dich deines Auftrages!"

Der Angeredete schritt auf Albert von Malvoisin zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte:

„Im Namen und auf Befehl Richard Plantagenets verhafte ich dich!"

„Was?" fiel der Großmeister ein. „Wer erkühnt sich, einen Tempelritter innerhalb des Ordenshauses verhaften zu lassen?"

„Ich," versetzte der König und schob sein Visier in die Höhe, daß alle sein Gesicht sehen konnten. „Malvoisin stirbt mit seinem verräterischen Bruder Philipp."

„Ohne meine Einwilligung geschieht das nicht," warf Beaumanoir ein.

„Sei klug, stolzer Templer! Dein Widerstand ist nutzlos — deine Hand ist in des Löwen Rachen," rief Richard aus.

„Schweig!" befahl der Großmeister. „Ich werde dich wegen unerlaubter Eingriffe in die Rechte unseres Ordens in Rom belangen!"

„Tue, was du willst; aber jetzt löse das Kapitel auf und ziehe mit deinen Brüdern nach einem anderen Ordenshause, in dessen Mauern kein Verrat gegen den König von England gesponnen wird. — Oder wenn du das nicht willst, so teile unsere Gastfreundschaft, und sei Zeuge des Gerichtes, das wir halten wollen."

„Ich sollte ein Gast sein in dem Hause, wo ich Herrscher war? Nie — nie! Kommt, meine treuen Ritter und Knappen, schart euch um des heiligen Templerordens Banner!"

Beaumanoir sprach diese Worte mit einer Würde, die der des Königs nicht nachstand. Seine Brüder wurden daher mit neuem

Mute belebt und scharten sich zuversichtlich um ihn. Richard ritt langsam an dieser feindseligen Ritterschar vorbei und sagte:

„Nun, ihr Herren, findet keiner unter euch den Mut, eine Lanze mit Richard zu brechen?"

„Wir Tempelbrüder sind es nicht gewöhnt, um so eitler Dinge willen und auf eine so profane Herausforderung hin zu kämpfen," versetzte der Großmeister, welcher an die Spitze des Zuges geritten war. „Mit dir, Richard, soll kein Templer die Lanze kreuzen — unseren Zwist soll der Papst richten."

Mit diesen Worten gab er das Zeichen zum Aufbruch und langsam entfernte sich der Zug aus der Stechbahn.

Rebekka hatte von den letzten Vorgängen nichts gesehen noch gehört — sie lag, vom jähen Wechsel ihres Schicksals betäubt, in den Armen ihres Vaters. Erst Isaaks Worte, zu Ivanhoe zurückzukehren und ihm den verdienten Dank zu Füßen zu legen, brachte sie zur Besinnung.

„Jetzt nicht," sagte Rebekka. „Wir wollen diesen Schreckensort lieber sogleich verlassen!"

„Und man sollte dich eine Undankbare nennen?"

„Ich bin nicht undankbar, Vater; ich erkenne und fühle alles, was er für mich getan hat, aber —"

„Nun, was soll das ‚aber'?"

„König Richard ist zugegen, und —"

„Du hast recht, meine kluge Rebekka. — Wir wollen fort von hier; denn vielleicht weiß er schon um meine Verbindung mit dem Prinzen Johann, und das könnte für mich schlimm ausfallen. Also, komm!"

Mit diesen Worten führte er seine Tochter aus der Stechbahn und geleitete sie sicher in das Haus des Rabbi Nathan.

Ivanhoe hatte sich derweil dem Heinrich Bohun, Earl von Essex, Großschwertmeister von England, genähert, der ihm erzählte, wie er mit seinem Gefolge und mit König Richard hierhergekommen sei.

„Ich war gerade im Begriff, mit meinen Leuten gegen York zu ziehen," sagte er, „als ich dem König begegnete, der wie ein echter fahrender Ritter hierher galoppierte, um das Abenteuer des Templers Brian und der Jüdin mit seinem eigenen Arm zum Abschluß zu bringen — und da schloß ich mich ihm an."

„Und wie sieht es in York aus?“ fragte Ivanhoe gespannt. „Werden uns die Rebellen dort viel zu schaffen machen?“

„Fürchtet nichts,“ entgegnete der Graf. „Sie sind wie Dezemberschnee in der Julisonne. Wer uns aber diese Nachricht brachte, das war — Johann selbst.“

„Wie, dieser Verräter? — Richard ließ ihn doch gefangen setzen?“

„Nein, er schickte ihn bloß zu seiner Mutter, um so lange dort zu bleiben, bis die Geister sich beruhigt hätten.“

„Richard ist zu milde,“ bemerkte Ivanhoe. „Er fordert damit die Menschen nur zu neuem Verrat heraus.“

„Er gleicht dem Mann, der noch mit frischen Wunden bedeckt ist und doch in einen neuen Kampf zieht.“

„Ich verstehe Euch, edler Lord,“ entgegnete Ivanhoe; „aber ich wagte nur mein eigenes Leben — Richard das Wohl seines Staates.“

„Menschen, die ihr eigenes Wohl ganz außer acht lassen,“ versetzte der Earl von Essex, „sind selten sehr rücksichtsvoll gegen das Wohl anderer. — Doch es ist Zeit, daß wir uns nach dem Schloß begeben; denn dort will Richard über einige untergeordnete Mitglieder der Verschwörung Gericht halten, obwohl er ihrem Haupt großmütig verzieh.“

Aus der Chronik jener Zeit ersehen wir, daß die Seele der Verschwörung, Waldemar Fitzurse, die Verbannung traf; Moritz de Bracy entkam glücklich nach Frankreich und nahm bei König Philipp Dienste; Philipp und Albert von Malvoisin büßten ihr Vergehen mit dem Tode, Johann aber erntete von seinem gutmütigen Bruder nicht einmal Vorwürfe. Das harte Geschick der Brüder Malvoisin ward jedoch von niemand beklagt; denn sie hatten die auferlegte Todesstrafe durch verübte Grausamkeiten an Hoch und Niedrig reichlich verdient.

Kurze Zeit nach jenen Ereignissen in Templestowe wurde Cedric der Sachse an den Hof Richards berufen, der damals in York residierte. Cedric kam der Aufforderung nur ungern nach; denn Richards Rückkehr hatte den letzten Funken der von ihm genährten Hoffnung gelöscht: die sächsische Dynastie wieder auf Englands Thron zu setzen. Richards Person war zu populär, um mit Erfolg gegen ihn an-

kämpfen zu können. Überdies entging es selbst dem geringen Scharfsinn Cedrics nicht, daß sein Plan, die Sachsen durch eine Verbindung Lady Rowenas mit Athelstane noch inniger zu machen, jetzt durch die gegenseitige Weigerung der Betreffenden für immer gescheitert sei. Er gab wohl oder übel seinen Starrsinn auf, Athelstane befriedigte aber seine Rachelust damit, daß er den Abt und seine Mönche drei Tage lang in dem Verließ von Coningsburgh bei schmaler Kost eingeschlossen hielt.

Der Abt bedrohte ihn wegen dieser willkürlichen Grausamkeit mit Ausstoßung aus der Kirche. Darüber in tiefen Gedanken versunken, ging er im Zimmer auf und ab. Da trat Cedric ein, um ihn noch einmal dazu zu bewegen, Lady Rowena als Gattin heimzuführen, aber alles war vergebliche Mühe, und Wamba hatte recht, wenn er sagte: „Athelstane sei ein Hahn, der nicht kämpfen wolle." Athelstane leerte sogar einen Becher auf das Wohl der Lady Rowena und ihre baldige Verehelichung mit seinem Vetter Ivanhoe.

Nun stand den Liebenden noch ein Hindernis im Weg — Cedrics Abneigung gegen das normannische Herrscherhaus. Aber diese wich bald der persönlichen Liebenswürdigkeit des Königs Richard, der sich an Cedrics barschem Wesen ergötzte und den edlen Sachsen so gut zu behandeln wußte, daß derselbe nach einem siebentägigen Aufenthalt am Hof seine Einwilligung in die Verbindung seiner Mündel Rowena mit seinem Sohn Wilfred erteilte.

Die Hochzeit unseres Helden wurde im Münster zu York mit allem nur möglichen Glanz und Pomp gefeiert. Der König war in eigener Person erschienen und gab dadurch den bisher erniedrigten Sachsen eine bessere Hoffnung, ihre Rechte wiederzuerlangen, als sie vernünftigerweise in den zweifelhaften Ausgang eines Bürgerkrieges hätten setzen können. Kurt und Wamba, die ehemals Ivanhoes Unglück und Gefahren geteilt hatten, nahmen jetzt gleichfalls gerechten Anteil an seinem Glück.

Es war diese Hochzeit gleichsam eine Versöhnungsfeier zwischen zwei feindseligen Geschlechtern. Cedric erlebte es noch, wie diese Nationen fest ineinander verschmolzen. Durch Wechselheiraten gaben die Normannen ihre Geringschätzung gegen die Sachsen auf,

diese aber verloren allmählich ihre ländliche Rauheit. Unter Eduards III. Regierung endlich schienen die letzten Spuren der einstigen Feindschaft zwischen den beiden Volksstämmen zu schwinden — man sprach eine gemischte Sprache, das heutige Englisch.

Am Morgen des zweiten Hochzeitstages meldete Elgitha ihrer Herrin Lady Rowena, daß ein verschleiertes Mädchen sie ohne Zeugen zu sprechen wünsche. Rowena ließ die Unbekannte einführen, deren Benehmen achtungsvoll und ohne jede Beimischung von Furcht oder Zudringlichkeit war.

Nachdem die Fremde auf Rowenas Bitte Platz genommen hatte, fragte die junge Frau nach ihrem Begehr.

„Ich möchte nur Euch, Lady von Ivanhoe, die Schuld der Dankbarkeit abtragen, die ich Wilfred von Ivanhoe schulde," entgegnete Rebekka, sich mit Anstand und Würde erhebend; „ich bin die unglückliche Jüdin, für die Euer Herr Gemahl im Gottesgericht zu Templestowe sein Leben wagte!"

„Es bedarf des Dankes nicht, Mädchen," versetzte Rowena; „mein Gemahl zahlte an jenem Tage nur zurück, was er von dir Gutes empfangen hatte. — Sprich, kann ich dir mit irgend etwas dienen?"

„Ich ehre Eure Gesinnung, edle Dame; aber ich habe alles genug. Doch wollt Ihr Eurem Herrn Gemahl meinen Dank und Abschiedsgruß übermitteln, so will ich befriedigt von hinnen ziehen."

„Wohin gehst du?"

„Nach Granada, wo mein Vater einen Bruder hat, der beim König Boabdil in hoher Gunst steht," antwortete Rebekka. „Dort finden wir Schutz und Frieden."

„Glaubst du nicht gleichen Schutz in England zu haben?" fragte Rowena. „Mein Gemahl besitzt des Königs Gunst, und der König selbst ist gerecht und milde."

„Wohl ist mir das bekannt, Lady; aber Englands Volk ist wild und blutdürstig."

„Ein Mädchen, das am Krankenbette Ivanhoes mit soviel Aufopferung wachte, braucht in diesem Lande nichts zu fürchten. Normannen wie Sachsen werden dir alle erdenkliche Ehre erweisen."

„Eure Worte sind wohl gemeint," sagte Rebekka; „aber es kann nicht sein — eine große Kluft der Vorurteile trennt uns.

Lebt wohl! Gott segne Euch, Lady, und meinen hochherzigen Befreier! — O, wie bebt mein Herz," setzte sie schluchzend hinzu, „wenn ich Torquilstone und der Schranken von Templestowe gedenke! — Und nun noch eine Bitte: Nehmt dieses Kästchen huldvoll an —"

Als Rowena das mit Silber ausgelegte Wertstück öffnete, strahlte ihr ein Juwelenschmuck von ungeheurem Wert entgegen, so daß sie sich sträubte, das Geschenk anzunehmen.

„Behaltet es, Lady, der Schmuck paßt zu Eurem Rang und Reichtum eher als zu meiner Niedrigkeit. Ich werde nie mehr Juwelen tragen!"

„Warum nicht? Bist du unglücklich? O dann bleibe bei uns! Weise Männer sollen dich in unserem Glauben unterrichten, und ich will dir eine Schwester sein."

„Nein, Lady," entgegnete die schöne Rebekka, die den Schleier zurückgeworfen hatte, mit unveränderlicher Ruhe und sanfter Stimme; „ich kann den Glauben meiner Väter nicht wechseln wie ein Kleid — und unglücklich will ich nicht sein. Sagt Eurem Gemahl — falls er nach dem Schicksal des Mädchens fragen sollte, dessen Leben er gerettet hat —, daß ich mich unter den Frauen meines Geschlechtes befinde, die ihre Gedanken dem Himmel, ihr irdisches Handeln dem Trost der Unglücklichen, der Heilung Kranker und der Erleichterung des Elends weihen."

Tiefbewegt schritt sie auf Rowena zu, um Abschied von ihr zu nehmen.

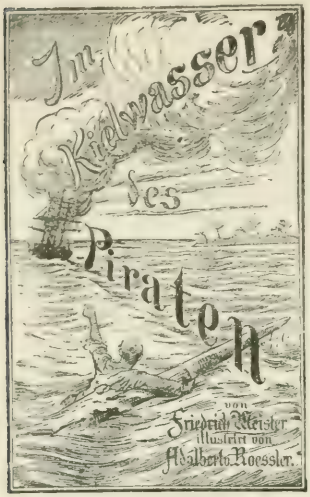
„Lebt wohl!" sagte sie mit zitternder Stimme, deren wehmütiger Klang vielleicht mehr verriet, als ihr lieb war. „Möge der, der Christen und Juden schuf, Euch seinen reichen Segen zu teil werden lassen!"

Das waren ihre letzten Worte, dann verließ sie gleich einer Erscheinung das Gemach. Rowena erzählte den seltsamen Auftritt ihrem Gemahl, auf dessen Gemüt er einen tiefen Eindruck machte.

Wilfred und seine Gemahlin lebten lange und glücklich; denn sie hingen aneinander mit Banden der reinsten Jugendliebe. Ivanhoe zeichnete sich in Richards Diensten vielfach aus und erhielt mannigfache Beweise der königlichen Huld. Gewiß wäre er noch zu höheren Ehrenstellen aufgerückt, wenn nicht Richard einen vor-

zeitigen Heldentod vor dem Schloß Chaluz bei Limoges gefunden hätte. Auf den romantisch gesinnten und ungestümen König aber lassen sich mit geringer Abänderung die Zeilen trefflich anwenden, die einst Johnson auf Karl XII. von Schweden dichtete:

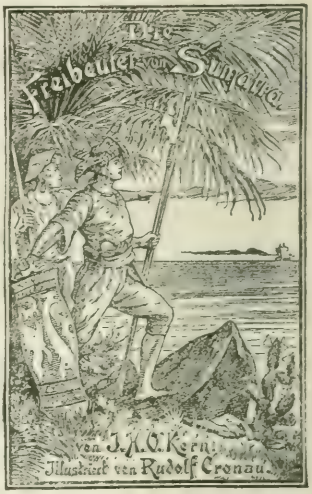
„Das Schicksal ließ ihn fallen auf fremdem Meeresstrand,
Vor einer kleinen Burg, durch niedre Hand.
Er ließ 'nen Namen nach, vor dem die Welt ward bleich,
Gab Stoff für Sittenlehr' und den Roman zugleich."



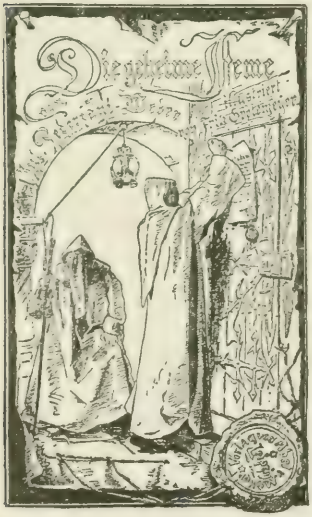
Im Kielwasser des Piraten. Für die reifere Jugend erzählt von **Friedr. Meister.** Illustriert von Adalb. v. Rößler. 3. Auflage. M. 4.50.

Allgemeine Deutsche Schulzeitung: . . . Ein vorzügliches Buch für erwachsene Knaben. Es ist nicht lediglich der Unterhaltung, sondern auch gleichzeitig der Belehrung gewidmet.

Die Freibeuter von Sumatra von **J. H. O. Kern.** Illustriert von Rud. Cronau. M. 4.50.



Anzeiger für die neueste pädagogische Litteratur: In fesselnder Darstellung werden die Schicksale von zwei braven jungen Seeleuten erzählt, die durch Mut, Ausdauer und Klugheit im Kampfe mit wilden Inselbewohnern glücklich davon kamen. Das Buch ist reich an ethnographischen und geographischen Schilderungen, belehrt und unterhält zugleich. Ausgezeichnet sind auch die zahlreichen Illustrationen von Rud. Cronau.



Die geheime Feme. Ein Kulturbild aus dem deutschen Mittelalter von **J. Pederzani-Weber.** Illustriert von F. Grotemeyer. M. 4.50.

Central-Organ für die Interessen des Realschulwesens sagt u. A.: . . . Die Erzählung schreitet in raschem, energischem Zuge klar und gedrungen vor, in eleganter Form mit leichtem Verständnisse und nicht ablassendem Interesse. Die typographische und künstlerische Ausstattung ist eine sehr gute.

Goetz von Berlichingen. Eine kulturgeschichtliche Erzählung für die reifere Jugend von **Jul. Pederzani-Weber.** Illustriert von Eduard Kämpffer. 5. Auflage. M. 4.50.

Allgemeine Deutsche Schulzeitung: Mit gewandter Feder erzählt der Verfasser in spannender Weise das Leben und die Thaten „eines Schützers aller Rechtlosen", eines Helden, der seit Goethe im deutschen Volke lebt — des Ritters Goetz von Berlichingen. Zugleich wird ein lehrreiches Kulturbild des 16. Jahrhunderts vor dem Leser aufgerollt. Die reifere Jugend (Knaben von 12—16 Jahren) werden sich an den Tugenden des Helden erwärmen und tiefinnerliche Gottesfurcht und Liebe zu deutschem Wesen und deutscher Sitte von ihm lernen. Als weitere Empfehlung dient dem Buche die gute Ausstattung: gutes Papier, schöner Druck, künstlerisch ausgeführte Illustration. Das Buch ist für den Weihnachtstisch wohl geeignet.

Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung: Unsere heranwachsende Jugend erhält hier in der für sie passenden Form dasjenige vermittelt, was durch Goethe's Schauspiel unsterblich geworden ist: ein Bild jenes wackeren Ritters des sechzehnten Jahrhunderts, der sich zum Wahlspruch seines Lebens erkoren hatte, „ein Schützer aller Rechtlosen zu sein", und dazu ein Kulturbild jenes Jahrhunderts, das ein wichtiger Wendepunkt in unserer Geschichte werden sollte, in dem das Mittelalter abschließt und die neue Zeit beginnt, jener Zeit, in der das eiserne Joch des Faustrechtes gebrochen und der Versuch gemacht ward, die Bauern aus Leibeigenschaft und Rechtlosigkeit zu erlösen. Die Wiedergabe ist dem Verfasser vortrefflich gelungen; er erzählt gut und schreibt nicht bloß Goethe nach, sondern hält sich an die Quellen, über die er in der Vorrede Rechenschaft ablegt.

Ein Mann, ein Wort! Für die reifere Jugend erzählt von **E. Wuttke-Biller.** Illustriert von Hermann Vogel. 4. Auflage. M. 4 50.

Die Gartenlaube schreibt über dieses Buch: **Von Erzählungen historischen Inhalts gehört „Ein Mann, ein Wort!" von E. Wuttke-Biller zu den wertvollsten Bereicherungen der Jugendlitteratur, gegen welche zahlreiche andere Schriften merklich zurücktreten.**

Unsern illustrierten

Weihnachtskatalog

senden wir

auf Wunsch an jedermann

gratis und franko.

Leipzig, Abel & Müller,
Salomonstr. 10. Verlagshandlung.

1412 4

PR 5318 A53 1903

Scott, (Sir) Walter
Ivanhoe

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 14 04 07 010 2